

ED-106156-1

RABENAU, Friedrich von

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 3911/67	Best. ED 106/56
Rep. 12	Kat. 12

ED-106156-2
Forstmeister i.R.W.Vorberg.
Diepholz,Hindenburgstr.62.

den 5.2.57.

Herrn Walter Hammer

Hamburg 39
Veerstücken 9.

Sehr geehrter Herr Hammer!
Ich höre, Sie haben ein Archiv der Widerstandskämpfer errichtet. Als Biograph des Generals d.Art.F.v.Rabenau kann ich nirgends den richtigen Todestag von ihm erfahren. Er ist am 13. oder 11. April von Schönberg im Bayr. Wald nach Flossenburg geholt worden und vermutlich am Tage nach seiner Ankunft (12 oder 14.4.) dort gemordet worden (gehängt). Aber von wem? Im Mordprozeß Hupenkothen/Dr. Thorbeck, die am 9.4. die Abwehr umgebracht hatten, ist der Name Rabenau nicht genannt worden, obgleich ich annehmen möchte, daß er durch das gleiche "Standgericht" umgebracht wurde, Oder durch wen sonst?

Ich frage ergebenst an, ob Sie darüber genaueres sagen können!

Mit bestem Dank im Voraus, sehr ergebenst

Rückporto!



W. Vorberg

7. Februar 1957

Herrn

Forstmeister i. R. W. Vorberg

Diepholz

Hindenburgstr. 62

Sehr geehrter Herr Vorberg!

Gerade zu meinem Aufgaben-
gebiet gehört, da ich mich mit Quellenstudien und

Geschichtsschreibung befasse, will ich Ihnen doch gerne

einige Aufschlüsse geben. Ich bin so einigermaßen mit

den Vorgängen in Flossenbürg vertraut, doch habe ich
mich auch selber vergebens darum bemüht, die näheren
Umstände des Todes von General von Rabenau festzustel-
len. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, sind mindestens
30 000 Menschen im KZ Flossenbürg ums Leben gebracht
worden. In vielen Fällen auf direkten Befehl aus Ber-
lin vom Reichssicherheitshauptamt in der Prinz-Al-
brecht-Straße. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß
General von Rabenau bald nach seiner Verlegung in
Flossenbürg erhängt oder mit Genickschuß umgebracht
worden ist. Bestimmtes wird sich hierüber kaum noch
feststellen lassen, doch empfehle ich Ihnen, immerhin
einmal an Herrn ~~XXXXXXXXXX~~ O p i t z , dem Direktor
des Internationalen Suchdienstes in Arolsen/Waldeck
zu schreiben. Sie können hierbei erwähnen, daß ich
Ihnen diese Anfrage empfohlen hätte. Allerdings ist es
sehr unwahrscheinlich, daß noch Register aus den letz-
ten Tagen von Flossenbürg erhalten geblieben sind.

Mit Herrn Pfarrer Dr. von Rabenau - ich
weiß nicht, ob er mit seinen 73 Jahren noch im Amt
ist (Berlin-Schöneberg, Apostel-Paulus-Kirche) -,
einem Vetter von General von Rabenau, stehen Sie wohl
schon in Verbindung? Aber auch er wird kaum etwas über
die näheren Umstände von seines Vetters Tod wissen.

7. Februar 1957

Ich weiß nicht, ob es sich bei Frau Dr. Eva-Dorothee Linnebach, geb. Rabenau, um eine Tochter des Generals handelt. Die Hochzeit fand Weihnacht 1954 statt. Die Adresse dieser Dame würde Ihnen wahrscheinlich Frau Renate Gräfin Hardenberg anvertrauen: Kronberg / Taunus, Jaminstraße 8.

Wenn Ihre Nachforschungen nennenswerte Ergebnisse bringen, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir hierüber zur Bereicherung meines Archivs Bescheid geben wollten.

Mit höchachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

Einige Aufschlüsse geben Sie ein eingetragenes mit den Vorgängen in Pflanzburg vertritt, doch habe ich mich noch selber vergewissert durch den Herrn Grafen des Todes von General von Rabenau festzustellen. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, wird mindestens 30 000 Bogen in die Pflanzburg und haben gesammelt worden. In diesen Bogen sind direkt die Namen der in von Rabenau in der Pflanzburg in der Pflanzburg-Strasse. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß General von Rabenau bald nach seiner Verlegung in Pflanzburg erkrankt oder mit Genicksschlag umgebracht worden ist. Bestimmtes wird sich nicht hierüber kann noch feststellen lassen, doch empfehle ich Ihnen, immerhin einmal an Herrn KOMMUNIKATIONEN 0 1 2 a, den Direktor des Internationalen Stichtens in Arolsen, Waldbeck zu schreiben. Sie können hierbei erwähnen, daß ich Ihnen diese Anfrage empfohlen hätte. Allerdings ist es sehr unwahrscheinlich, daß noch Befragte aus den letzten Tagen von Pflanzburg erhalten geblieben sind. Mit Herrn Herr Dr. von Rabenau - ich weiß nicht, ob er mit seinen 73 Jahren noch im Amt ist (Berlin-Schöneberg, Apostel-Paulus-Kirche) - einen Vetter von General von Rabenau, stehen Sie wohl schon in Verbindung? Aber auch er wird kaum etwas über die näheren Umstände von seines Veters Tod wissen.

ins

ED-106156-4

Forstmeister i/R.W.Vorberg.

Diepholz den 8.2.57.

Herrn Walter Hammer

Hamburg, Veerstücken 9.

Sehr geehrter Herr Hammer!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Zeilen, wenn sie mich auch nicht weiter bringen. Pastor v.R. weiß nichts, Frau Linnebach, Dr.ph.geb.E.D. v. Rabenau ist die ältere der beiden Töchter und wohnt in Stuttgart Robert-Bosenstrasse 103. Die jüngere, Frau verw.v.Kornatzki wohnt bei ihrer Mutter in Bevensen, Mittelweg 32. (Mann Oberst starb bei der Einnahme von Stalingrad). Ich bin ein lebenslanger Freund der Familie und habe sehr viel Beziehungen für die Biografie ausnutzen können.

Der General ist am 13.4.45 (Frau Gördeler meint allerdings am 11.4) von Schönberg im Bayr.Wald abgeholt und angeblich nach Flossenburg geholt worden. Seit dem Tage fehlt alle deutliche Spur, nur ein Däne, schrieb an den Bruder Rabenauer wisse, daß R. damals (Tag unsicher) morgens zwischen 6 und 7. von einem SS.Mann Wolff gehängt worden sei. Ich nehme noch an, daß er von demselben Exekutionskommando, das am 9.4. Canaris und seine Leute umgebracht hatte und extra dazu aus Berlin gekommen war (Hupenkothen, Dr.Thorbeck u.a.) umgebracht ist und stehe deswegen mit dem Oberstaatsanwalt beim Landgericht Weiden/Obfr. in Verbindung.

An Herrn Opitz werde ich schreiben, wenn ich auch kaum glaube, daß ich dort Näheres hören würde. Wenn ich Näheres und Neues erfahre, werde ich Ihnen schreiben. Haben Sie besten Dank! Mit freundlichem Gruss

Jhr

W. G. Meyer

Institut für...

12.2.1957.

Herrn
Forstmeister i.R. W. Vorberg
Diepholz

Sehr geehrter Herr Vorberg !

Tatsächlich gehört der Tod von Herrn General von Rabenau zu den Rätseln, die es mir nicht zu lösen gelang. Überlegen Sie es sich doch bitte einmal, ob es nicht doch reichlich nebensächlich ist, wann genau die Katastrophe eintrat. Tag und Stunde sind doch so wichtig nicht. Wenn ich noch Genaueres erfahre, werde ich Sie benachrichtigen. War es Ihnen schon möglich, mit dem dänischen Offizier Lunding in Verbindung zu kommen ? Im Übrigen weiß man, daß ungefähr dreissigtausend Menschen in Flossenbürg (nicht Flossenburg!) ums Leben gebracht worden sind. Man kennt ja den Massenmörder; vielleicht braucht man sich nicht weiter darum zu bemühen, seine Henkersknechte herauszufinden, die in Flossenbürg seinen Mordbefehlen gehorchten. Es war eine schlimme Zeit. Man darf nicht vergessen und sollte die Toten ehren, den Enkeln zur Mahnung !

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr

II AK 1/57

Zeugenladung

An Herrn Walter H a m m e r

H a m b u r g 39, Veerstücken 9

In der ~~Rückfrage~~ — Untersuchungssache gegen Ludwig Baungartner

wegen Beihilfe zum Mord

werden Sie als Zeuge auf

Mittwoch, den 2. Juli 1958 vor mittags 10.30 Uhr
rock

das Ziviljustizgebäude (Anbau) Hamburg 36, Sievekingplatz 1

vor (Anmeldung Zimmer Nr. 540)

in den Sitzungssaal Nr. 1

zur ~~Hauptverhandlung~~ — Vernehmung — geladen und gebeten, pünktlich zu erscheinen.

Zugleich werden Sie auf die gesetzlichen Folgen des Ausbleibens hingewiesen. Die Vorschriften der Strafprozeßordnung hierüber sind auf der Rückseite dieser Ladung abgedruckt.

Die Ladung wollen Sie mitbringen, weil nur gegen ihre Vorzeigung Zeugengebühren ausbezahlt werden. Im Falle der Dürftigkeit kann ein Zeuge beim Amtsgericht, in dessen Bezirk er sich aufhält, wenn er sich aber außerhalb Bayerns aufhält, bei dem Gericht, vor das er geladen ist, einen Vorschuß für seine Auslagen verlangen; wendet sich der Zeuge an das Amtsgericht, so muß er seine Ladung vorzeigen.

Falls Sie den Aufenthaltsort gewechselt haben oder ihn bis zum Termine wechseln werden, wollen Sie zur Vermeidung von Nachteilen bei Festsetzung der Gebühren dem Gericht unverzüglich Ihre neue Anschrift genau mitteilen.

Zwecks reibungsloser Berechnung der Zeugengebühren empfiehlt es sich mitzubringen:

1. Nachweis des Arbeitgebers über erfolgten Lohnabzug, insbesondere auch die Höhe desselben.
2. Nachweis über die für ein Nachtquartier gemachten Auslagen.
3. Eisenbahnfahrkarte. (Die Bahn beläßt diese Karte auf Verlangen in den Händen des Reisenden.)

Jede Zuschrift ist mit der links oben angegebenen Nummer zu versehen.

Eisenbahnrückfahrkarte lösen!

Weiden (Oberpf.), den 28.5. 1958

Auf richterliche Anordnung:

Die Geschäftsstelle des Landgerichts:

Hoffling

Just.Ass.Anw.

Ich bitte, den Termin unbedingt einzuhalten, da ich mich auf einer grösseren Dienstreise befinde und die Nichteinhaltung des Termins hohe Kosten verursachen würde.

ges. Schlenßinger LGRat. || b.w. ||

§ 51 Abs. 1 u. 2 der Strafprozeßordnung lautet:

Ein ordnungsgemäß geladener Zeuge, welcher nicht erscheint, ist in die durch das Ausbleiben verursachten Kosten, sowie zu einer Ordnungstrafe in Geld und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, zur Strafe der Haft bis zu 6 Wochen zu verurteilen. Auch ist die zwangsweise Vorführung des Zeugen zulässig. Im Falle wiederholten Ausbleibens kann die Strafe noch einmal erkannt werden.

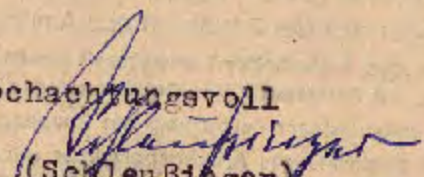
Die Verurteilung in Strafe und Kosten unterbleibt, wenn das Ausbleiben des Zeugen genügend entschuldigt ist. Erfolgt nachträglich genügende Entschuldigung, so werden die gegen den Zeugen getroffenen Anordnungen wieder aufgehoben.

Sehr geehrter Herr!

Bei der vorliegenden Voruntersuchung handelt es sich um Vorgänge bezüglich führender Männer der Widerstandsbewegung. Unter anderem suchen wir nach Hinweisen auf das Schicksal des Generals der Artillerie Friedrich von Rabenau. Herr Priv. Doz. K.D. Bracher aus Berlin-Dahlen ließ mir wissen, daß Sie ein Archiv besitzen, welches die Widerstandsbewegung in Deutschland gegen das NS-Regime betrifft. Da erfahrungsgemäß eine Korespondenz bei dem Umfang meiner Ermittlungen wenig Erfolg verspricht und auch zu schwierig ist, bitte ich Sie höflichst, zu einer kurzen Rücksprache mit mir zu dem vorgesehenen Termin in Hamburg zu erscheinen. Ich halte es für das Beste, wenn ich Ihnen mündlich meinen Fragenkomplex vorlegen könnte und Sie dann mir entweder mündlich oder nachträglich schriftlich die Ihnen zur Verfügung stehenden Aufklärungen geben könnten. So betrachtet, würden Sie bei dem Gespräch wohl eher als Sachverständiger denn als Zeuge herangezogen werden. Da Sie aber, wie ich aus der Unterrichtung Dr. Brachers entnehme, selbst Widerstandskämpfer waren, könnten Sie vielleicht sogar aus eigenen Wahrnehmungen Bekundungen machen.

Ich darf Sie höflichst bitten, den Termin nach aller Möglichkeit einzuhalten, da er in eine größere Dienstreise eingepplant ist.

Hochachtungsvoll


(Schleu Binger)
Landgerichtsrat.

1. Juni 1958

Archiv

Über das Schicksal von General von Rabenau weiß ich einigermassen Bescheid, doch stütze ich mich dabei in erster Linie auf die Lebenserinnerung von Wilhelm Herrm Landgerichtsrat Schleußinger Weiden / Oberpfalz Landgericht

Sehr geehrter Herr Landgerichtsrat!

Gestern erreichte mich Ihre Zeugenladung zur Sache II AK 1/57. Ich bedaure, mitteilen zu müssen, daß es mir aus gesundheitlichen Gründen nicht möglich sein wird, den Vorladung Folge zu leisten. Ich bin 70 Jahre alt und körperlich dermaßen geschwächt, daß ich den ganzen Winter über nicht vor die Tür gekommen bin. Nötigenfalls diene ich Ihnen gerne mit einem ärztlichen Attest.

Es trifft schon zu, daß ich mit den Vorgängen des deutschen Widerstandes so einigermaßen vertraut bin; man sagt sogar, daß ich diese schwierige Materie beherrschte. In Anerkennung meiner speziellen Forschungsarbeit ist mir schon vor fünf Jahren von Herrn Bundespräsident Professor Heuß das Verdienstkreuz Erster Klasse verliehen worden. Dies lediglich zu meiner Legitimation. Auch die beiliegenden Papiere werden Ihnen wahrscheinlich einige brauchbare Aufschlüsse zur Person geben können.

Ich bin schon öfters gutachtlich gehört worden. Die Herren Staatsanwälte und Landgerichtsräte hatten dann die Freundlichkeit, sich zu mir zu bemühen. So war es auch möglich, mein Archiv zu befragen und stichhaltige Auskünfte zu geben. Mein Archiv dient allerdings nur der Geschichtsforschung und ist keineswegs ein behördlich finanziertes Institut. Ich arbeite an mehreren illustrierten Werken, auf die ich meine letzte Kraft konzentrieren muß. Gleichwohl habe ich noch immer mit Auskünften und Ratschlägen geholfen, soweit ich dazu imstande war.

Institut

Ein unzureichend geladener Zeuge, welcher nicht erscheint, ist in die durch das Ausbleiben verursachten Kosten, so wie zu einer Zwangsverhaftung in Geld und für den Fall, daß diese nicht beigetrieben werden kann, zur Strafe der Haft mit 6 Wochen zu verurteilen. Auch ist die Zwangsweise Vorführung des Zeugen zulässig. Im Falle wiederholten Ausbleibens kann die Strafe noch einmal erkannt werden.

Die Verurteilung in Strafe und Kosten unterbleibt, wenn das Ausbleiben des Zeugen genügend entschuldigt ist. Erfolgt eine genügende Entschuldigung,

Über das Schicksal von General von Rabenau weiß

ich einigermaßen Bescheid, doch stütze ich mich dabei in erster Linie auf die Lebensschilderung von Wilhelm Vorberg, die Ihnen ja ohne Zweifel auch schon vorliegt und worin ausdrücklich gesagt wird, daß gerade über die letzten Stunden von General von Rabenau nichts Bestimmtes herauszufinden war. Auch ich sehe mich leider ausser-

Sehr geehrter Herr, bei der vorletzten Sitzung des Ausschusses für die Angelegenheiten der Artillerie, zum Lösung dieses Rätsels Wesentliches beizutragen.

Ich erinnere mich noch, vor etwa einem Jahr einmal empfohlen zu haben, bei Herrn Direktor Opitz vom Internationalen Suchdienst in Arolsen/Waldeck anzufragen, ob vielleicht ihm etwas über die letzten Tage von General von Rabenau bekannt geworden sei. Aber ich glaube zu wissen, daß man in Arolsen gerade über das KZ Flossenbürg nur recht mäßig orientiert ist.

Mit hochachtungsvoller Empfehlung
Ihr ergebener

hochachtungsvoller Empfehlung
Ihr ergebener
Herrn Staatsanwälte und Landgerichtsräte hatten dann die
Freundlichkeit, sich zu mir zu bemühen. So war es auch
möglich, mein Archiv zu befragen und stichhaltige Aus-
künfte zu geben. Mein Archiv dient allerdings nur der
Geschichtsforschung und ist keineswegs ein behördlich
finanziertes Institut. Ich arbeite an mehreren hün-
derten Werken, auf die ich meine letzte Kraft kon-
zentrieren muß. Gleichwohl habe ich noch immer mit Aus-
künften und Ratschlägen geholfen, soweit ich dazu im-
stande war.

Institut

Es-106156-8

Der Untersuchungsrichter
beim Landgericht Weiden/Opf.

Weiden, den 2.6.1958

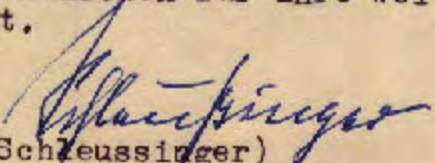
Herrn
Walter H a m m e r, Schriftsteller
H a m b u r g 39
Veerstücken 9

Betrifft: Voruntersuchung II AK 1/57

Sehr geehrter Herr Hammer !

Dankend bestätige ich den Eingang Ihres freundlichen Schreibens vom 1.6.1958. Selbstverständlich entbinde ich Sie hiemit auf Grund Ihrer Mitteilungen von dem Erscheinen zum vorgesehenen Termin. Gegebenenfalls werde ich mir jedoch höflichst erlauben, an einem der Tage, ~~bei~~^{zu} denen ich mich in Hamburg befinde (28.6., 2.- 4.7.58), bei Ihnen persönlich vorzusprechen. Falls ich dazu Zeit finde, werde ich Sie vorher telefonisch verständigen.

Mit den besten Wünschen für Ihre weitere Gesundheit grüsse ich Sie ergebenst.


(Schaeussinger)
Landgerichtsrat

FRIEDRICH von RABENAU



1/2-BA-0004210

Eine Lebensschilderung

Wilhelm Vorberg

Karlsruhe vom Verfasser, W. Vorberg

50-106156-10

Archiv

Vorwort

Durch das Leben Friedrich v. Rabenaus zieht sich wie ein roter Faden Eines hin: das Ungewöhnliche! Wir sehen das schon keimen in seinen Kinderjahren, deutlicher werden, als der Jüngling zum Manne reifte und immer stärker hervortreten, je mehr sein Leben zu dem ausserordentlichen und merkwürdigen Höhepunkt aufstieg, der ihm nicht in der Blüte seines Lebens, wie sonst wohl beim Menschen, beschied wurde, sondern - vielen auch in seiner nächsten Umgebung kaum bewusst - sich in den letzten Phasen seines Lebens erst offenbarte, nicht lange, bevor ein ungewöhnlicher Tod ihm das Wort vom Munde nahm.

Es ist schon wert, dieses Leben zu betrachten. Dazu bedarf es nicht der Legitimation des Bekanntseins in breiter Öffentlichkeit. Es wurde gesagt, es lohne sich nicht, er sei zu wenig bekannt gewesen. So lohnt es sich vielleicht, ihn jetzt bekannt werden zu lassen. Man sagte, er selbst habe gelegentlich gemeint, es werde zuviel geschrieben. Er hatte aber einen sehr gesunden und bestimmten Begriff über den Wert des von ihm selbst Geschriebenen. Er war auch wohl bekannter als es schien und er war ja auch der Biograph des Generalobersten v. Seeckt. Das zweibändige Werk war weit verbreitet und der zweite Band erlebte einen geradezu stürmischen Verkauf, so dass im Erscheinungsjahr 38.000 bis 43.000 Stück aufgelegt wurden.

Wer nun nach lebenslanger Bekanntschaft und Vertrautheit mit ihm das leider sehr lückenhaft gewordene schriftliche Material seiner Hand und dazu die ernsthafte Auslassungen angesehener Wissenschaftler und Militärs auszuwerten sich vorgenommen hat, wird sich doch zu der Meinung bekennen müssen, dass uns hier ein Leben begegnet, das schon deshalb nicht vergessen werden dürfte, weil es uns zur Zeit einer Weltumwälzung, im Augenblick der Umwertung aller Werte in der Vielgestaltigkeit des Soldaten, des Gelehrten und des überzeugten Christen erscheint. Einer Vielgestaltigkeit, die nie Zwiespältigkeit war, Beispiel eines immer voll ausgefüllten, wenn auch schliesslich nicht voll ausgelebten Weges durch dies in seinen tiefsten Tiefen gerade einem Manne wie ihm noch ungeklärte und deshalb immer neu durchsuchte Erdendasein.

In diesem Sinne soll versucht werden, das Kommen und Gehen Friedrich v. Rabenaus zu betrachten.

Friedrich von Rabenau wurde am 10. Oktober 1884 als zweiter Sohn und drittes Kind des Arztes und Gynäkologen Dr. Eberhard v. Rabenau in Berlin am Alexanderplatz geboren. Sein Vater war damals schon ein totkranker Mann, Asthma und Lungenemphysem hatte er sich bei der Belagerung von Metz zugezogen, er starb am 13. April 1885 in Schöneberg bei Berlin. Fritz, wie er allgemein gerufen wurde, hat seinen Vater also nicht gekannt.

Der Blutstrom des Geschlechts hatte sich aus sehr weit auseinanderliegenden Quellen gespeist. Ein Ahn, Franz Graf v. Waldeck Bischof von Minden und Münster, vererbte ihm in der Ehe mit Anna Pohlmann, Tochter des Leinwebers Berthold Pohlmann, das Blut des historischen Hochadels von fast ganz Europa. Unter den Vorfahren befinden sich Kaiser, Könige, Ritters und Ratsherren, Aerzte (Stromer von Auerbach, der den berühmten Keller in Leipzig baute), Theologen, Juristen, Soldaten, Landleute, Handwerker, Kossäthen und Arbeiter.

Nach des Vaters Tod wurde das Haus des Grossvaters Noebel in Eberswalde am Alsenplatz die Heimat der Familie. Dies war in der Tat ein in sich selbst ruhendes, vornehmes, wundervoll wirkendes Patrizierhaus. Der ehrwürdige alte Herr Noebel bestimmte allein schon durch sein Vorhandensein Ton und Haltung aller dort Wohnenden und der vielen dort ein- und aus Gehenden, ehrfurchtvoll beachteter Mittelpunkt der Familie. Er war angesehener Mühlenbesitzer und ehemaliger Rathsherr der Stadt gewesen. Sein Haus war der Treffpunkt einer sehr ausgedehnten Verwandtschaft und Bekanntschaft. Zu den häufigsten Gästen gehörte auch der nachmalige Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg. Die Liebe und Sorgfalt, mit der Grossvater Noebel von jedermann umgeben wurde, nahm jeden Gast sofort gefangen. Ebenso die Güte und Freundlichkeit, mit der er selbst alle Herzen gewann und alles anstrahlte. Es war alte, gute, heute wohl völlig versunkene Kultur, die hier herrschte und deren Eindruck unverlierbar ist. So war es gar nicht anders möglich, wer hier aufwuchs, den füllte sie im Innersten aus, und sie musste wieder aus ihm zurückstrahlen, wie die Sonne aus einem Prisma: Strahlen nach allen Seiten und in vielen Farben, aber doch alle aus einer Quelle und hier in der Tat unvergänglich für ein ganzes Leben.

Fritz lernte durch den grossen Verkehr im Hause viele Menschen kennen. Er suchte für sich gern den Verkehr mit Älteren und Erwachsenen. Er war oft bei dem von ihm sehr geliebten und schon verehrten Grossvater oben im Hause, auch wenn dieser mit Besuchern ernste politische Gespräche führte. Es wird berichtet, dass sein Gesichtsausdruck schon als Kind dabei oft nachdenklich war. Mit etwa acht Jahren studierte er eifrig Scheffels "Gaudeamus" und zog dann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wenn er, aufgefordert ein Gedicht aufzusagen, daraus zitierte, und zwar gewöhnlich etwas, was in die augenblickliche Situation passte. Der Bruder seines Vaters, der Eisenbahndirektionspräsident¹⁾ war, meinte schon in diesen Jahren, dass Fritz für seine gleichaltrigen Söhne zu reif und zu selbständig sei, und fürchtete nachteilige Einflüsse auf sie.

1) Karl v. Rabenau, auch beide Söhne verstorben.

Seine Mutter war über die in der Jugend oft unsichere Gesundheit dieses Sohnes - der acht Jahre ältere Bruder stand schon bei der Marine - oft in grosser, wohl übermässiger Sorge. Hier fehlte sicherlich die Hand des Vaters. Der Junge trug als Dreizehnjähriger deutlich die Spuren einer nur mütterlichen Erziehung, und bei der etwas nervösen Art, die dieser Erziehung anhaftete, war er sicher nervöser als andere gleichaltrige Jungen. Dazu kam seine grosse Lebhaftigkeit, die an sich schon eine gewisse Unruhe in den kleinen Kreis seiner Familie brachte.

Im Hause wuchs er zusammen mit seinem ein Jahr älteren Vetter Willi Daube¹⁾ auf, der mit seiner Mutter, auch einer Noebeltochter, und seiner Schwester gleichfalls unten im Hause wohnte. Fritz und Willi, das war im Hause ein Wort wie Max und Moritz, obgleich Willi damals viel kräftiger und grösser und mit seinem mehr unwirschigen Wesen eigentlich ein Gegensatz zu dem doch meist unbesorgten und gern heiteren Fritz war. Dieser war damals für sein Alter verhältnismässig klein, schwächlich und ohne frische Farben. Rabenau sagte noch in späteren Jahren, dass Willi und dessen unverheiratete Schwester Elisabeth ihm so nahe ständen, wie Geschwister.

Es sei hier gleich auf den Komplex des Verhältnisses der beiden Brüder Rabenau eingegangen, wohl auch ein Resultat der ausgeglichenen Atmosphäre im Familienleben des Hauses Noebel. Carl schreibt nach dem Tode seiner Bruders: "Uns verband seit der Jugendzeit, trotzdem ich acht Jahre älter war, eine feste brüderliche Freundschaft. Als ich 1902 sehr krank in Wilhelmshaven lag, besuchte Fritz mich von Eberswalde aus noch als Schüler. Ein reger Briefwechsel bestand zwischen uns, und er besuchte uns oft auf unserem Gut in der Lausitz.

Bei seiner hohen Begabung konnte es nicht ausgleichen, dass er im Verkehr mit mir immer der Gebende, ich der Nehmende war. Seine grosse Güte strahlte so sehr viel Wärme aus. Unser Verhältnis war immer das denkbar beste. Er stand mir auch in schweren Zeiten treu zur Seite. Er lud mich einmal ein, zu ihm zu kommen, weil sich bei ihm ein katholischer Geistlicher angesagt hatte, um an der sicher sehr interessanten Unterhaltung teilzunehmen. Ich zog es aber vor, mit ihm allein zu sein. Wir Brüder hatten dann mehr voreinander. Es war stets sehr freundlich von ihm, bei seiner starken und vielseitigen Inanspruchnahme doch immer Zeit für mich zu haben."²⁾

Von Mutter und Tochter wurde viel im Hause musiziert. Seine Mutter sang auch viel in Konzerten und in gesellschaftlicher Veranstaltungen in der Stadt. Fritz hatte diese Musikalität der Mutter geerbt und hat, ohne Klavierunterricht gehabt zu haben, in seinem späteren Leben erstaunlich tongetreu Sachen nachgespielt, die er gehört hatte. Seine Meinung über Musik war

4) Willi Daube, geb. 1.5.83, Pannojunker 4.9.02 I.R.18 Osterrode Ostpr. 20.3.47 gefl. als Generalmajor nordl. Jarzewo (ostwärts Smolensk) Grab Kriegersriedhof Duchowschtina.
 2) aus Briefen von C.v. Rabenau an s. Bruder. Marineoff. a.D. im 2. Weltkrieg Oberstleutnant, starb 1954 auf seinem Hof in Werchau, Kreis Kalau NE., hat sich sehr um die Beschaffung des Materials für dieses Lebensbild bemüht.

diese: "der schönste Ausdruck aller Herzensregungen ist immer die Musik", - damit meinte er aber nur klassische gute Musik. Über moderne Musik urteilte er: "man höre sich die heutige Musik einmal an, eine übernervöse Häufung von rhythmisch zerrissenen Takten und gegeneinanderklingenden Misstönen!" Er nennt das: "Die Gebrauchsmusik des täglichen Lebens"! Es gäbe allerdings auch schöne Musik unserer Zeit. Sein Bruder berichtete gerade aus den späteren Jahren: "Nach langen Disputen, nicht immer waren wir gleicher Meinung, ging er an den Flügel und improvisierte Bach oder Beethoven und dergl., manchmal in deutlicher Beziehung auf unser vorheriges Gespräch".

In der Schule kam Fritz immer mit guten Mittelleistungen vorwärts, obgleich auch hier seine ängstliche Mutter oft Sorgen haben zu müssen glaubte. Er arbeitete kaum zu Hause; sicher hatte er auch wie wohl jeder Schüler, einen Abscheu vor dem Lernen von Vokalben. Aber seine leichte Auffassungsgabe, die ihn auch behalten liess, was schnell gelernt war, half ihm mit geringer Mühe auch darüber hinweg.

Wer ihn damals kannte, sah doch, dass bei aller leichten und im guten Sinne - flüchtigen Lebensart im Grunde ein reges Pflichtgefühl ihn unbewusst leitete, das dann, schon in verhältnismässig jungen Jahren, sichtbar anfang, sich mächtig und lebensbestimmend zu entwickeln. Der Berichterstatter, als älterer Schüler von der Mutter gebeten, sich doch gelegentlich um die Arbeiten ihres Sohnes zu kümmern, erkannte diese Sachlage auch sehr bald. Die Folge war, dass aus dem Helfer ein Genosse zu weiten oder kürzeren Spaziergängen und Radfahrten in die Umgebung des in Wald eingebetteten Städtchens wurde, aber immer unter der auch treu eingehaltenen Bedingung: "Aber erst nach Deinen Arbeiten". Wenn man dabei bedenkt, dass der damalige Altersunterschied doch sehr bedeutend war, so waren doch bei seiner Regsamkeit, seiner die Umwelt damals schon sehr aufmerksam beobachtenden Art diese Stunden für beide Teile voller Anregungen.. Er konnte nicht aufhören zu fragen, die Antworten zu kritisieren, in Zweifel zu ziehen oder anders jugenhaft oder scherzhaft für sich auszulegen, sei es auf welchem Gebiet auch immer. Natürlich waren das bei weitem nicht immer ernsthafte oder logische Unterhaltungen. Seine harmlos fröhliche Art konnte nicht lange ohne Scherz und heitere Laune sein. Er kannte auch als Tertianer keine Ehrfrucht vor dem Primaner, wohl aber Achtung und Freundschaft aus Anhänglichkeit. Alles war bei ihm von unsichtbarem Zügel gelenkt in guten und edlen Grenzen. Selbst sein Übermut und alle so natürlichen kleinen Unbedachtsamkeiten lagen in der Atmosphäre seines kultivierten Elternhauses.

Seine Freunde waren, als er in den unteren Klassen war, meist Sekundaner und Primaner, und später die Studenten der Forstakademie. Studentische Sitten, wie sie damals üblich waren und bei den älteren Schülern dann auch schon heimlich nachgeahmt wurden, machten ihm grossen Spass und brachten ihn in nähere Berührung mit den Studenten, deren einige auch in dem Hause seiner Mutter und seiner Tante Daube verkehrten, deren Töchter ja erwachsen waren. Sein frohes aufgewecktes Wesen gewann ihm auch da manches Herz. Als Primaner schloss er sich einem Ebera-

walder Arzt an, mit dem er philosophierte und humanistische Studien trieb. Er erwarb sich die väterliche Freundschaft eines alten Generals, dessen Tochter ihm zum Abitur einen bestickten Stürmer stiftete, der fortan von den Abiturienten des Gymnasiums getragen wurde.

Als Achtzehnjähriger war Fritz ein gegen seine jungen Jahre völlig veränderter Mensch. Er war nun gross und schlank ausgewachsen, alles in ihm brauste und gärte. Er war ein himmelstürmender Jüngling geworden. Starkes allgemeinwissenschaftliches Interesse bewegte ihn und verwunderte Lehrer und Freunde. Er las viel und hatte den Kopf voll von Gedanken über Welt, Menschen und Gott. Nur mit Mühe hielt er sich noch in den altergebrachten Grenzen des Schulzwanges, über den er hinausgewachsen war.

Es war nicht nur das Erwachen männlichen Bewusstseins, wie es jedem jungen Menschen begegnet, der in das Alter kommt, wo Geheimnisse und Zusammenhänge des Lebens sich ihm zu offenbaren beginnen, - es war mehr bei ihm. Er nahm nicht einfach hin, was an Erkenntnissen sich ihm auftat, nein, er musste wissen, was sich noch in ihrem Hintergrunde bewegte. Das ewige "warum" der Kinderzeit war bei ihm nie zur Ruhe gekommen. Die Antwort durfte nicht mehr lauten: später! dann wirst Du das alles sehen! Er wollte lernen, selbst erfahren, selbst wissen! Nicht sich treiben lassen, sondern die treibende Kraft selbst kennen lernen. Noch eifriger begann er zu lesen, was ihm in späteren Jahren bei seinem überraschend guten Gedächtnis das erstaunliche Wissen auf den allerverschiedensten Gebieten gab. Faust, Bibel, Talmud, Koran, Kant, Philosophie jeder Richtung, Geschichte und Kriegsgeschichte, Kunst und Musik - es gab wohl kein Gebiet, aus dem er in späteren Jahren nicht zu zitieren verstand. Hier lag die allerdings dann manche Jahre lang verschüttete Wurzel seiner schliesslich Entwicklung, die eigentlich bis zum Letzten doch unter der alten und ewigen Frage "Warum" stand, als ihn eine lange verborgene und nur in sehr vertrauten Stunden durchbrechende Sehnsucht und Verantwortung trieb, sich nach seinem militärischen Leben um die letzten Dinge mit Ernst und, wie wir zu wissen glauben, mit Erfolg zu kümmern. Aber das lag damals in seinen Anfängen und noch in weiter Ferne.

Im Abiturium lieferte Fritz einen Aufsehen erregenden Aufsatz über den Faust und zitierte dann auch Mephisto mit entsprechendem Nienenspiel. Das Urteil der Erwachsenen ging schon damals dahin, dass er es zu etwas Besonderem bringen würde. Man riet ihm zum Studium der Staatswissenschaften. Er war durchaus ein Original, wohl ein Erbteil seines in gesunden Zeiten sehr heiteren, zuweilen drastischen und immer unbekümmerten Vaters. Sein schon 1864 verstorbenen Grossvater Rabenau vermachte ihm wohl seine grosse Korrektheit, den ausgeprägten Gerechtigkeitsinn, den klaren juristischen Verstand, die Pflichttreue und seine philosophischen Neigungen. Grossvater Noebel gab ihm die unendliche Menschenliebe, die christliche Güte und seine jederzeit einsatzbereite Hilfsbereitschaft. Die Liebe zur Musik erbt er von seiner Mutter.

Wenn er nun von der unbekümmerten Jugendzeit - welche Zeit konnte unbekümmerter und sorgloser sein wie die Jahrhundertwende? - und von dem unvergessenen Haus seines Grossvaters, das doch so sehr sein Elternhaus geworden war, Abschied nehmen musste, so hat er doch diese Zeit und diesen Ort immer weiter im Herzen getragen. Noch in seinen letzten Lebensjahren gedachte er in frohem Humor und in Anhänglichkeit dieser Zeit, besonders der alten Tante Büscher, die jeder Mann nur unter dem Namen Molly kannte. Sie war der gute Geist, die Schaffnerin und Pflegerin des Grossvaters, gewesen. Ohne sie war das Haus am Alsenplatz gar nicht zu denken. Er schrieb in launiger Erinnerung an sie das Loblied auf "Die Tanten" ganz allgemein. Diese Erzählung ist so ganz "Rabenau", dass sie in seinem Lebensbild nicht fehlen darf.

"Ich hörte einmal den besinnlichen Ausspruch, man könne das Niveau eines Kulturabschnittes daran erkennen, ob dieser etwas von "Tanten" wüsste. Das Institut der Tante sei geradezu ein Anzeichen zu kultureller Höhe. Uns wird dies ansuerkennen nicht ganz leicht fallen.

Onkel kann man auch als Mann mit Weib und Kind sein. Eine Tante ist unverheiratete. Man behaupte nicht, man habe eine Tante, die verheiratet ist. Eine Tante ist nicht Mutter, ist aber auch sonst nichts Eigenes, nichts Selbständiges. Wilhelm Busch meinte, sie pflanzte sich durch Knollen fort, da sie ja doch eigene Kinder nicht hätte, aber dennoch von Generation zu Generation wenigstens früher, ja eigentlich noch bis zur Jahrhundertwende des 19. und 20. Jahrhunderts vorhanden gewesen sei.

Was soll uns nun eine Tante, ein Mensch, der sozusagen ausserdem noch vorhanden ist? Als Zweckeinrichtung an sich habe sie wohl eigentlich keine Daseinsberechtigung. Wenn ein Mädchen heute nicht heiratet, so ergreift sie einen Beruf. Herumsitzen das tun wir nicht. Moment mal: herumsitzen taten die Tanten früher auch nicht, ganz und gar nicht. Wir werden das noch näher besehen.

Das nicht verheiratete weibliche Wesen ergreift heute einen Beruf. Darin steht sie ihren Mann. Der Sprachgebrauch kennzeichnet unwillkürlich und unwirgerlich, was vorgeht. Steht sie auch "ihr Weib", dann ist es ja gut und schön. Es kann so sein. Aber es ist auch nicht immer so. Dann wird die Tante zum erwägungswerten Problem.

Nicht wahr, die Nicht-verheiratete will doch durch eigenes Können der Allgemeinheit nützlich sein. Gewiss, jedoch Tanten können ungeheuer nützen! Nicht wahr, die Nichtverheiratete will doch auch selbständig sein? Auch? Die Mutter in der Familie steht ja gar nicht für sich selbst, sie steht mindestens zu zweit. Wirklich selbständig ist nur eine Tante. Denn auch die Selbständigkeit im Beruf ist immer problematisch.

Man will, wenn man nicht verheiratet ist, dann wenigstens sein eigener Herr sein. Die Tante ist nicht Herr, vielleicht aber öfter Herrin gewesen, als sich so leichthin begreifen lässt.

Eine seltsame Bemerkung zwischendurch: die Tante ist nicht jene alte Jungfer, die wir als eine aus Torheit und

Böswilligkeit erzeugte Witzblattfigur kennen. Tanten sind meist von inniger und kräftvoller, weil niemals bis zur letzten Schicksalsbelohnung ausgekosteter Mütterlichkeit. Tanten sind nicht sitzengeblieben. Es sind keineswegs die Hässlichen und Ungenießbaren, die nicht heiraten. Das Höchste bleibt natürlich und ganz natürlich die Mutter. Aber im Übrigen fügt sich gute Mittelmässigkeit leichter der Zwei- und Mehrsamkeit. Die Einsamen sind immer die Besten, und die Besten sind einsam, ganz gleich, ob verheiratete oder unverheiratet.

Da sass man im Mittelalter auf der Burg. Bis zum nächsten Ort, bis zum nächsten Ritter war es weit, zum mindesten nicht nah. Sollte die Sippe in allen Zeitnöten wehrhaft bleiben, nicht aussterben, so mussten viele Kinder geboren werden. Da war nun die Muhme als guter Burggeist da. Auch Mütter werden krank, ja, sie können sterben. Das Leben bringt es sogar mit sich, dass ihnen einmal etwas zuviel wird. Gewisse, einer Mutter wird nicht leicht etwas zuviel. Aber es kommt doch vor. Die Kräfte reichen nicht, oder die Aufgabe wird an sich zu gross. Ist keine Tante da, nun, dann kommt eben irgendwo etwas zu kurz, entweder der Mann oder die Kinder oder die Aufgabe. Tanten wirken dabei dann kulturell, und zwar nicht nur in der Gegenwart, sondern weit in die Zukunft hinein.

Ich entsinne mich noch aus meiner Kinderzeit einer Tante, die immer dahin reiste, und dort war, so in unserer weitverzweigten Familie einer schwer krank und zu pflegen war. Sie kam, wenn etwas ausgeglichen werden musste, still, selbstlos, hilfsbereit. Selbstlos schon deswegen, weil sie ja von Natur keinen Eigenzweck hat. Drei Generationen hat sie aufgezogen und erzogen. Sie besass kein grosses Wissen, aber die beiden Charakteristica der Tante: Herzengüte und erfahrene Lebensweisheit. Sie sprach noch das anheimelnde Altberlinisch, meinte: "er kömmt" und sagte "mir, ooch wenn't richtig is". Sie hiess Tante Molly. Als bei einer Gesellschaft einst auf einer Sitzliste ihr Nachname stand, da wusste niemand, wer das war. Aber Tante Molly kannte jeder. Hilfe ist nichts Selbständiges, nichts für sich. Man tut sie anderen an. Hilfe ist namenlos. Auch Tanten haben keinen Namen, höchstens einen Vornamen.

Man dürfte einwenden, wir brauchten heute keine Tanten mehr. Der Staat kennt seine Pflicht und sorgt, wenn Not herandrängt. Nun, ganz so ist es doch nicht. Tanten haben eine lindere Hand, als der Mensch von Staatswegen. Man hat mir von Tanten erzählt, deren Hand weicher blieb, als die der Mutter je war. deren Herz linder schlug, als das mancher Mutter, weil es nicht soviel Narben eigenen schmerzvollen Erlebens trug. Was ist eine Gemeindegewesene anders, als eine nicht blutsverwandte Tante. Freilich nicht verwandt - eine Tante ohne die Stimme des Blutes.

Eine Tante ist die innerhalb einer Sippe zu Fleisch und Blut gewordene Bereitschaft, dem ethischen Grundsatz der Hilfe zu genügen. Trägt sie einst graue oder gar erst weisse Haare, begegne ihr mit Ehrfurcht! Vielleicht wärest Du nicht, ohne dass sie Deine Mutter vor langen Jahren pflegte, - vielleicht wärest Du nicht das, was Du bist, ohne dass nicht ihre weiche Hand auf Deines Vaters geballter Faust lag.

Und nun noch eins zum Schluss: Menschen, die etwas leisten, müssen auch einmal die Kräfte entspannen. Kein Mensch kann immer etwas nur wollen. Vor Jahrzehnten stand ich einst im kurländischen Libau vor einem Haus, das die Deutschen für ihre Geselligkeit als Zeichen der Zusammengehörigkeit sich erbaut hatten. Über dem Eingang stand das Wort: "Musse". Ich habe das erst nicht verstanden und lernte es dann verstehen. Nicht zum Müßigsein, sondern auch einmal Musse, Ausspannung, Entspannung zu haben, dafür sollte das Haus sein. Eine Mutter kann eigentlich nie ausspannen. Soll sie es doch einmal, so muss eine Tante da sein!

Eine Generation, die keine Musse mehr kennt, kennt auch keine Ruhe mehr. Sie muss innerlich ruhelos werden. Menschen, denen die Zeit fehlt, besinnlich zu sein, hören auf, nachzusinnen. Wer aber nicht denkt, vegetiert nur. Auch das ist zu Zeiten gut, manchmal sogar das Beste, aber nicht auf die Dauer. Ohne die Tante geht das Beste davon, die Besinnung auf uns selbst, - ohne die Tante im wirklichen und übertragenen Sinne! Die Tante wird zum Gradmesser kulturellen Zustandes. Sorgt, dass die Tante nicht aus dem Leben unseres Volkes geht." - -

Er hatte in den letzten drei Schuljahren hebräischen Unterricht mitgenommen, und es schien, als wolle er Theologe werden. Statt aber des durch den hebräischen Unterricht ange-deuteten Theologiestudiums oder des angeratenen staatswissen-schaftlichen bewarb er sich, unbekümmert und selbständig, wie er schon war, gleichzeitig bei zwei Artillerieregimentern, um die Einstellung als Fahnenjunker und - er wurde von beiden an-genommen - was ihm dann natürlich infolge seiner höflichen Ab-sage bei einem derselben eine deutliche Zurechtweisung ein-trug. Ein hochgewachsener, überschlanke Jüngling stellte sich im Gehrock und Zylinder dem Kommandeur und dem Offizierkorps des Feld-Artillerie-Regiments 72 Hochmeister in Danzig vor, ei-nem damals ganz ungewöhnlichen Anzug für einen angehenden Sol-daten, aber auch ein Zeichen dafür, dass er auch hüsserlich et-was Besonderes darstellen wollte. Diesen Eindruck gewann leicht jeder, der mit ihm als Kamerad oder Vorgesetzter in den ersten Dienstjahren zu tun hatte: er hatte seinen eigenen Stil!

Nach siebenmonatiger Ausbildung als Fahnenjunker, als welcher er durchaus nicht immer als ein dienstliches Vor-bild angesehen worden sein soll, kam er zur Kriegsschule. Körperlich sehr gewandt und geistig rege, kehrte er sehr gut beurteilt zum Regiment zurück und wurde am 18.4.1904 Leutnant mit Patent vom 19.8.1903, an Lebensalter noch nicht zwanzig Jahre alt. Bis zu seiner Verwendung an der Kriegsakademie war er nun Batterie-Offizier, der jeden Winter Rekruten auszubil-den hatte, - eine reichlich lange Zeit für einen Offizier so voller Interessen für mehr als für des Dienstes immer gleich gestellte Uhr, womit keineswegs gesagt ist, dass er nicht gern Frontoffizier war. Nur dieser immer wiederkehrende Rekru-ten-Ausbildungsdienst füllte ihn natürlich nicht so aus, wie er sich das wünschte. Aber seine Soldaten gewannen Vertrauen zu ihm, und er wurde in dieser Zeit häufig von vor dem Kriegsge-richt angeklagten Leuten gebeten, ihre Verteidigung zu über-nehmen. Er hatte Mitleid und Verständnis für menschliche Not und suchte armen Teufeln mit seinem klaren juristischen Ver-stande und seiner Beredsamkeit zu helfen.

Etwa jedes zweite Jahr wechselte er zwischen den Standorten des Regiments Danzig und Pr. Stargard und teilte vor allem in letzterem die Freuden und Leiden der "Kleinen Garnison" mit einem Leben nur im Kasino und auf einigen der umliegenden Güter. Als dritte Garnison des Regimentes diente Marienwerder, eine ausgesprochene Beamtenstadt. Neben dem Dienst war er zu allen Leutnantascherzen aufgelegt und nie ein Spielverderber. Der Typ eines forschenden, unbeschwerteren, seinen Dienst ernst nehmenden und dabei nicht mit Glücksgütern gesegneten jungen Offiziers, der damaligen glücklichen Zeit, die ja dem Offizier gesellschaftlich ohne Weiteres eine bevorzugte Stellung einräumte.

Es ist nur folgerichtig, dass sein Selbstbewusstsein und seine Denkungsart ihn keineswegs immer ein bequemer Untergebener sein liess. Sein Bestreben und auch seine Fähigkeit, seine Gedanken präzise zusammenzufassen und ebenso prägnant auszusprechen, fesselte seine Zuhörer immer, auch wenn er dabei nicht ihre Zustimmung hatte. Er ging nicht mit der Mehrzahl seiner Altersgenossen, sondern wählte sich seinen Umgang sorgfältig aus, sich dabei dem oder jenem Älteren anschliessend, wie er es schon in seinen Schülerjahren und ganz besonders auffallend auch auf der Kriegsschule gemacht hatte. So galt er wohl leicht als Aussenseiter und war manchem Kameraden nicht genehm oder beliebt.

Im Manöver 1908 lernte er im Kreise Osterode/Ostpr. seine spätere Lebensgefährtin kennen, Eva Kautz, Tochter des Rittergutsbesitzers Kautz auf Kl. Schmückwalde, mit der er eine ungetrübte glückliche Ehe bis an sein Lebensende führen konnte. Zwei Töchter entsprossen dieser Ehe.

Nach achteinhalbjähriger Dienstzeit wurde er im Oktober 1911 zur Kriegsakademie nach Berlin kommandiert, wodurch seine dienstliche Laufbahn ihre endgültige Ausrichtung fand. Mit den Hauptfächern Taktik und Kriegsgeschichte hatte er sich bis dahin, wie er meinte, zu wenig beschäftigt. Trotzdem gehörte er zu den Auserwählten, denen der Wurf gelang. Man musste ja bei der Aufnahmeprüfung als einer der Besten abgeschnitten haben, um dies Kommando zu erhalten. Nun konnte er die vielen Anregungen, die Berlin bot, in vollen Zügen geniessen, nachdem er all dies viele Jahre in den kleinen Garnisonstädten hatte entbehren müssen.

Seine Wahlfächer waren Mathematik und Physik als Voraussetzung für eine spätere Verwendung in der Landesvermessungs-Abteilung des Generalstabes. Doch dazu sollte es nicht kommen, da vor der Beendigung des Kommandos an der Kriegsakademie der Krieg ausbrach. Er hatte sich dort sehr bald eine angesehene Stellung unter seinen Hörsaalkameraden geschaffen und hat die Gemeinschaft derselben später noch viele Jahre als betreuender Sekretär zusammengehalten. Der Hörsaalälteste sagte vierzig Jahre später darüber: "Wir sind dem Kameraden von Rabenau besonderen Dank schuldig, weil er es gewesen ist, der durch seine unermüdliche Arbeit und seine Treue Jahre hindurch die Verbindung mit den alten Hörsaalkameraden gepflegt hat, und ich sage wohl nicht zuviel, wenn ich behaupte, dass ohne seine Vorarbeit und sein vortreffliches Beispiel wohl kaum ein Wiedersehen bei den heutigen Zuständen zustande gekommen wäre. Einer unserer

Besten und Fähigsten hat das tragischste Ende von allen gefunden"-

Der Kriegsausbruch überraschte v. Rabenau auf seinem Kommando zum Sächs. Husarenregiment Nr. 18 in Grossenhain, seinem Waffenkommando als Abschluss der Kriegsakademie. Er kehrte zum Regiment Hochmeister nach Marienwerder zurück und zog mit diesem in den Ostfeldzug beim XVII. A. K. unter Mackensen. Er nahm dort an allen Kriegsereignissen in Ost- und Südpreußen und in Nordpolen bis in den beginnenden Stellungskrieg teil. Seine Familie blieb während des ganzen Krieges in Berlin-Friedenau, wo sie auch später noch fast zehn Jahre nach dem Krieg dieselbe Wohnung innehaben konnte, etwas ganz Aussergewöhnliches für einen Offiziershaushalt jener Jahre.

Auf Grund seiner Leistungen auf der Kriegsakademie wurde er schon vom Frühjahr 1915 ab im Generalstab verwendet, unter anderem als Hauptmann beim Generalkommando XVII unter Mackensen, beim Oberkommando des Herzogs Albrecht von Württemberg, bei der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz und schliesslich als Generalstabsoffizier bei mehreren Divisionen, und erlebte den Schluss des Krieges bei der I. Gardereserve Division.

Rabenau hatte sich zu einem in Front und Generalstab bewährten Offizier entwickelt, dessen Leistungen anerkannt wurden und ihm den Ruf eines Könners eingetragen hatten, ihm aber auch manche Neider erweckt hatten. Mit etwas über dreissig Jahren stand er im Kriege bereits in verantwortlichen Generalstabsstellungen, allerdings dann nicht mehr in der Front.

Die bekannten Nachkriegskämpfe führten ihn 1918/19 ins Baltikum und zwar wieder als 1. Generalstabsoffizier der 1. Garde Reserve Division, wo er nun Gelegenheit hatte, mit improvisierten, nur aus kurzdienenden, freiwilligen zusammengestellten Verbänden zu arbeiten. Viel nützliche Kriegserfahrung konnte er hier für später sammeln.

Ob er in dieser Zeit Tagebuch geführt hat, ist heute nicht mehr festzustellen, aber wohl sicher anzunehmen, denn im zweiten Teil seiner Lebensbeschreibung Seeckt's findet sich einiges Material über seine Erlebnisse und seine Einstellung oder selbständige Beurteilung dieses Nachkrieges im Osten. Im Dezember 1918 hatten in Berlin Besprechungen im grossen Generalstab stattgefunden "aus dem gefühlsmässigen Bedürfnis, als könne man doch noch für oder gegen die Lage Stellung nehmen. Es fehle den augenblicklichen Repräsentanten der

1) Festschrift zur Erinnerung an die 40. jähr. Wiederkehr unseres Eintritts in die Kriegsakademie, Hörsaal C. Hameln 29.9.1951. Druck Bernard & Gracfe, Berlin.

der Regierung das Instrument der Macht. Die Truppe, das Instrument der Macht, sei nicht mehr sicher". Die alten erprobten Jahrgänge wurden entlassen. Es blieben die Ersatzbataillone, stark verseucht durch die Arbeiter- und Soldatenräte. Von den wirklichen Truppenteilen, deren altberühmten Namen sie trugen, war eigentlich nichts mehr vorhanden. "Man müsse im Innern eine Regierungsgewalt aufrichten, die sich durchzusetzen verstehe. Dann müsse man zur Gesundung der Wirtschaft kommen, und schliesslich an die Wiedererrichtung der äusseren Macht gehen."

Diesen Besprechungen hat Rabenau beigewohnt, sich diese Gedankengänge aufgezeichnet und nicht nur das, sondern sie sich auch zu eigen gemacht. Er nennt sie, nachdem Seeckt sie vorgetragen hatte, von sich aus den "Geist der Armee", der sich in solchen Worten wiederzuregen begann. "Deutschland muss sobald wie möglich wieder bündnisfähig werden" hatte Seeckt gesagt und Rabenau setzt hinzu: "Es kann kein Zweifel bestehen, dass er recht hatte".¹⁾

Es war eine ganz neue, bisher ungekannte Situation für diese Generalstabsoffiziere, sich mit den weit ins Politische gehenden Fragen zu beschäftigen, wenn auch schon die Führung im verlorenen Kriege sich schliesslich überaus stark mit wirtschaftspolitischen Fragen beschäftigt und sie für die Kriegsführung selbst sogar als erstrangig weit in den Vordergrund geschoben hatte, weil die zivile Organisation angeblich versagt hatte. Man könne sonst den Krieg nicht weiterführen.

Das hatte ja auch als ganz neu die konservative Welt sehr erregt, aber was jetzt hier, bei den Berliner Besprechungen geschah, spielte sich auf den Trümmern des Reiches ab, wenige Wochen nach dem Zusammenbruch. Es müssen schon starke und zudem weitblickende Männer gewesen sein, die von dem Typ des landläufigen Offizierbegriffes entschlossen sich entfernend, sich für solche Fragen einsetzten. Es ging im Grunde damals um mehr: den gegen die deutsche Ostgrenze vorstossenden Bolschewismus aufzuhalten! Die auf russischem Gebiet stehende 10. und 8. Armee waren im Zurückgehen gegen die ostpreussische Grenze, die Bolschewisten nahmen hinter der 8. Kowno, Riga und Mitau. Bei ihr waren schwache baltische und deutsche Freiwilligenverbände gebildet. Die Sicherung des baltischen Deutschtums spielte dabei eine nicht geringe Rolle; aber bis auf ver-schwindende Ausnahmen wurde jeder Kampf von der Truppe verweigert. Neue Freiwilligenverbände mussten hinausgeschickt werden. Anfang Januar 1919 stand den Bolschewisten der Weg zur Reichsgrenze völlig offen. Die lettische Regierung hatte geringen Einfluss, die Lage in Estland war ganz undurchsichtig, die Litauer verlangten die Räumung ihres Landes, ohne ihrerseits imstande zu sein, die Bolschewisten aufzuhalten. Deshalb

1) Nach Aufzeichnungen v. Rabenaus
(Seeckt, Aus seinem Leben 1918-1936 S. 117 ff).

hatte die oberste Heeresleitung bereits vor Weihnachten die alten Verbände mit der Neuaufstellung brauchbarer Truppenteile beauftragt, darunter für das am meisten gefährdete Aurland die 1. Gardereserve Division. Die Reichsregierung fand allzu spät den Mut, einen Aufruf zur Bildung von Freiwilligenverbänden für den Osten zu erlassen. Das hat die Aufstellung kampfkraftiger Verbände in gefährlicher Weise gehemmt. Es blieb ein grotesker Kampf gegen eine verlorengegangene Ordnung mit unzulänglichen Mitteln. Die Lage mußte als durchaus ernst beurteilt werden. Ostwärts Libau war die Lage nur zu halten wenn Verstärkungen kämen.

Die 10. Armee hatte zwei gefährliche Gegner: die Bolschewisten und die Polen. Selbst die Entente machte sich Sorgen um das Vordringen der Bolschewisten und veranlasste eine Aufforderung an Polen, eine Offensive gegen Deutschland zu unterlassen, die augenscheinlich bevorstand.) Unterdessen verschlechterte sich gegen Ende Januar die Lage auf der für Ostpreussen entscheidenden Stelle erheblich. Bei Schaulen und Telsche Bandenkämpfe. Die Absicht des Armee-Oberkommandos Nord (Seeckt) war, dass der Schutz der Grenze vorwärts der Grenze durchgeführt werden müsse, was zu erreichen nicht leicht war. Es bedurfte dazu sogar des Versprechens geldlicher Vorteile, allerdings dagegen auch der Zusage, dass die überlieferten Disziplinbegriffe in den Osttruppen gewahrt blieben. Auch hier machte die Reichsregierung Schwierigkeiten: während ein Zusammenwirken mit der lettischen und estnischen Regierung zur Abwehr der bolschewistischen Bedrohung soweit vorwärts wie nur möglich beim AOK Nord für dringend nötig gehalten wurde, gab die Reichsregierung eine Weisung heraus, das Ziel "den deutschen Boden und das deutsche Volk zu schützen, nicht aus irgendwelchen politischen Rücksichten überschritten" werden dürfe. So ist es bei dieser eigentlich unmöglichen Allgemeinlage gar nicht zu leugnen, "dass jeder", wie Rabenau sagt, "dort oben im Baltikum einmal den Gedanken erwogen hat, die marxistische Revolution von hier aus niederzuschlagen. Man dürfe ohne weiteres voraussetzen, dass auch Seeckt diesen Gedanken geprüft habe".

Im AOK Nord selbst sind Pläne und Erwägungen dieser Art von einem zum andern hin- und hergegangen, was Seeckt dann veranlasste, auf die Notwendigkeit politischer Zurückhaltung Generalstabsoffizieren hinzuweisen. Rabenau, der als 1. Generalstabsoffizier der 1. Garde Reserve Division mitten in diesen schwierigen Verhältnissen stand, meint weiter zur allgemeinen Lage, dass man sich für den Augenblick darüber

1) Seeckt 1918-1936, S. 122, unten 2.

klar sein musste, "dass die Truppe, die mit der Fiktion des Rechtsschutzes der vorhandenen Regierung handelte, Nachschub brauchte, mochte er auch noch so kümmerlich sein; dass sie also wenigstens, wenn auch mehrfach unzulänglich, verpflegt wurde. Eine Truppe, die nur aus eigenem Recht handeln wollte, hätte aber eine eigene Basis haben müssen. Sie musste sonst von vornherein damit rechnen, dass sie hungerte. War sie klein, so reichte sie zur Aktion nicht aus, war sie gross, so machte sie in wenigen Wochen der Nachschubmangel handlungsunfähig".²⁾

Die vorstehende Schilderung scheint nötig, um die Aufgaben zu zeigen, die dem Generalstabsoffizier einer dortigen Division in der fast hoffnungslosen Lage der Baltikumtruppen erwachsen. Die bis Ende Februar 1919 eingetroffene 1. Garde Reserve Division wurde sofort mit der Absicht offensiven Einsatzes an die Windau vorgeschoben. Durch Handstreich von See aus über das Meer der Ostsee wurde Windau und Goldingen den Bolschewisten weggenommen, dann begann in Kurland die Offensive über Windau bis Murajewo, Mitau und schliesslich Riga. Letzteres wurde auf dringendes Verlangen der Entente genommen, während bei den deutschen Stellen noch nicht einmal Klarheit darüber herrschte, ob man überhaupt soweit greifen sollte. Die Kämpfe waren nicht schwer, aber nicht ohne gelegentliche Krisen bei Gegenstössen der Bolschewisten. Die Haltung der deutschen Regierung blieb weiter unverständlich und widerspruchsvoll: man solle keine grossen Schlachten gegen die Russen schlagen, während es der Führung im Osten ja ausschliesslich darauf ankam, den Bolschewismus militärisch und politisch von der Grenze fernzuhalten! Dabei durfte die 1. Garde Reserve Division in keinem Zeitungsbericht erwähnt werden.

Rabenaus Auffassung der Gesamtlage im Osten war damals, dass die Offensive nicht nur eine lokale Entlastung bedeutete, sondern mehr, viel mehr: er meinte, das könne der Wendepunkt gewesen sein im Geschick Deutschlands und die wirkliche Errettung von der bolschewistischen Gefahr. Allerdings der Druck der sonstigen Schwierigkeiten liess deshalb nicht nach: die politischen Stellen in Berlin verlangten die Räumung Litauens, das dabei war, sich als Staat neu aufzubauen. Die militärischen Stellen an der Front jedoch mussten das verweigern im Hinblick auf Litauens noch vorhandene Schwäche gegenüber den Bolschewisten.

Am 15.2.1919 war die Errichtung einer vorläufigen Reichswehr durch Gesetz erfolgt; der Grenzschutzverbände bemächtigte sich nun grosse Unruhe, da sie weder altes noch neues Heer im eigentlichen Sinne waren. Das AOK. Nord meinte, in seinem Bereich vier Reichswehrbrigaden durch Umorganisation aufstellen zu können, aber man konnte wohl kaum umorganisieren, wenn ein Teil der Truppe am Feinde stand. Der Kriegeminister hatte über

2) R. hatte mit dem russ. Oberstleutnant Durnowo über die Versorgung einer v. Deutschland nicht mehr verpflegten Truppe gesprochen. Das Ergebnis war: völlig aussichtslos. Durnowo war damals bester Kenner der Zustände zwischen Königsberg u. Moskau (Seeckt aaO. S. 126, 1)

1) Seeckt, 1918-1936, S. 150

diese Truppe auch nichts verfügt. Rabenau sagt dazu: "Die Truppe durchlebte eine ganz plötzliche und unerwartete Krise, die Leute glaubten auf einmal nicht mehr, dass es Sinn habe, jenseits der Grenze zu verbleiben."²⁾

Für ihn ergab sich dabei die für einen Offizier alter Schule sehr ungewöhnliche Aufgabe, auf der Bühne des Theaters in Mitau zu den das Parkett und die Ränge füllenden Abordnungen sämtlicher Truppenteile seiner Division über die entstandene Lage zu sprechen. Und das Zureden hatte Erfolg. Vielleicht wirkte dabei auch der Zufall mit, meint er, denn infolge der Umgebung streifte der Vorgang das Theatermässige so stark, daß vom Ernstesten zum Lächerlichen nur ein kleiner Schritt gewesen sei. Man hätte eine solche Ansprache daher bestimmt nicht wiederholen dürfen. "Hätte sie keinen Erfolg gehabt, so wären erhebliche Teile der Kampftruppe in einem recht schwierigen Zeitpunkt den führenden Stellen unter den Händen zerronnen".³⁾

Es ist gewiss ein ganz eigenartiger und in seinem Leben einmaliger Fall gewesen, dass Rabenau, hervorgewachsen aus einer straffen, gehorsamsgewohnten alten Armee, so vor die Truppe treten musste, um sie zum Gehorsam zu bekehren. Gerade diese entscheidende Lage gemeistert zu haben, wird ihm eine große Genugtuung gewesen sein in der Erkenntnis, dass ausserordentliche Lagen ausserordentliche Mittel erfordern. Man darf allerdings annehmen, wenn man ihn genau kannte, dass er mit einem fast moquanten, aber ihn selbst doch innerlich beruhigenden Lächeln, durch das Stolz und Güte gleichermaßen leuchteten, von dieser Bühne abtrat.

Die Verantwortung für jeden Offizier, in Krieg und Frieden schon gross, ist doppelt schwer in solchen Tagen politischer Entscheidung. "Zu tragen ist aber eine solche Verantwortung nur, wenn sie auf dem Pflichtgefühl aufgebaut ist. Der Offizier muss sich klar sein, dass Misstrauen in die Aufrichtigkeit seiner Haltung begründlich ist, denn es wird nicht jedem verständlich sein, dass wir bei aller Verschiedenheit unserer Ansichten doch, im Interesse der Sache zu ehrlicher Mitarbeit bereit sind".⁴⁾

Diese Sätze aus den Richtlinien für das Verhalten der Offiziere, die in jenen Tagen vom AOK Nord herausgegeben wurden, mögen ihm bei dieser Aktion gegenwärtig gewesen sein. Er nennt übrigens diese Richtlinien einen seelischen Notschrei und meint "für die innere Einstellung zu den einzelnen politischen Problemen und zu dem System besage das garnichts, sie könne trotzdem feindlich sein und bleiben".⁵⁾

2) Seeckt, 1918-1936, S. 131

3) ebenda, S. 131

4) ebenda, S.

5) ebenda, S. 134

Ein deutlicher Hinweis auf die Haltung des Offiziers, wie er sie damals sah und später in der Zeit schwerster Entscheidungen auch unerschütterlich weiterfolgt hat, seine Pflicht als Soldat zu tun zum Wohl des Ganzen! Das schliesst jede selbstische Regung aus und fordert Opfer - nicht das der inneren Überzeugung, wohl aber das der freien Willensmeinung und Willensbetätigung.

Im Mai 1919 mussten die Truppen aus dem Baltikum zurückgerufen werden. "Den Freiwilligen war vertraglich zugesichert worden, im Baltikum siedeln zu können, der betr. Vertrag wurde jedoch von Lettland gebrochen. Als der russische Fürst Awaloff Bermond eine Armee aufstellte, verfolgten alle, denen die Sorge für die Zukunft der deutschen Baltikumkämpfer am Herzen lag, dieses Unternehmen mit Wohlwollen und Interesse, zumal sich dann auch politisch für die Annäherung an das Russland von morgen günstige Aussichten zu bieten schienen. Aber auf Druck der Entente mussten die Werbungen für Bermond verboten werden und der Rückmarsch aller Truppen aus dem Baltikum begann. Das dieses noch zu weiteren Verwicklungen besonders mit der "Eisernen Division" führte, ist bekannt und für uns hier ohne Bedeutung".²⁾

Die ausführliche Darstellung dieser ungewöhnlichen Zeit ist begründet durch das Urteil Rabenaus über sie. Er schreibt: "die erste grosse Tat ausserhalb der Grenzen Deutschlands, dort oben in Kurland und Livland war sie getan". Der unmittelbare Ansturm des Bolschewismus war zurückgeschlagen. Hätte er ostpreussischen Boden erreicht, so konnten unabsehbare Fäden entstehen. Während man überall in deutschen Landen sich nur gegenseitig befeindete, und die Köpfe einschlug, geschah hier oben bereits wieder etwas Positives".⁴⁾ Und was er dann für Seeckt anführt, gilt sicher auch für ihn selber: "diese Monate waren ein Kraftquell für ihn". Es ist oft so: Die Charakteristik, die Rabenau von Seeckt entwirft, ergänzt die Charakteristik Rabenaus selbst.

Der Krieg war aus. Der bunte Rock musste ausgezogen werden. Die Verhältnisse schienen aussichtslos. Rabenau tat das nicht leichten Herzens, sondern bedrückt von dem Gedanken an das Unglück des Vaterlandes und an das Ende seines geliebten Berufes. "Ich bin", schreibt er, "im November und Dezember 1918 stundenlang und tagelang durch die einsamen Schneefelder der Eifel und des Sauerlandes geritten. In tiefem Grübeln fragte ich mich immer wieder: wie ist das möglich? Wie konnte es kommen, dass die Revolution so wenig Widerstand fand? Wie war überhaupt in diesem Augenblick eine solche Riesendummheit wie die Revolution möglich? Der Ausdruck Riesendummheit enthält übrigens für niemanden einen Vorwurf. Bekanntlich hat ja niemand die Revolution gemacht. ... Karl Marx hätte seine eigenen Lehren verleugnen müssen, wenn er im November 1918 dem Deutschen Proletariat zur Revolution geraten hätte. Sein Ziel sollte bei wirtschaftlicher Hochkonjunktur erreicht werden".⁵⁾

2) Seeckt, 1918-1936, S. 135-136

3) ebenda, S. 135

4) ebenda, S. 137

5) Die Alte Armee etc. S. 76

Aber dass Deutschland seinen Weg bergauf aus sich selber finden und dann auch den rechten Führer haben wird, daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel. Aber ob es für den Aufstieg praktisch ist, an dem Wege immer nur die Darstellungen unserer gesamten Fehler aufzubauen, bezweifle ich. Wir müssen von der unglücklichen Vergangenheit los und zum Handeln, zur Tat für die Zukunft kommen. Was gewesen ist, ist geschehen. Was daraus zu lernen, liegt handgreiflich vor aller Augen. Nun wollen wir die Folgerungen in zukünftige Taten umsetzen, ohne uns aus gemachten Fehlern dauernd ein Schwächegefühl zu suggerieren. Wir sind ohne Macht noch, aber nicht schwach und wollen auch nicht schwach sein". Das sagt er später im Rückblick auf diese Zeit unmittelbar nach dem Zusammenbruch,¹⁾

Und so entschliesst er sich zu einer ganz anderen Tätigkeit, er wird Geschäftsführer der Deutschnationalen Volkspartei in Leipzig. So trug die Baltikumzeit in ihrer Berührung und Auseinandersetzung mit der Politik ihre Frucht. Er betätigte sich dort als Organisator, als Redner und Schriftsteller. Da er seinem Wesen nach nicht um das Geldverdienen willen eine solche Stelle annahm, sondern sie seiner innersten Überzeugung entsprechen musste, so liegt hierin auch ein offenes Bekenntnis zu den Zielen dieser Partei. Es war bei ihm keineswegs so, wie vielleicht bei manchem alten Offizier, dass es ihm nicht lag, unter dem neuen, dem Offizierstande an sich, ja dem ganzen Soldatenstande unsympathischen Regime weiterzudienen. Das war schon im Baltikum nicht massgebend für ihn und das hat er später auch deutlich genug ausgesprochen, zugleich auch als Erklärung und Begründung seiner Teilnahme an dem Baltikumunternehmen "wenn überhaupt noch heute etwas Zukunftsträchtiges am Leben geblieben ist, ganz gleich ob in Wirtschaft, Technik Wissenschaft oder im Staat als dem politischen Gebiet überhaupt, so ist es am Leben geblieben nur hinter dem mit verwundetem Arm schützend vorgehaltenen Degen des Deutschen Offiziers. So ist es und nicht anders. Mit unserm Verhalten in der Revolution sind unlösbar verknüpft die Eigenschaften, die uns in letzter Stunde noch gerettet haben: Pflicht, Ehrgefühl und Gehorsam! Die vorher aufgestellte Behauptung ist auch dadurch unschwer zu beweisen, dass der Soldat trotz viereinhalb hinter ihm liegender Kriegsjahre doch wieder in die Bresche sprang. Man versetze sich einen Augenblick zurück in die ersten Monate von 1919. Was wäre wohl geworden, wenn damals im März deutsche Truppen dem weiteren Vordringen der Bolschewisten an der Windau nicht Einhalt geboten, sie nicht bis Riga zurückgeworfen hätten? In Königsberg und Allenstein standen genug Freunde der Bolschewisten sozusagen "auf Empfang". Was dann weiter gefolgt wäre, wenn die russische Welle widerstandslos in Ostpreussen eindrang, das kann man sich ohne Schwierigkeiten ausmalen".²⁾ Die unbändige Liebe zu seinem Beruf blieb ihm, sein ganzes Herz hing daran, trotz der offenbaren Schwierigkeiten ethischer und materieller Art, deren er sich sehr wohl bewusst war.

1) Die alte Armee pp. S. 143

2) Die alte Armee, S. 14/15

"Es ist der Offizier, der mit Einsatz seines Lebens den Weiterbestand des Staates erst möglich macht. Im wohlverstandenen Staatsinteresse diente der Offizier weiter, und bewahrte ohne Rücksicht darauf, wie er nach Herkunft und Erziehung empfand, dem Gesamtwohl zu Liebe eine nicht mehr zu übertreffende Loyalität gegenüber der Republik. Am wirklich praktischen Erfolg gemessen, hat kaum einer der Republik soviel genutzt wie der Soldat. Und gerade das alte Heer, verkörpert im Offizierkorps, habe den Fehler mangelhaften Staatsbewusstseins kaum oder gar nicht mitgemacht. Das ist eine starke Behauptung, aber sie lasse sich beweisen; wir haben vor dem Kriege gedarbt, im Kriege zu sterben verstanden und wir darben nach dem Kriege. Wenn das nicht ein völliges Aufgehen im Staatsgedanken unter Aufgabe des letzten Restes von persönlichem Egoismus ist, dann weiss ich nicht mehr, was man so nennen will." ³⁾ Das sind Auslassungen Rabenaus zum Dienst als Offizier, die er 1925 macht, aber die sein Verhalten schon immer bestimmt haben.

Und weil er sich der Wahrheit dieser Gedankengänge bewusst war und im Grunde auch seinen eigenen Wert als Soldat kannte, betrieb er dann doch wieder seine Aufnahme in das 100.000 Mann-Heer, trotzdem er sich sagte, dass dieses stehende Heer nicht in die moderne Umwelt hineinpasste und der "Söldner" wie ein Rückfall in das 17. Jahrhundert wirkte.

Er wurde zunächst beim Wehrkreis III politischer Bearbeiter und kam dann wieder zum Generalstab, oder wie es jetzt hiess, zum Führerstab und erlebte in der Zentralstelle den Aufbau des neuen Heeres unter Seeckt und seine überraschende Entwicklung zu der Elitetruppe, die das Staunen und das Misstrauen der Welt hervorrief. Er arbeitete sowohl im Führerstab wie beim Truppenamt des Reichswehrministeriums, dem bisherigen "Grossen Generalstab". Hier wurde er zum Major befördert und kam wieder in engere dienstliche Berührung mit Seeckt, dann aber auch mit Fritsch und Beck, die seine Vorgesetzten waren. In diese Jahre fällt auch sein erster grösserer schriftstellerischer Versuch, der ihn in weiten Kreisen, auch ausserhalb des Heeres bekannt machte: "Die Alte Armee und die junge Generation", über den später noch einiges zu sagen sein wird. Hier nur dies, dass dieser erste Versuch, mag er sonst beurteilt werden wie er wolle, ein grosses Können, eine umfassende Belesenheit und das Geschick bekundete, Wesentliches von Unwesentlichen klar zu trennen.

Einer seiner Kameraden, der in den Jahren 1922/23 mit ihm im Ministerium zusammen gesessen hat ¹⁾ schreibt: "Wir haben uns in der Zeit sehr gut vertragen. Ich habe seinen "Antihesse" ²⁾ miterlebt, den er teilweise von sich aus, teilweise im Auftrage unseres Abteilungsleiters schrieb und ich habe ihn vergewaltigt, dass er meine taktischen Aufgaben, die ich über den Nachschub

3) Die alte Armee, S. 90

1) Der spätere Generalleutnant v.d.Leyen.

2) Die Alte Armee und die jüngere Generation, 1925, E.S. Mittler- u. Sohn, Berlin, entstand aus eigenem Antrieb und auf Seeckts Anregung gleicherweise. Es ist eine Gegenschrift mit allen unvermeidlichen Mängeln einer solchen. Seeckt II, S. 596. "Seeckt war durch Hauptmann Hesses Schrift schwer gereizt und wünschte eine Abwehr".

Aber dass Deutschland seinen Weg bergauf aus sich selber finden und dann auch den rechten Führer haben wird, daran besteht für mich nicht der geringste Zweifel. Aber ob es für den Aufstieg praktisch ist, an dem Wege immer nur die Darstellungen unserer gesamten Fehler aufzubauen, bezweifle ich. Wir müssen von der unglücklichen Vergangenheit los und zum Handeln, zur Tat für die Zukunft kommen. Was gewesen ist, ist geschehen. Was daraus zu lernen, liegt handgreiflich vor aller Augen. Nun wollen wir die Folgerungen in zukünftige Taten umsetzen, ohne uns aus gemachten Fehlern dauernd ein Schwächegefühl zu suggerieren. Wir sind ohne Macht noch, aber nicht schwach und wollen auch nicht schwach sein". Das sagt er später im Rückblick auf diese Zeit unmittelbar nach dem Zusammenbruch, 1)

Und so entschliesst er sich zu einer ganz anderen Tätigkeit, er wird Geschäftsführer der Deutschnationalen Volkspartei in Leipzig. So trug die Baltikumzeit in ihrer Berührung und Auseinandersetzung mit der Politik ihre Frucht. Er betätigte sich dort als Organisator, als Redner und Schriftsteller. Da er seinem Wesen nach nicht um das Geldverdienen willen eine solche Stelle annahm, sondern sie seiner innersten Überzeugung entsprechen musste, so liegt hierin auch ein offenes Bekenntnis zu den Zielen dieser Partei. Es war bei ihm keineswegs so, wie vielleicht bei manchem alten Offizier, dass es ihm nicht lag, unter dem neuen, dem Offizierstande an sich, ja dem ganzen Soldatenstande unsympathischen Regime weiterzudienen. Das war schon im Baltikum nicht massgebend für ihn und das hat er später auch deutlich genug ausgesprochen, zugleich auch als Erklärung und Begründung seiner Teilnahme an dem Baltikumunternehmen "wenn überhaupt noch heute etwas Zukunftsträchtiges am Leben geblieben ist, ganz gleich ob in Wirtschaft, Technik Wissenschaft oder im Staat als dem politischen Gebiet überhaupt, so ist es am Leben geblieben nur hinter dem mit verwundetem Arm schützend vorgehaltenen Degen des Deutschen Offiziers. So ist es und nicht anders. Mit unserm Verhalten in der Revolution sind unlösbar verknüpft die Eigenschaften, die uns in letzter Stunde noch gerettet haben: Pflicht, Ehrgefühl und Gehorsam! Die vorher aufgestellte Behauptung ist auch dadurch unschwer zu beweisen, dass der Soldat trotz viereinhalb hinter ihm liegender Kriegsjahre doch wieder in die Bresche sprang. Man versetze sich einen Augenblick zurück in die ersten Monate von 1919. Was wäre wohl geworden, wenn damals im März deutsche Truppen dem weiteren Vordringen der Bolschewisten an der Windau nicht Einhalt geboten, sie nicht bis Riga zurückgeworfen hätten? In Königsberg und Allenstein standen genug Freunde der Bolschewisten sozusagen "auf Empfang". Was dann weiter gefolgt wäre, wenn die russische Welle widerstandslos in Ostpreussen eindrang, das kann man sich ohne Schwierigkeiten ausmalen". 2)

Die unbändige Liebe zu seinem Beruf blieb ihm, sein ganzes Herz hing daran, trotz der offenbaren Schwierigkeiten ethischer und materieller Art, deren er sich sehr wohl bewusst war.

1) Die alte Armee pp. S. 143

2) Die alte Armee, S. 14/15

sondern entscheidend auch auf die innere Formung seines Offizierkorps. Seine bedeutende und anerkannt charaktervolle Persönlichkeit erschien den einen allerdings zu anspruchsvoll und zu hoch hinaus wollend, - das waren die, die ihm nicht zu folgen vermochten, weil sie das Universale in ihm nicht verstanden oder auch für überflüssig hielten, - den anderen aber als ein eigener und eigenwilliger Offizierstyp von altpreussischer, monarchischer Gesinnung, dem die Erziehung seiner Untergebenen zu christlich denkenden, pflichtstarken Menschen um der Zukunft des Vaterlandes willen Gesetz und Pflicht war. Selbst seinen Altersgenossen ging es in diesen Jahren so, dass ihnen sein Gedankenflug zuweilen zu hoch war, sie vermochten ihm im Dienst und in der privaten Unterhaltung nicht immer zu folgen.

Er hing infolge seiner Heirat in sehr grosser Liebe an Ostpreussen, dessen Stellung ja damals eine ganz besondere war. Man lebte "in Ostpreussen" und fuhr "ins Reich"! Diesem weiten Land seiner Liebe, dessen Grenzen er mitverteidigt hatte und das ja schliesslich jeden in seinen Bann zog, der längere Zeit dort wohnte, widmete er ein Gedenkspiel aus seiner Geschichte, das zuerst von jüngeren Offizieren im Kasino nach einem Gästeessen aufgeführt wurde, dann aber auch mit grossem Erfolg in anderen Offiziersheimen und in Vereinen.

Diese drei Frontjahre waren für ihn persönlich im innersten Kern der Beginn einer neuen Epoche. Bei allen, auch von ihm selbst anerkannten Schwierigkeiten dienstlicher Art im ungewohnten Kasernendienst die beginnende Loelösung vom nur rein Militärischen! Die vom sonst üblichen stark abweichende Form der Menschenführung, in der er oft missverstanden wurde, nicht nur von den zu Führenden, sondern auch von seinen Vorgesetzten, das genaueren Beobachtern auffallende Hinneigen zur mehr geistigen als praktischen Führerschaft deutete hier schon auf das hin, was wir Ziel und Vollendung seines Weges nennen müssen.

In diese Zeit fiel auch seine nähere Bekanntschaft mit einer später viel unstrittenen Persönlichkeit, dem Garnisonpfarrer und nachmaligen Reichsbischof Müller, der Rabenaus jüngere Tochter konfirmierte und später in Breslau auch traute. Damals war Müller ein beliebter Kanzelredner, der viel Sinn für Militärisches hatte, und dies mit seinem Amt gut zu verbinden wusste. Er hielt in Ostpreussen und im Reich aufrüttelnde Vorträge über polnische Spionage, beherbergte damals Hitler einmal in seinem Hause in Königsberg und begünstigte dann auch vor der "Machtübernahme" die Tätigkeit der aufkommenden Hitlerjugend und der SA, die als Klebekommandos in der Stadt umherzogen. Rabenau hat damals wohl diesem Manne, der sicher ein warmes Herz für seine Soldaten hatte, nähergestellt. In einer Zeit, in der viele Selbstmorde im Heer die vorgesetzten Dienststellen sehr in Sorge brachten, hielt Müller sogenannte Sprechstunden für Soldaten in den Kasernen ab, in denen sich ihm, wie er selbst bekannte, viele junge Menschenherzen öffneten. Hier berührte sich die Denkungsweise beider wenigstens in einem Punkte, wie sich später erwies, nahe: beide bekümmerten sich um die Seele des Soldaten in wirklich grosser innerer Sorge. Müller allerdings kam oft kurzerhand bei geschehenen Selbstmorden zu dem Ergebnis: was ist da zu machen, wenn einer "aussteigen" will? -

mit einem burschikosen Marineausdruck abtuend, was Rabenau später ganz anders anfasste. Und eine zweite Bekanntschaft aus dieser Zeit wurde geradezu schicksalhaft für Rabenau, die Freundschaft mit dem damaligen Königsberger Bürgermeister Goerdeler.

Diese seine letzte Frontstellung war daher ein bedeutsamer Abschnitt seines Lebens, viel bedeutsamer, als er es jetzt empfinden konnte, als er im Februar 1930 als 1. Generalstabsoffizier zum Gruppenkommando 2 nach Kassel versetzt wurde.

Diese Verwendung überraschte ihn und entsprach vielleicht auch nicht seinen hochgespannten Wünschen und Zukunftsplänen. Er verlor dort seine Selbständigkeit, der der IA tritt nun einmal in den Schatten des Chefs, auch wenn er eine noch so starke Persönlichkeit ist. Insoweit fühlte er sich fast kaltgestellt zumal er innerlich davon überzeugt war, dass er vielfach "höheren Orts" durch sein Auftreten Anstoss erregt hatte.

Eine Feststellung seiner Tochter ¹⁾ nach seinem Tode sagt: von nun an läuft seine militärische Laufbahn immer anders, als wie er es sich gewünscht und wie es seinen grossen Fähigkeiten und Kräften entsprochen hätte. Über seinem Leben liege die Tragik, dass er sich oft seiner grossen Berufung bewusst war und sich der grossen Stunde solcher Berufung nahe fühlte. Sie habe sich aber bis zur letzten Stunde nicht erfüllen dürfen. So sei kein Zufall, dass er sich mit Persönlichkeiten wie Scharnhorst, Cromwell, Clausewitz und anderen beschäftigte, die auch ihr Leben unerfüllt sahen, und in diesen biographischen Studien unwillkürlich sich selber schilderte. Diese Charakterisierung mag allerdings nahe an das Tatsächliche streifen und ist ersichtlich auf eigene Äusserungen Rabenaus zurückzuführen. Aber wir möchten das doch auch von anderer Ebene aus betrachten, wie es in der Gedächtnisrede im Jahre 1946 für ihn geschehen ist: ein Mann aus der grossen Linie, die durch die Namen Scharnhorst, Clausewitz, Moltke, Schlieffen und Seeckt gekennzeichnet ist, aus der stolzen Tradition des preussischen Generalstabes, der sachliches und fachliches Können mit hoher Geistigkeit verband! Immer schreibe er über Menschen, die seinem Herzen nahestehen, und es ist, als müsste er nur da sein, wo das Herz mitschlagen darf!

Die Ähnlichkeit des inneren Lebensganges der von ihm literarisch geschilderten Männer bringt sie eben seinem Denken näher, und ganz erfolglos sind ja weder sie noch Rabenau geblieben. In seinem späteren Leben fanden sich doch Erfolgezeiten genug, die ihn voll befriedigten und auf die er stolz sein konnte. Diese Männer standen ihm innerlich nahe und er kommt auch sonst gern auf sie zurück, so: "Die Männer, die seit 1807 Preussen-Deutschland emporgeführt haben, sie waren Christen und gewiss männliche Gestalten. Ragend stehen die Gestalten Bismarck und Hindenburg da, männlich, stark und im Glauben".

1) Fräulein Dr. E. D. v. Rabenau, spätere Frau Linnebach, Stuttgart

Seine dienstliche Tätigkeit im Gruppenkommando 2, Kassel, dessen Bereich ganz Süddeutschland, Hessen, Westfalen und Hannover war, brachte ihn nunmehr auch mit dem Westen Deutschlands in enge Berührung. In diese Zeit fällt zudem das grösste Manöver des kleinen Heeres, bei dem sein Gruppenkommando die Südpartei in Nordfranken und Thüringen führte. Das war sicher nicht nur das militärisch wichtigste Ereignis in diesen fünf Jahren für ihn, sondern auch eine befriedigende Aufgabe für ihn als IA.

1932 vertauschte er als Oberst diese Stellung mit der des Kommandanten von Breslau. Als solcher war er nicht lediglich militärischer Kommandant der Festung, sondern er hatte einen grossen Teil der Provinz Schlesien als Grenzprovinz gegen Polen und die Tschechoslovakei militärisch zu betreuen und die Aufstellung des Grenzschutzes für den Ernstfall vorzubereiten.

In diesen Zeitraum fielen bekanntlich wichtige innerpolitische Ereignisse im Machtkampf des Nationalsozialismus mit der Wehrmacht. Röhm wollte die SA der Wehrmacht gleichsetzen. Diese Gegensätzlichkeiten wirkten sich besonders krass in Breslau aus. Rabenau war dem Nationalsozialismus mit seinen Gedankengängen als überzeugter Christ und seinem Machtstreben als Soldat durchaus abgeneigt und fest entschlossen, ihm und seinen Gliederungen im schlesischen Bereich mit aller gebotenen Schärfe entgegenzutreten. Er war in Schlesien der Hauptvertreter dieser Auffassung nicht nur innerhalb des Offizierkorps, so dass er auch weiten Kreisen in der Provinz bekannt wurde. Man sah und würdigte in ihm die führende Persönlichkeit Schlesiens im Kampf gegen die Übergriffe der Partei. Er kämpfte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und unter vollem Einsatz seiner Person gegen die Ansprüche der SA. Als am 30. Juni 1934 die sogenannte Röhmrevolte bevorstand, war Breslaus Garnison in voller Alarmbereitschaft. Im Warten auf das, was vermutlich kommen würde, war es nicht zuletzt, vielleicht sogar allein sein entschiedenes Auftreten, das den Obergruppenführer Heines in seine Schranken zurückwies und Schlimmes verhütete. Heines kam am Abend vorher in vollem Selbstbewusstsein in das Generalkommando, um sich wegen der Haltung der Wehrmacht zu beschweren oder um neue Forderungen zu stellen. Er wurde vom Ordonnanzoffizier empfangen und durch völlig verdunkelte Flure und Treppen zum Zimmer des kommandierenden Generals geführt, der mit Rabenau in der Tür seines erleuchteten Zimmers stand. Als Heines aufbegehrend fragte, wie man ihn empfangen und was das alles zu bedeuten habe, befahl Rabenau Licht zu machen und Heines blickte in die Mündungen von Maschinengewehren in Türen und Nischen. Erbleichend trat er zurück, als Rabenau erklärte: "Das bedeutet, dass wir zu allem bereit - sein würden!" Heines verliess ohne Gruss und Antwort das Gebäude, fuhr zum Flugplatz Glandau und flog nach Westen ab. Eine bereitstehende Militär-Kuriermaschine verfolgte ihn bis Höhe Dresden und meldete dann, dass er nach Süden abgedreht habe. Damals galt Rabenau im Kreise derer, die davon wussten, als Sieger im "vierten schlesischen Kriege".

Trotz starker dienstlicher Beanspruchung fand er noch Zeit, an der Universität Breslau Vorlesungen zu halten, entsprechend einer damals an vielen deutschen Universitäten getroffenen Einrichtung, dass geeignete Offiziere für die Studenten lesen sollten. Er sprach in zwei Semestern über Heeresorganisation und Milizen, entsprechend dem damals viel diskutierten Gedanken

über eine deutsche seelische und militärische Aufrüstung. Seine Vorlesungen trugen ihm den Grad eines Dr.h.c. der Universität ein, ein Grad, der in der preussisch-deutschen Geschichte nur wenigen aktiven Offizieren verliehen worden ist. Einige der Vorlesungen erschienen später im Druck²⁾. Rabenau beschäftigte sich in ihnen mit der in der damaligen Friedensschulung des Generalstabes üblichen Problemstellung, diese dabei auf wenige Grundgedanken zurückführend.

Es ist auch anzunehmen, dass Rabenau in diesen schlesischen Jahren mit dem Kreisauer Kreis in Verbindung gekommen ist, der sich um den Besitzer des Gutes Kreisau, den Grafen Moltke, aus Landadel, Gelehrten und Arbeiterführern zusammensetzte und eine Widerstandsgruppe war, die auf legalen Wege die Macht des Nationalsozialismus zu beseitigen sich zum Ziele gesetzt hatte. Rabenau gehörte später als Chef der Heeresarchive zu dem Kuratorium, das das Grab des Feldmarschalls v.Moltke zu betreuen hatte.

Die jüngere Tochter Rabenaus heiratete in Breslau den Rittmeister v.Kornatzki vom dortigen Reiterregiment, dem es dann beschieden war, in Stalingrad in Gefangenschaft zu geraten und dort zu sterben. Seine letzten Briefe von da, Ende 1942, schilderten knapp und erschütternd den furchtbaren Zustand der unter Hunger und Entbehrung zusammenbrechenden Truppe, und sein Tod hat die Serie der Schicksalsschläge, die die Familie Rabenaus dann im Kriege traf, trauervoll eingeleitet.

In Breslau wie später in Münster hatte Rabenau auch recht enge und ihm durchaus sympathische Beziehungen zu den Bischöfen aufgenommen, und damit zur katholischen Kirche, nicht nur aus dienstlichen Notwendigkeiten oder gesellschaftlichen Verpflichtungen, sondern mehr noch aus einer weltoffenen Einstellung auch der katholischen Konfession gegenüber, wie sie sich, je länger desto mehr, in der späteren Periode seines Lebens offenbarte.

Allergrösste Hochachtung und tiefes Verstehen bewegten ihn, wenn er von diesen Begegnungen erzählte, die ihm durch die ehrwürdigen und mutigen Persönlichkeiten der Bischöfe einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hatten"; und er hat diese und andere Beziehungen zu katholischen Geistlichen bis an sein Lebensende gepflegt und auf sich wirken lassen.

Er war in Breslau zum Generalmajor befördert worden und konnte nach dem Stellenplan als Kommandant dort nicht mehr verwendet werden. Wenigstens war das der dienstlich begründete Tatbestand. Denn es ist ebenso gut möglich, dass auch politische Erwägungen hier mitgesprochen haben. Nach der Röhm-Revolution und nach seinen mündlich und schriftlich vertretenen Anschauungen wusste man in den Kreisen um den "Führer", was Geistes Kind er war und betrachtete ihn mit Misstrauen.

2) "Operative Entschlüsse gegen einen an Zahl überlegenen Gegner", fünf Vorträge, ersch. E.S.Mittler u.Sohn, Berlin, 1935

1) Breslau: Fürstbischof Beßtram
Münster: Bischof Graf Clemens August v.Galen.

Er wurde im Rahmen der beginnenden Heeresaufrüstung im Herbst 1934 als Wehrersatz-Inspekteur nach Münster versetzt. Diese Stellenbesetzung eilte den Tatsachen insofern voraus, als die allgemeine Wehrpflicht, der die Wehrersatzinspektion zu dienen hatte, erst im Frühjahr 1935 eingeführt wurde. Er hatte also in seinem Bezirk, der Westfalen und einen grossen Teil des Ruhrgebietes umfasste, nun für diese vorzubereiten, womit wieder eine enge Berührung mit Land und Leuten verbunden war.

Seine akademischen Vorlesungen setzte er auch an der Universität Münster fort, die ihn dann zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Die zum Zeichen dieser Würde um den Hals zu tragende Kette pflegte er bei besonderen Gelegenheiten auch zur Uniform zu tragen, ein selten gesehenes und daher immer auffallendes Uniformattribut. Wer ihn kannte, verstand das. Er konnte sich herzlich und freimütig über seine Erfolge freuen, ja, er meinte sogar, dass er sich eben-so darüber freuen könne, wenn ihm jemand seine Erfolge neidete. In diesem Sinne hatte er ein gänzlich unbeschwertes Herz. In seinen kleinen Eigenheiten hatte er selbst den allergrössten Genuss, als junger Offizier wie auch jetzt noch, besonders, wenn sie etwa mit den Worten bemerkt wurden: das kann sich eben nur Rabenau leisten! Es war ein Teil seiner Originalität, gleich, ob man ihm etwa einen nicht vorschriftsmässigen Anzug oder nicht schulgemässes Reiten nachsagte. Aus dem schlanken jungen Offizier war ja mit den Jahren ein schwerer, wohlbeleibter Stabsoffizier und General geworden, dessen Wert und Würde über Äusserlichkeiten längst erhaben war.

Die militärisch verhältnismässig ruhigen Jahre in Münster gaben ihm die Zeit zu innerer Sammlung. Hier formten sich seine weltanschaulichen und religiösen Gedankengänge zu immer klarerer Gestalt. Die Bibel und religiöse Schriften, ebenso wie kulturelle und ethische Erscheinungen verschwanden nicht mehr von seinem Schreibtisch. Kirchliche Reformgedanken, wie die *Una sancta*, beschäftigten ihn in Studium und Gesprächen. So fragte er einmal in einem solchen Gespräch völlig heiter und überraschend einen katholischen geistlichen Würdenträger am Kaffeetisch: "Würden Sie, Monsignore, mir das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen?" Worauf jener, etwas erschrocken, aber sich dann doch unter dem ruhigen und freundlichen Blick Rabenaus fassend, erwiderte: "Ihnen, Herr General, vielleicht wohl", - nun wieder mit befreitem Lächeln (2)

Dieser schreibt später über seine erste Begegnung mit Rabenau: "Die Bekanntschaft wurde durch den damaligen Prior der Abtei Maria Laach veranlasst. Diese ehrwürdige Benediktinerabtei war in Gefahr, dem Zugriff der Partei zum Opfer zu fallen. Ich wurde beauftragt, den General zu fragen, ob er sich in irgendeiner Weise für die Erhaltung der Abtei verwenden könnte.

2!) Monsignore Büttner

Obwohl er mich noch nicht kannte, empfing er mich sehr liebenswürdig, ging sofort auf das Problem ein und erkundigte sich nach den Gründen, die man für die Erhaltung der Abtei anführen könne. Ich sagte, dass die Abtei in der liturgischen Bewegung Weltruf habe und dass sie als vornehmste Pflegestätte des Chorals eine hohe Anerkennung und Bedeutung besitze. Nach längerem Überlegen sagte er dann plötzlich: "Ich gehe zu Himmler selbst. Als General muss er mich empfangen". Nach einigen Tagen erhielt ich schon Bericht über das Ergebnis des Besuchs. Er war empfangen worden und Himmler erkundigte sich nach dem Bericht des Generals eingehend über den Gregorianischen Gesang. Er fragte dann, ob das nicht eine Fortsetzung der "altarisches Gesänge" sei? Er habe einmal davon gelesen und meinte, sich daran zu erinnern. Der General schonte das Erinnerungsbild des SS-Gewaltigen und liess ihn bei seiner Meinung. So entschied Himmler, die Abtei müsse erhalten bleiben und dürfe nicht von der Partei beschlagnahmt werden. So endete der begonnene Ringkampf zwischen Partei und Wehrmacht zu Gunsten der letzteren. Maria-Laach nahm in ihren Mauern Verwundete auf, was dem Geist des Hl. Benedict durchaus entsprach, und die Mönche konnten bleiben".

Man darf wohl sagen, dass bei Rabenau der soldatische Auftrag immer mehr zur äusseren Schale wurde, den er aber vortrefflich in Philosophie und Religion zu vereinen wusste. Die Jahre in Münster wurden so die entscheidenden für seine Weiterentwicklung, Er war nun 50 und mehr Jahre alt und es ist bezeichnend für seine regsame und an sich selbst noch immer weiterbauende Art, dass er in Jahren, wo andere meinen, die Höhe des Lebens erklimmen zu haben, sich innerlich nicht zur Ruhe setzte. Sein oft gebrauchtes Wort, wenn er sich einmal nicht frisch genug fühlte: "Ich habe mein Leben immer an beiden Enden angesteckt", hatte viel Wahres in sich.

Aber schon am 1. Oktober 1936 wird ihm auf besonderen Wunsch des damaligen Oberbefehlshabers des Heeres ⁽¹⁾ eine ganz neue Aufgabe gestellt. Der Auftrag ging dahin, für das Heer eigene Archive zu bilden. Erst General v. Seeckt war es gelungen, nach der Auflösung des Heeres 1918 die militärischen Aktenbestände durch Bildung des Reichsarchivs in Potsdam vor gänzlicher Zersplitterung zu bewahren, dieses aber unterstand dem Reichsinnenminister. Es war von ehemaligen Offizieren besetzt, die bei der Heeresverminderung 1919/20 hatten ausscheiden müssen und als Beamte übernommen worden waren, in den letzten Jahren ergänzt durch einige, wenn auch wenige Persönlichkeiten, die auf Grund ihrer zeitgemässen Gesinnung heringewechselt waren.

Der Chef des Generalstabes, dem er unmittelbar unterstellt war ⁽²⁾, beauftragte ihn, im kommenden Halbjahr die Organisation des Heeresarchivwesens so voran zu treiben, dass sie am 1.4.1937 in der Hauptsache fertig sei. Aus dem Reichsarchiv

1) Gen.d.Art. Frhr.v.Fritsch

2) Gen.d.Art. Ludwig Beck

waren demnach die rein militärischen Akten auszusondern und dazu musste das 1924 geschlossene Teilungsabkommen zwischen dem Reichsarchiv und den Preussischen Archivverwaltung wegen der militärischen Bestände aufgelöst werden. Einige auswärtige Reichsarchivstellen, so Dresden, Stuttgart und das Bayerische Kriegsarchiv mussten entsprechend selbständig gemacht werden. Ausserdem mussten die für die Heeresarchive nötigen Gebäude dem Militäriskus wieder übergeben werden, Etats, Dienstvorschriften mussten entworfen und eine Benutzungsordnung aufgestellt werden. Endlich waren viele Verhandlungen nötig, um verstreute militärische Akten den neuen Archiven zuzuführen.

Aus dem bisherigen Reichsarchiv-Potsdam wurden zwei Dienststellen gebildet. Die Kriegsgeschichtliche Forschungsanstalt des Heeres, die das immer noch unvollständige Weltkriegswerk zu vollenden hatte, und das Heeresarchiv-Potsdam, das das gesamte Archivgut der einstigen kgl. Preussischen Armee zu sichten und zu verwalten hatte. Viel Aktenmaterial musste hierzu aus den preussischen, bayrischen, württembergischen und sächsischen Archiven herausgezogen werden, oft genug erst durch Rabenaus persönliches Eingreifen.

Das war eine Aufgabe, die bei seiner Generalstabsvorbildung und seinen wissenschaftlichen Reifungen und Können wie für ihn geschaffen schien und die er fristgerecht bis zum 1.4.1937 löste, und zwar nicht mit einem grossen Stabe, sondern mit wenigen Hilfskräften.

Seinen neuen Untergebenen war er meist ein völlig unbeschriebenes Blatt, allenfalls konnte man seine Streitschrift gegen Kurt Hesse, die schon erwähnt ist. Mit desto grösserer Neugierde wurde der neue Mann auf dem Brauhausberge dem Sitz des Archive empfangen. Seinen Wohnsitz nahm er in Berlin am Hohenzollerndamm, wie er zu sagen pflegte: "In der Mitte zwischen Generalstab und seiner Dienststelle".

Mit dem 1.4.37 wurde v. Rabenau zum Chef der Heeresarchive mit dem Sitz in Potsdam ernannt. Es unterstanden ihm alle vorgenannten Heeresarchive. Nach der Übernahme dieser Stellung hielt v. Rabenau im Rahmen einer Feier in Anwesenheit des Reichskriegsministers, des Oberbefehlshabers des Heeres, der Chefs der verschiedenen Ämter, des Reichsministers des Innern und des österreichischen Ministers Glaise v. Horstenau eine Rede, in der er einmal darauf hinwies, dass das geistige Element im Heer in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgedrängt worden sei, und dass endlich wieder ein selbständiges Studium der Quellen der Geschichte einsetzen müsste. Man habe für Arbeiten und Vorträge meist nur die Literatur darüber herangezogen, aber das sicher unbequemere Aktenstudium sehr gern verrichten. Er betonte also, man müsse zurück zu den Quellen! In dieser Ansprache aber wandte er sich auch scharf und deutlich genug gegen die heutige Zeitströmung und das herrschende System! Man bedenke: dies zu einer Zeit, in der der Nationalsozialismus im siegreichen Aufstieg war und sich alle Teile des Staates unterworfen hatte. Rabenau aber hatte dessen Schäden und Schwächen

voll erkannt, wie sicherlich auch viele sonst, aber er scheute sich nicht, dies offen auszusprechen, trotzdem er damit rechnen musste, dass auch in dieser Versammlung sich Spitzel befanden und dass er bei der Partei Anstoss erregte, und es ist mehr als auffallend, dass darauf nichts geschah, wenigstens jetzt nicht.

Bei Kriegsausbruch wurden die von ihm neu ausgearbeiteten Richtlinien über die Führung der Kriegstagebücher ausgeben. Zugleich wurde aber auch die Stelle eines besonderen Oberquartiermeisters unter dem Chef des Generalstabes geschaffen, dem seinerzeit der Chef der Heeresarchive unterstellt wurde. Die gleichzeitig unter jenem Oberquartiermeister gebildete kriegswissenschaftliche Abteilung sollte sofort mit der Bearbeitung des neuen Krieges beginnen, sodass die neuen Akten zunächst dieser Abteilung zuflossen.

Er empfand das als eine Zurücksetzung, die er wohl mit Recht auf seine Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus und die oberste Führung des Krieges zurückführte. Er konnte nicht ein Loblied auf den "grössten Feldherrn aller Zeiten" verfassen. Andererseits war er doch wieder erleichtert, dass ihm diese Seite der Arbeit abgenommen war, aber er gehörte nun einmal nicht zu denen, die schweigend dulden wollten, dass die Geschichtsschreibung des Krieges verfälscht und parteipolitisch gefärbt wurde, ja, dass militärische und politische Unmöglichkeiten und Schandtaten beschönigt wurden. Er wandte sich in voller Schärfe weiterhin in Wort und Schrift, in jeder Unterhaltung, kurz, bei jeder Gelegenheit gegen all' diese Gedanken, die die Seele des Deutschen Volkes vergiften drohten. Er war ein Wahrheits-sucher!

Neben seiner dienstlichen Tätigkeit schrieb er seit 1937 noch die Biographie des Generalobersten v. Seeckt. (1) Er tat dies sowohl auf Anregung des Generals v. Blomberg, wie auf einen von Seeckt selbst geäusserten Wunsch. Seeckt hatte nach Beendigung des grossen Manövers am Vogelsberg, zu dem er von Hitler eingeladen war, zu Rabenau gesagt, er beabsichtige seine Lebenserinnerungen herauszugeben. Es wäre ihm lieb, wenn er Rabenau bei der Bearbeitung heranziehen könnte. Vor Februar 1937 werde es aber nicht dazu kommen (2) Seeckt aber starb im Dezember 1936. Er verkörperte für Rabenau den wirklich grossen Soldaten, den erfolgreichen Organisator nach dem Vorbilde Scharnhorsts und den Erhalter der Tradition des alten Heeres. Das musste für Rabenau besonders bedeutungsvoll sein, der sich in seiner Schrift: "Die Alte Armee und die junge Generation" schützend vor die alte Armee und besonders vor die Offiziere gestellt hatte. Besonders fesselte ihn die Art, wie Seeckt jeden parteipolitischen Einfluss vom Heere ferngehalten hatte. Denn die Frage, ob Armeen politisch oder apolitisch sein sollten, hatte ihn schon immer beschäftigt

1) I. Band Seeckt: Aus meinem Leben, 1866-1918, ersch. 1938
II. Band Seeckt: Aus seinem Leben, 1918-1936, ersch. 1940
g. Hase und Köhler-Leipzig

2) II. Band Seeckt, S. 725

"In der Geschichte sind Armeen in irregulärer Zeiten nicht selten politisch geworden. Fast immer ist Unheil daraus entstanden. Vor dem (ersten Welt)-Krieg war die Politik in die Französische Armee eingedrungen. Man muss wohl doch die Folgen als nicht günstig angesprochen haben, denn man ist im Grundsatz wieder völlig davon abgekommen!... In der österreichischen Armee lebt heute noch (1925) der Gewerkschaftsgedanke mit allen seinen politischen Folgen. Man kann nicht sagen, dass dieses Beispiel allzusehr verlockend ist". Damit weist er zurück, was Hesse für die Reichswehr verlangt hatte: sie habe nicht nur eine politische Pflicht, sondern es müsse von ihr verlangt werden, dass sie an ihrem Teile politisch führend sein solle. "Will sie das sein", sagt Rabenau, "dann müsste sie sich in der Praxis politisch in irgend eine Richtung stellen und gerade das haben wir uns bisher zu vermeiden eifrigst bemüht. Politisch sein, das ist ohne Partei zu nehmen, einzelnen Personen noch möglich, einer ganzen Organisation nicht". (3)

Die Beziehungen Rabenaus zu Seeckt persönlich waren also schon lange eng. Seit der Zeit, als er wieder ins Hunderttausend-Mann-Heer kam, also seit 1919, hat Rabenau fast ständig unter Seeckt gestanden und in naher Beziehung zu ihm gearbeitet, im Kurland-Feldzug, im Generalstab und im Reichswehrministerium. Es ist selbstverständlich, dass die - aus der Seeckt'schen Biographie deutlich ersichtliche - innere Übereinstimmung der beiden Männer auch einen persönlichen Verkehr ergab. So hat Rabenau im Seeckt'schen Hause verkehrt. Es wird auch behauptet, dass Seeckt Rabenau veranlasst habe, die Vorworte zu Seeckts Schriften: "Moltke ein Vorbild" und "Gedanken eines Soldaten", 1931 zu schreiben. Jedenfalls wird das von Zeitgenossen angegeben und ein Buchhändler (4) gab das auch ausdrücklich in seiner Offerte an. Nach dem Wortlaut dessen, was Rabenau gelegentlich darüber schreibt wenigstens, ist das nicht anzunehmen. Er sagt bei der Besprechung von "Moltke, ein Vorbild": "So entsteht denn gleich im Vorwort ein charakteristischer Satz. Seeckt schreibt von sich selbst, zum Historiker, zum Kritiker und zum Lehrer fehle ihm die Berufung usw." Also hat Seeckt dieses Vorwort selbst geschrieben. (1) Und in einer Ausgabe der "Gedanken eines Soldaten" war ein Vorwort überhaupt nicht abgedruckt.

Jedenfalls war Rabenau sicherlich der gegebene Mann, für diese Biographie. Allerdings musste er sich dann bei der Niederschrift manche Beschränkung auferlegen lassen, denn allzugross war die Macht der nationalsozialistischen Tyrannei schon geworden. Um überhaupt das Erscheinen des Werkes zu ermöglichen, musste vieles auf Druck der Zensur gestrichen

3) Die alte Armee etc. S. 122

4) W.F.Schlepp, Frankfurt a.M. 3.April 1954

1) Seeckt, II, S.580

werden, so dass das Werk, das er selbst einmal als sein Lebenswerk bezeichnete, nicht voll das wiedergibt, was er hineinlegen wollte und als gründlicher und sachlicher Historiker, der er war, auch hineinlegen musste. Der erste Band erschien 1938, der zweite 1940. Ihm standen hierfür, wie sein Mitarbeiter - General Lieber - berichtet, nicht nur die Akten der Heeresarchive, namentlich das Potsdamer Archiv, sondern besonders beim II. Band auch zahlreiche Briefe und Aufzeichnungen aus dem von der Witwe Seeckts behüteten Nachlass zur Verfügung. Verging doch kein Tag, wenn der Generaloberst abwesend war, dass er nicht einige Zeilen an seine Frau schrieb. Dies ist auch der Anlass, dass Frau von Seeckt in dem Buch eine weit grössere Beachtung gefunden hat, als das sonst in Biographien dieser Art üblich ist. Beide Bände aber hatten, namentlich der zweite, bei Hitler trotz der schon erheblichen Streichungen durch die Zensur starken Unwillen erregt. Man vermutete in Rabenau mit Recht einen Gegner, der zudem die Mehrzahl der in der Partei führenden Männer an Schärfe des Geistes und an Kampfesmut erheblich überragte.

"Wer die Zeiten miterlebt hat" sagt der genannte Mitarbeiter, "wer sich der vielen Gespräche darüber erinnert, wer die Schwierigkeiten gesehen hat, die mit der Herausgabe zusammenhingen, möchte auch Einiges über die Kritik sagen, die das Werk unter den damaligen Verhältnissen finden musste. Wäre der Herausgeber noch am Leben, er würde wohl ausführlicher und eingehender begründet, als wie hier geschehen kann, auf die Kritik antworten. Rabenau war sich der Berechtigung einer solchen Kritik durchaus bewusst und sah sie auch voraus. Aber jeder Kritiker muss sich erst in die Zeit zurückversetzen, in der diese Bände geschrieben wurden. Es gab nicht nur eine, sondern mehrere Zensurstellen, die das Buch zu begutachten hatten: Vorlage beim Oberkommando der Wehrmacht und beim Auswärtigen Amt genügte dabei keinesfalls. Es kamen noch Stellen der NSDAP hinzu, zumal gelegentlich der Name des "Führers, des grössten Feldherrn aller Zeiten" erwähnt wurde. Vieles wurde gestrichen, anderes musste übernommen werden. Es ist heute leicht gesagt, dies und das hätte nicht geändert werden dürfen, lieber hätte man auf die Herausgabe des Buches verzichten sollen.

Rabenau gab auch selbst zu, dass auch manches noch hätte ausgefeilt, anderes gekürzt oder weggelassen werden müssen. Dass gewisse Vorgänge nur angedeutet werden konnten, dass die Leser oft genug gezwungen seien, zwischen den Zeilen zu lesen. Aber es war ganz eigenartig, wie oft er wiederholte: "Ich weiss nicht, was mich so drängt, die Arbeit so schnell wie möglich zu beenden"! Er schrieb ja nicht um äusseren Gewinnes willen, daher konnten Gründe etwa mangelnden Absatzes oder geringeren Interesses während des Krieges solch ein Gefühl nicht hervorrufen. Rabenau fand auch selbst keinen triftigen Grund für den auf ihm lastenden Druck.

Ahnte er noch Schlimmeres, nachdem die Berichte aus dem Pollenfeldzug durch seine Hand gegangen waren, oder glaubte er, dass augenblicklich noch die Stimmung der Partei wohlwollend gegen ihn sei - aber wie lange noch? Jedenfalls war aber sein Gefühl richtig. Der 1. Band war auf Wunsch Hitlers herausgekommen, so hatte die Partei-Buchkontrolle automatisch auch den 2. Band genehmigt. Aber die Überraschende Nachfrage (1940 war von Band II schon die Ausgabe 38-43 000 erschienen) machte die Partei argwöhnisch, und als man sich näher mit dem Inhalt beschäftigte, fand man das Buch gefährlich. Im Vorwort zum II. Band findet sich eine vielleicht unvorsichtige Bemerkung: "Es mag ja zu gelegener Zeit einmal eine Vervollständigung folgen! Angesichts der schon recht reichlichen Beschäftigung der Zensur mit dem Werk bevor es herauskam, gewiss im Sinne der Partei eine bedrohliche Bemerkung. Das von der Partei angewandte Verfahren kam dann einem völligen Verbot gleich. Unklar nur, galt es dem Inhalt oder dem Verfasser.

Für den Kriegsfall hatte Rabenau die Führung einer in Nürnberg aufzustellenden Division zweiter Welle zu übernehmen. 1938, während des Einmarsches in das Sudetenland ging er mit dieser in den Westwall. Bei Kriegsausbruch 1939 führte er die Division zunächst im Feldzug gegen Polen, in dem sie allerdings nicht zum Einsatz kam. Ein besonderes Erlebnis war für ihn, dass er hierbei in seine alte Garnison Pr. Stargard einziehen und manchen alten Bekannten aus seiner Leutnantszeit nunmehr als Befreier wiederssehen konnte. Schon im September ging die Division an die Westfront und wurde bei Saarbrücken im Westwall eingesetzt. Völlig überraschend wurde er aber in den ersten Oktobertagen in seine Stelle als Chef des Heeresarchivs zurückgerufen. Offiziell hiess es, er solle seinen "Seeckt" beenden. Dass dies der wahre Grund war, ist kaum anzunehmen, wenn er auch an der Westfront geäußert hatte, dass er die Bearbeitung und Fertigstellung des Werkes als seine Hauptaufgabe ansähe. Vielmehr wollte man wohl Offiziere seiner Einstellung nicht als Truppenkommandeure im Felde belassen. Vielleicht kann beides bei seiner Rückberufung zusammengewirkt haben, jedenfalls war sie aber in diesem Zeitabschnitt des Krieges aussergewöhnlich. So war ihm die Gelegenheit genommen, sich als Truppenführer zu bewähren, zumal er bei seinem Dienstalder sehr bald zum Kommandierenden General in der Front hätte aufrücken müssen. Er selbst äusserte gelegentlich, dass er zu der Altersklasse von Generalen gehöre, die den Jüngeren Platz machen müsste.

So traten nach dieser episodenhaften Frontbeschäftigung wieder die eigentlichen Kriegsaufgaben als Chef der Heeresarchive an ihn heran. Die Angliederung Oesterreichs und die Bildung des Protektorates Böhmen-Mähren hatte bereits den Auftakt gebildet. Mit dem Wiener Kriegsarchiv der ehemaligen oesterreich-ungarischen Wehrmacht kam besonders wertvolles altes Heeresgut in seinen Befehlsbereich. Es wurde als Heeresarchiv Wien angegliedert. Nach der Besetzung Prags 1939 wurde das Archiv der jungen tschecho-slovakischen Wehrmacht übernommen, in dem sich weitere Bestände der alten K.u.K. Wehrmacht fanden, die durch Nachforschungen im Lande noch weiter ergänzt werden konnten. Die Umbildung dieses Archivs in die Heereszweigstelle Prag verlief nicht ohne erhebliche Reibungen, weil der Wehrmachtsbevollmächtigte beim Reichs-

protektor die Absicht hatte, es seinem Befehlsbereich einzugliedern., ein Kompetenzkampf, der erst 1940 zu Gunsten des Chefs des Heeresarchivs entschieden wurde.

Waren mit diesen organisatorischen Aufgaben schon viele Mühen und Reisen verbunden, so wirkte sich noch viel schwieriger für Rabenau die Bildung der Kriegswissenschaftlichen Abteilung des OKW aus. Sie sollte ja im Auftrage des OKW die Geschichte dieses Krieges unter Hitler schreiben und den "grössten Feldherrn aller Zeiten" vergöttern - also genau im Gegensatz zu Rabenau arbeiten.

Den Kampf gegen diese Zersplitterung der Akten für die Wiedererweckung des geistigen Elements, wie er es seinerzeit in der Eröffnungsrede des Heeresarchivs Potsdam hervorgehoben hatte, gab er trotzdem nicht auf. Bei Kriegsausbruch war er fast drei Jahre Chef der Heeresarchive. Diejenigen, die damals die Umstellung miterlebt hatten, waren dankbar, nicht nur für die Stellung klarer und schöner Aufgaben, sondern auch dafür, dass die ewigen Besprechungen, die selten eine wirkliche Entscheidung gebracht hatten, jene immer wiederkehrenden Parteireden nicht mehr stattfanden. Es wurde voll anerkannt, dass eine wirkliche Persönlichkeit an der Spitze stand, die sich nicht nur voll und ganz für die Sache, sondern auch für das gesamte Personal einsetzte. So wurde z.B. an Beförderungen in diesen wenigen Jahren mehr erreicht, als früher in Jahrzehnten. Rabenau scheute auch hier keinen Weg, um zu helfen und seine Vorschläge durchzusetzen, ganz gleich, ob es sich um einen oberen, mittleren oder unteren Beamten handelte. Er brach oft den schärfsten Widerstand bei den vorgesetzten Stellen: "Ich will von Ihnen nicht wissen, warum die Bewilligung meines Antrages nicht möglich ist, sondern möchte von Ihnen die Wege erfahren, die zu seiner Genehmigung führen".

Infolge der geringen Altersunterschiede in den Dienststellen, und weil man sich früher nicht ernstlich darum gekümmert hatte, war zumal bei den mittleren und unteren Beamten nahezu jede Beförderungsmöglichkeit ausgeschlossen. Selbst diese Härten wurden durch Rabenau in nennenswertem Umfange beseitigt. Allerdings, jene Beamten und Angestellten, die bei dem alten Schlendrian verbleiben wollten, die bei Berücksichtigungen und Rücksprachen bewiesen, dass sie weder eine genaue Kenntnis der ihnen anvertrauten Akten besaßen, noch über die Zusammenhänge genügend orientiert waren, hatten nichts zu lachen. Er liess sich durch Redensarten nicht blenden, durch eigene Sachkenntnis deckte er meist in kurzer Zeit selbst alle angeblich sorgfältig gemachten Ausführungen in ihrer tatsächlichen Nichtigkeit auf. Rabenau konnte bei solchen Anlässen recht deutlich werden.

Während des Krieges sah nun Rabenau seine Aufgabe darin, möglichst einwandfreie Unterlagen für eine zuverlässige spätere Kriegsgeschichte zu schaffen. Hierzu sollten die aus dem Felde eingehenden Akten der tagebuchführenden Heeresdienststellen sogleich durchgearbeitet werden, schon um etwa dabei festgestellte Lücken sofort zu schliessen. Ferner sollte alles sonstige zeitgeschichtliche Material als wertvolle

Ergänzung der amtlichen Akten gesammelt werden. Hierzu entsandte er besondere Beauftragte ins Feld, die meist den Oberkommandos der Heeresgruppen oder einzelnen Armeen angegliedert, das erbeutete oder in Feindesland vorgefundene Archivgut als internationales, historisches Gut gegen äussere Einflüsse sicherzustellen hatten. Diese seine hohe Auffassung von zeitgeschichtlichem oder historischem Wert solcher Unterlagen war in anderen Armeen keineswegs vorhanden, wie wir 1945 leider erfahren mussten. So entstanden hierdurch weitere Heeresarchive: das in Danzig-Oliva für die polnischen Heeresakten, die durch das persönliche Eingreifen Rabenaus zu einem Teil aus Warschau hatten gerettet und sichergestellt werden können, wo sie sicher untergegangen wären, in Belgrad für die jugoslawischen und in Metz für die aus Elsass-Lothringen. In Oslo wurden - und zwar unter Beteiligung norwegischer Sachverständiger - die weitverstreuten norwegischen Akten gesammelt und ähnlich geschah es in Holland. Für Beuteakten wurde in Berlin-Wannsee eine besondere Sammelstelle eingerichtet und für dieses umfangreiche Archiv ein besonderer Beauftragter eingesetzt. Wahrlich, eine grosse Leistung zur Rettung und Erhaltung wertvollen kriegsgeschichtlichen Materials gerade auch anderer Länder.

So musste Rabenau sich oft an Ort und Stelle über seine Beauftragten orientieren und hat besonders im Norden und Westen persönlich ihren Einsatz besprochen und ihre Arbeit dadurch erleichtert. Seine Reisen und die Rücksprachen mit Oberbefehlshabern und anderen Persönlichkeiten waren auch sonst sehr wertvoll, und es ist beklagenswert, dass alle seine Aufzeichnungen darüber verloren gegangen sind.

Das Überhandnehmen nationalsozialistischen Einflusses im Heer zeigte sich freilich mehr und mehr auch im Bereich der Heeresarchive. 1939 nach dem Polenfeldzug lieferten die dem Heere eingegliederten SS-Formationen noch ohne Weiteres die Originale ihrer Kriegstagebücher vollständig ab. 1940 war es nur noch ein Bruchteil oder es wurden Photocopyen in Aussicht gestellt. Als in Warschau das Hauptarchiv der Partei auf eigene Faust auch militärische Akten sammelte, hatte das sofortige persönliche Eingreifen des Chefs der Heeresarchive noch vollen Erfolg. Später, im Feldzuge gegen Russland, zeigte es sich, dass alle Versuche einer geregelten Sammlung, oft sogar jede Sicherung durch die Beauftragten illusorisch wurde, weil Einsprüche oder Beschwerden gegen die Methoden und Eingriffe der Kommandostellen der SS, der zahlreichen Einsatzgruppen des Stabes Rosenberg ohne jeden Erfolg waren. Das Heer, dem man ja inzwischen auch die Spitze genommen hatte, konnte sich nicht mehr durchsetzen. Die Kämpfe um die Belange der Heeresarchive hat v. Rabenau trotzdem niemals gescheut oder gar aufgegeben, ohne Rücksicht darauf, dass er sich dadurch noch unbequemer und noch unbeliebter bei der Partei machte.

Ausserungen aus der kriegswissenschaftlichen Abteilung des OKW liessen schliessen, dass die dort begonnene Kriegsgeschichtsschreibung lediglich den Krieg des "grössten Feldherrn" zu glorifizieren hatte. Man vertrat dort die Ansicht, dass die Aufzeichnungen der Kommandostellen oder gar die der Truppenteile für die Geschichtsschreibung ganz überflüssig seien. Auf Grund der vom "Führer", in dessen Umgebung sich der Leiter der Abteilung ständig befand (3), gegebenen Direktiven und Lageberichterstattungen würde die Geschichte des Krieges geschrieben werden! So war man dort im direkten Gegensatz zu der Auffassung v. Rabenaus, auf die Quellen zurückzugehen.

Umso sorgsamer und aufmerksamer war v. Rabenau bemüht, die beim Heere entstehenden Akten sammeln und registrieren zu lassen. Da waren während des polnischen Feldzuges so manche deutlichen Hinweise und Berichte, die den Gegensatz zwischen Heer und SS grelle beleuchteten und auch recht deutliche Worte über das Verhalten gewisser Formationen gegenüber der Bevölkerung, das der Soldat ablehnte und immer wieder zu verhindern gesucht hatte.

Es ergab sich auch, dass der Chef der Heeresarchive und die Heeresarchive selbst in der verhältnismässig kurzen Zeit ihres Bestehens sich ein sehr grosses Vertrauen erworben hatten: neben den dienstlichen Akten der Truppen wurden auch Aufzeichnungen von privater Seite übersandt oder überbracht. Eine grössere Anzahl wurde sogar nur unter der ausdrücklichen Bedingung zur Verfügung gestellt, dass ihre Auswertung von der ausdrücklichen Genehmigung des Generals v. Rabenau persönlich, nicht des Chefs der Heeresarchive, abhängig gemacht werden sollte.

Die Anforderung seitens der unterdessen ja eingerichteten kriegswissenschaftlichen Abteilung des OKW wollte Rabenau, der inzwischen zum General d. Art. befördert worden war, von der Prüfung, Durcharbeit und genauer Registrierung im Heeresarchiv abhängig machen. Das aber scheiterte am Widerspruch seines direkten Vorgesetzten.

Weit schlimmer und gefährlicher war es jedoch, dass den dringenden mündlichen und schriftlichen Vorstellungen Rabenaus, wichtige Akten des Polenfeldzuges und andere in ziemlichem Umfange, die der kriegsgeschichtlichen Abteilung ausgeliehen waren, nicht für längere Dauer nach Berlin zu schaffen, kein Gehör geschenkt wurde. War es nicht sehr auffallend, dass ausgerechnet in dem Barackenraum, in dem die grosse Masse dieser für das Heer so wichtigen Akten untergebracht worden war, ein vernichtendes Feuer ausbrach? Rabenau, der in der Nähe der Brandstelle wohnte, war schon sehr bald am Platze. Nachher verlangte er wiederholt eine eingehende Untersuchung der Brandursache, der zum Verlust von mehreren tausend Aktenbänden geführt hatte - sie erfolgte nicht!

Wenige Monate später wurden die wissenschaftlichen Dienststellen, darunter die des Chefs der Heeresarchive dem OKH genommen und im Gegensatz zu den anderen Wehrmachtsteilen dem "Beauftragten des Führers für die militärische Geschichtsschreibung" unterstellt (1), und Rabenau seiner Stellung als Chef der Heeresarchive enthoben, zunächst allerdings nicht verabschiedet. (1942)

Diese fast sechs Jahre umfassende Archivarbeit hat Rabenau im höchsten Masse befriedigt und ausgefüllt. Es war selbständige Arbeit am selbstgebauten Werk, sowohl an Schreibtisch, als auch auf vielen Dienstreisen nach Ost und West, Süd und Nord bei der Einrichtung der neuen Archive, mit erfolgreichem Sichdurchsetzen bei Widerständen. Ganz grosszügige wissenschaftliche Tätigkeit!

Es wird von Kameraden früherer Tage berichtet, dass an ihm eine gewisse Neigung zu Kleinlichkeit zu bemerken gewesen wäre - hier erwies sich aber, dass in glücklicher Vereinigung die Kenntnis des Kleinen, die schliesslich zu jeder Sache gehört, und die Beherrschung der grossen Linie bei ihm vereinigt war. Er hatte nach aussen hin erreicht, was ihm genügte, darüber hinaus aber noch Zeit und Mut gefunden, einem sicher nicht kleinen Kreise von Menschen in einer turbulenten Zeit manches gute Wort ins Leben mitzugeben, manchen Aufruf zur Selbstbesinnung, manchen Mahnruf, sich nicht in der Umwelt der Ausserlichkeiten zu verlieren, hören lassen und Freund und Gegner immer deutlicher gewarnt.

Seine militärische Laufbahn gab das Gerüst seines Lebens und musste in seiner Lebensbetrachtung den Hintergrund bilden. Wie wir aber die unvergänglichen Werte des Menschen höher stellen, das "mehr sein als scheinen" in einem ganz besonderen Sinn an ihm finden, so haben wir besonderen Grund das hervorzuheben, was neben und nach seinem Soldatenleben ihn zu einer so aussergewöhnlichen Erscheinung und uns so bemerkenswert und teuer macht. Wer Rabenau kannte, war überzeugt, dass er sich nicht etwa nun verbittert zurückziehen würde.

Die Hinneigung zum Geistigen, geschult früher an militärischen Aufgaben in Kriegsakademie und Generalstab war in ihm nach und nach über diese Grenzen hinausgewachsen, bis er vom ursprünglich Militärischen nun ganz abgewandt, sich der Wissenschaft, der Philosophie und schliesslich der Theologie mit einem Eifer und Erfolg hingab, der jeden, der dem zusah, verwunderte und rührte.

Seine erste grössere literarische Arbeit war 1925 die schon erwähnte Broschüre: "Die alte Armee und die junge Generation" eine kritische Betrachtung zu Kurt Hesses Schriften: "Der Feldherr Psychologos", "Der Triumph des Militarismus" und besonders zu "Von der nahen Aera der jungen Generation". Diese Arbeit von Rabenaus, in der er sich zum Sprecher der
1) Oberst Scherf

Offiziersgeneration des ersten Weltkrieges machte, hat ganz beträchtliches Aufsehen erregt, weil sie sehr weite Kreise auch ausserhalb des Heeres interessierte. Selbst der Reichstag hatte sich in einer Sitzung vom 26. Mai 1925 kritisch damit befasst. Es würde sehr weit führen, auch nur eine kurze Inhaltsübersicht hier zu geben, denn da. sie Hesses Schriften

kritisierte, müsste man auch diese hier heranziehen. Hesse war jüngste Offiziersgeneration des ersten Weltkrieges, hatte aber als Schriftsteller schon grosse Anerkennung gefunden. In der ersten Schrift beschäftigte er sich mit dem brennenden Problem der Führerauslese und der psychologischen Beeinflussung der Massen in sehr interessanten Ausführungen. Mit bestechendem Schwung geschrieben liess das Buch eine erstaunliche Menge Wissens erkennen, wenn auch, wie ein Kritiker sagte, die Ausführungen noch etwas Unsicheres und Tastendes zeigten. Die zweite Schrift behandelte nur eine Sonderfrage und von der dritten sagt Rabenau in seiner Kritik selbst: "Seite um Seite ein prachtvoller Schwung der Gedanken, Seite um Seite so vieles, das in die Tat umgesetzt zu werden verdient, aber schliesslich doch so scharfe, oft unbegründete Kritik, verletzend und überheblich seitens der jungen Generation!" Hiergegen tritt Rabenau auf. Dazu sagt ein anderer Berichterstatter: "Rein äusserlich betrachtet, stellt Rabenau den wertvollsten Offizierstyp des Reichsheeres dar. Siebenjährige Friedensoffiziersarbeit in der Front, anschliessend abgeschlossene Kriegsakademieausbildung mit Generalstabsqualifikation... in Generalstabsstellen verwendet, war es ihm vergönnt, Krieg und Revolution von einer höheren Warte aus zu betrachten." Er meint weiter: "dass man vom rein literar-ästhetischen Standpunkt aus manchmal die Empfindung haben könne, der Ton sei für eine so ernste Sache etwas zu burschikos ausgefallen, aber gerade dieser flotte Ton erleichtere wohl die Lektüre dieser tiefgründigen, auf einer ausserordentlich grossen Literatur aller Gebiete aufgebauten Betrachtungen".

Rabenau liebte es, in liebenswürdigster und geistreichster Weise doch burschikos zu sein, ein Zeichen seiner inneren Jungenhaftigkeit und Unvoreingenommenheit, seines echten Humors und lachender Lebensweisheit, - eine schöne Gabe, die ihm bis ins höhere Alter immer geblieben ist.

Man darf wohl vermuten, dass Vieles, was in dieser Schrift gesagt wird, eine Frucht seiner politischen Tätigkeit in Leipzig und auch im Reichswehrministerium gewesen ist. Besonders über den Staatsgedanken und die staatliche Zukunft Deutschlands findet sich hier vieles - allerdings gesehen vom damaligen Standpunkt aus. Er findet, dass die Parteien ein notwendiges Übel seien - aber freilich ein Übel! Er ist überzeugt, dass jeder, der nicht Vernunft und Wissenschaft so weit verachtet, dass er aus der Historie nichts lernen kann, weiss, dass jede politische Bewegung eines tief innerlichen sittlichen Kernes bedarf. Er meint, dass jeder doch heute das Beste wolle für sein Vaterland, wenn auch natürlich auf seine Weise. Er habe den Optimismus gewonnen aus den letzten Wahlagitationen, in denen jede Partei die Rettung des Vaterlandes für sich als höchstes Ziel und obersten Grundsatz ins Feld führte, dass der Weg zu einer Einigung

in der Stunde der letzten höchsten Gefahr bereits gefunden sei. Und er denkt, dass, wenn wir das nationale Staatsempfinden wieder heben wollen, wir an Vergangenheit und Zukunft des Soldaten, des Kriegers im Deutschen glauben müssen. Verkeugnen wir nur eines von beiden, so nehmen wir uns das Recht, auf Deutschlands Wiederaufstieg zu hoffen. Daran ändern alle internationalen und pazifistischen Phantasien nichts. Wir können neben der gläubigen Hoffnung auf die Zukunft den Stolz auf die Taten der Vergangenheit einfach nicht entbehren!

Diese Schrift ist eine wahre Fundgrube für tiefe Gedanken über den Staat und die Armee. Mehr aber über den Inhalt zu sagen, würde wohl zu weit führen. Sie ist, ebenso wie die Hesseschen Schriften, auf die sie sich bezieht, auch heute noch lesenswert, wie ja das ganze Problem gerade jetzt wieder eine gewisse Zeitnähe und Aktualität beinhaltet.

Dann schrieb Rabenau das auch schon erwähnte historische Spiel für Ostpreussen während seiner Königsberger Frontdienstzeit und gab 1935 fünf zusammenhängende militärische Vorträge heraus, die Gegenstand einiger seiner Breslauer Vorlesungen gewesen waren. (1) Er behandelt darin die Elemente des Entschlusses und erörtert das an dem Schlesischen - und den Befreiungskriegen, an Tannenberg und an der entscheidenden Phase 1914/15 des ersten Weltkrieges. In dieser sehr klaren und überzeugenden Abhandlung kommt er neben anderen rein militärischen und politischen Ergebnissen zu der sehr bemerkenswerten Feststellung: "Es ist seltsam zu beobachten, dass allen Feldherren der Weltgeschichte, denen nicht nur vorübergehend, sondern bis zum Schluss Erfolge beschieden waren, tiefe Herzensgüte und aus ihr erwachsend, eine grosse Kraft der Seele zu eigen war". Und solche Gedanken kehren von nun an in den verschiedensten Versionen in den meisten seiner erhaltenen Schriften wieder.

1936 hielt er auf Einladung des komm. Generals v. Kluge einen nicht mehr vorhandenen Vortrag über das Führertum im Heere. 1937 spricht er im Industrieklub Düsseldorf über die Dynamik des Krieges und kommt zu dem Ergebnis; es ist nicht so wichtig, festzustellen, ob der Stellungskrieg oder der Bewegungskrieg grössere Berechtigung hat. Taktisch können beide nebeneinander angewendet werden. Aber richtig ist nur eines: der Krieg muss Entscheidung suchen, und sie bedarf der Bewegung und des Raumes. Der Stellungskrieg im ersten Weltkrieg war das Resultat der Ermattung auf beiden Seiten, damit konnte der Sinn des Krieges - die Entscheidung - nicht erreicht werden. (2)

1) "Operative Entschlüsse gegen einen an Zahl überlegenen Gegner". Mittler u. Sohn, Berlin 1935.

2) Als Stenogramm gedruckt 1937

Man kann den Stellungskrieg einen "unnatürlichen Aggregatzustand des Krieges" nennen (3) oder eine "Entartung des Krieges" (4), er kann aber zu Zeiten seinen nüchternen Grund und seine Berechtigung haben.

Immer neue Vorträge - neben den Vorlesungen an der Universität Münster - folgten, darunter einer über Cromwell (verloren) vor der Berliner Militärischen Gesellschaft, in dem in sehr durchsichtiger Weise die Methode der Nazi Herrschaft gezeigelt wurden.

Weitere kleinere Schriften erschienen dann bis 1940, eine sogar im Zentralverlag der NSDAP, was immerhin auffällt: "Vom Geist und Seele des Soldaten", (5) und eine kleine Tornisterschrift "Vom Sinn des Soldatentums". Immer wieder und wieder beschäftigt er sich mit dem Seelischen im Menschen: Soldat und seelische Haltung, Willenskraft und Herz, Führen eine Kunst, Kameradschaft, Vertrauen, Bildung und Wissen, geistige Ausbildung des Friederizianischen Offiziers, seelische Gegensätze zur Umwelt. Praktische Erfahrung und theoretisches Wissen, Bewegungskrieg und seine Voraussetzungen, Kampf der Geister und Seelen. Ethik des Soldaten, Sinn des Krieges, Gehorsamsbegriff und innere Verpflichtung, besondere Ehrauffassung und Rechtsstellung des Soldaten, Metaphysisches (Diesseits und Jenseits), Einsatz bis zur Selbstaufopferung, Härte und Güte, Ernst und Heiterkeit. Eine erstaunenswerte Fülle von Fragen und Themen wird aufgeworfen und in knappster und eindringlichster Weise behandelt, geradezu eine Fundgrube wertvoller Gedanken über den idealien Typ des Soldaten und seine Verwendung. Und wie er seine Anschauungen über die alte Welt im Kriege in stets abgewandelter Form immer wieder vorträgt und warnend hervorhebt, so wiederholt er auch immer wieder die Erfahrung: dass alle grossen, bis zum Ende erfolgreichen Soldaten religiös und glaubensstark gewesen seien! Bei den wenigen, die es nicht waren, gibt es auch sonst Anzeichen, die an ihrer wahren Grösse zweifeln lassen.

So ist ihm auch Bedürfnis, Seeckt, dessen Biographie er soeben beendet hat, feuilletonistische zusammengefasst, noch mehrfach darzustellen (1) Dabei begegnet uns eine andere, neue Auffassung der Bedeutung Seeckts: der Wanderer zwischen zwei Welten! 1866 bis 1936 sah er die Erfüllung des deutschen Traumes, die Kaiserzeit, sah sie zu Ende gehen, lebte in der Republik mit ihren für ihn grossen Erfolgen, aber auch schweren Kämpfen, und mündete aus in das dritte Reich mit Wehrpflicht und neuem Soldatentum. Zwei Welten, die der ausgesprochenen Monarchie und des Aristokraten, des Vertreters seelischen und geistigen Gutes des alten Reiches, und dann die Welt der Republik, der er

3) Prof Ed. Spranger

4) Ludendorff

5) Deutsche Wehrkraft, Bd. 2, 1940, Auflg. 300 000

1) Seeckt, Ges. d. Erde. d. Dtsch. Bücherei, Leipzig 1942, 21. Jahrgabe

Scharnhorst nach 1808 - Seeckt nach 1918, Landesgeschichtl. Vereinigung der Mark Brandenburg, Dez. 39.

sich zur Verfügung stellte, trotz diametral entgegengesetzter Weltanschauung, an dem ausgesprochenen Empfindern: "dass ein Soldat sein Vaterland in der schwersten Stunde nicht verlässt". Eine dieser Studien, von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei als 21. Jahressgabe 1942 gedruckt, gibt in ihrer selbständigen Betrachtungsweise echt Rabenauer Art zugleich wertvolle Hinweise auf seine eigene Denkungsart, die, wie auch aus der grossen Biographie über Seeckt leicht zu erlesen ist, dem Anschauungen Seeckts ganz auch verwandt hat: Im Geistigen: "Ich danke zuviel und vegetiere zu wenig", Oder: "Angst ist keine Weltanschauung und Turcht hat noch niemals zu richtigen Entschlüssen geführt". Das könnte auch Rabenau gesagt haben und hat es in ähnlicher Form auch gesagt. Er urteilt auch über Seeckt ganz im eigenen Sinn: "wer Seele fordert, muss auch Seele geben", - das hat er in seinen Schriften "Vom Sinn des Soldatentums" und "Von Geist und Seele des Soldaten" fast zum Thema gemacht. Er sagt vom Seeckt, er sei ein echter Soldat, im innersten Kern aber doch eine Künstlerseele gewesen. War Rabenau nicht genau so? Und im Militärischen: sicherlich ist beim Übertritt in das kleine neue Reichsheer vieler alten Offizieren entgegengehalten worden: was wollt Ihr in diesem kleinen Heer, dieser anachronistischen, undeutschen Söldnertruppe? Rabenau hat damals geantwortet: Wir wollen die Brücke sein zu einer besseren Zukunft, die Platzhalter in einer zertrümmerten Welt für die Wiederauferstehung des Reiches! Und über Seeckt sagte er: "1918 erreicht er nach schwieriger Rückfahrt aus der Türkei Berlin. Eine Welt, seine Welt, ist ihm zerstört. Eins bleibt, die Pflicht, und sie gilt dem Reich: Pflicht und Reich! Um diese beiden Begriffe hat er alles hinausgeworfen, selbst das Missverstehen der eigenen alten Kameraden. Ein Ungebeugter steht auf den Trümmern der Vergangenheit. Nie, nachweisbar nie, hat er aufgehört, an Deutschlands Zukunft zu glauben.(2)

Und das ist genau das, was aus alle Äusserungen und Überlegungen Rabenaus nach dem ersten Weltkrieg spricht und sein Handeln gelenkt hat. Auch politisch haben beide denselben Gedanken gehabt, als der Tag von Potsdam versprach, was beide als das Ziel nach ihrer militärischen Selbstüberwindung im Dienst der ungeliebten Staatsform sich wünschten. Seeckt machte den feierlichen Staatsakt in der Garnisonkirche Potsdam mit. Als der "Führer" und Hindenburg am Sarge des Grossen Königs Kränze als Ausdruck des feierlichen Gelöbnisses niederlegten, wird Seeckt - so sagt Rabenau - "die Stunde als die Erfüllung seiner Lebensarbeit mitemgefunden haben. Er wusste dankbaren Sinnes, dass an diesem Tage Deutschland seinen ersten

2)) Seeckt, Vortrag v. d. Ges. d. Frde. d. Dtsch. Bücherei
Leipzig 1942, 21. Jahresausgabe, S. 11.

Schritt in die Freiheit tat, um die er so hart gekämpft und um die er so schwer verzichtet hatte. (1) und Rabenau selbst? Er hat ebenso empfunden und sagt noch 1937: "Seien wir dankbar, dass uns das Schicksal einen Führer gab, der durchaus gewillt ist, das Ruhende zu bewegen. (2) Und 1940: "Des Führers... rettende Tat, den Bewegungskrieg erzwungen und damit geistgeführte Operationen ermöglicht zu haben, hat die Grundwahrheiten aller Führungskunst wieder zur Geltung gebracht. Sein eiserner Wille erzwang die Überwindung einer Zwischenperiode, brachte die Rückkehr zu uns eigenem geistigen Gut, in dessen Banne nun Generalität und Generalstab unvergleichliches Können bewiesen". (3)

Es ist wahr, auch Rabenau ist, gerade weil er ein so ehrlicher und klarer Mensch war, dem Zauber dieser ersten Erfolge erlegen (4) und wenn er die Tragik, wenn auch im klassischen Sinne, in Seeckts Leben hervorhebt, so liegt eine weit grössere Tragik über seinem eigenen Leben. Seeckt starb 1936 und sah die scheinbare Erfüllung seiner Wünsche für Deutschland nicht wieder zusammenbrechen, - Rabenau musste nach einem trotz aller Bedenken verheissungsvollen Beginn eine völlige tief enttäuschende Wandlung durchmachen und alles auskosten bis zum bitteren Ende, was nur irgend zu erleiden war. Sein Leben war wahrhaft tragisch, und wenn er später in der Gefangenschaft beweglich klagt: "Ich habe alles falsch gemacht!", so mögen seine Gedanken auch zu dieser Zeit zurückgewandert sein.

Die kurze und doch so gehaltvolle Darstellung Seeckts in den vorgenannten beiden Vorträgen enthüllt einmal wieder die überraschende Fähigkeit Rabenaus, Dinge in grossen Zusammenhängen zu sehen und meisterlich vor dem Leser aufzubauen. Seine Vorträge waren immer von einer nicht nur militärischen, sondern auch allgemein-wissenschaftlichen sehr anspruchsvollen Zuhörerschaft besucht. Er hatte sich eine höchst kultivierte Vortragskunst mit eindrucksvoll scharf pointierter Sprache angeeignet, die jeden Zuhörer gefangen nahm.

Andere Schriften Rabenaus sind leider verlorengegangen, soweit sie militärische und militärwissenschaftliche Dinge betrafen, was sicherlich ein Verlust ist.

Seine wirkliche Einstellung zum Nationalsozialismus darzustellen und vielleicht auch richtig zu begreifen, ist keine leichte Aufgabe. Angesichts des vorhandenen Materials und nach seinen eigenen persönlichen Äusserungen scheint mir ganz besondere Sorgfalt und Behutsamkeit von Nöten zu sein, soll das Bild sich nicht verschieben. In seiner Haltung vor dieser Frage liegt vielleicht die grösste und rätselvollste Tragik dieses Lebens - anders vermag das gerade ein Mensch, der ihn von Jugend an in Freundschaft und steter Übereinstimmung begleitet hat, nicht zu sehen.

1) Seeckt, II, S. 576

2) Vortrag: "Die Dynamik des Krieges"

3) "Von Geist u. Seele des Soldaten", S. 6.

4) Die Schrift ist nach dem Polen- und Norwegenfeldzug und während des Frankreichfeldzuges geschrieben.

Wir alle sind wohl anfangs dieser oder jener Einwirkung des Neuen und Unbekannten und wohl auch Unübersichtlichen unterlegen, weil nach krisenhafter dunkler Zeit ein Sonnenstrahl besseren Lebens auf uns zu fallen schien. Wir nahmen daher, wenn auch der Reichstagsbrand mit seinem Verdacht frevelhafter Berechnung und Ermächtigungsgesetz als Beginn der Rechtlosigkeit und manches Anzeichen drohenden Terrors warnende Vorzeichen hätten sein sollen, den Tag von Potsdam als einen guten Auftakt und übersahen dann noch lange als Zufall oder entschuld bare Kleinigkeit, was demonstratives Handeln war: Hitler zeigte deutlich seinen anderen Weg, er nahm am Gottesdienst in der Nicolai-kirche nicht teil, sondern besuchte in der Zeit Gräber von Nationalsozialisten, die in Strassen- und Saalkämpfen geblieben waren; dass ihm die Partei mehr war wie der Staat - das ging in der allgemeinen Freude unter.

Einem Soldaten vom Schlage Rabenaus gab dieser Tag, weil er überhaupt möglich war, Zuversicht und frohen Auftrieb, das ist nur zu selbstverständlich. Als man sich nach der Feier in der Garnisonkirche auf der Strasse durch die froh bewegte Menge drängte, sah man nichts wie strahlende, erlöste Mienen, hörte man nur zuversichtliche und dankbare Worte auch von Menschen, die der Partei fernstanden. Und dieser Tag wirkte bei ihm und vielen anderen mächtig nach, die sonst gar nicht einverstanden waren mit dem sich bald deutlicher abzeichnenden Weg des neuen Regimes.

So begrüßte er vieles, was jetzt im Heere vor sich ging, so, dass die allgemeine Wehrpflicht dem Übergangsstadium des Berufsheeres ein Ende machte und das Volksheer brachte. 1940 schrieb er: "Im kämpfenden Heere von 1871 waren stets nur kleine Teile des Gesamtvolkes am Kampf beteiligt. So steht denn der Soldat mit seiner inneren Verpflichtung, das eigene Leben im Kampf für die Gesamtheit des Volkes einzusetzen, nach und nach in einem immer fühlbarer werdenden Gegensatz zu Teilen seines eigenen Volkes. Das ist die beginnende Tragik der Jahre 1871 - 1918. Es ist eine Tragik aus ethischen Gründen. Sie verschärft sich zum offenen Konflikt in der Systemzeit nach 1919. Der Soldat steht auf einer anderen Grundlage wie die Menschen, für die Opferwille gleichbedeutend mit persönlicher Dummheit ist. Erst nach dem Januar 1933 hat der Soldat unter Anerkennung der sittlichen Verpflichtung jedermanns zum Kriegsdienst wieder festen Boden unter die Füße bekommen". (1)

Allerdings stellen später Rabenaus Reaktionen sich als sehr verschieden dar, je nach dem Gebiet, auf dem der Gang der Ereignisse sichtbar wird, ob auf militärischem, kulturellem oder seelisch-religiösem.

Es ist ja nun das Schicksal der ehrlichsten und anständigsten Menschen, gewöhnlich unzureichende Menschenkenner zu sein. Sie glauben an das Gute solange, bis sich das Schlechte wirklich und schlagend erweist. Das ist kein Vorwurf. Der Glaube an das Gute im Menschen hält bei guten Menschen natürlicherweise immer länger an.

(1) "Vom Sinn des Soldatentums", Köln 1940, Sonderdruck der Kölnischen Zeitg. S. 23 f.

Der Partei gegenüber war Rabenau ja schon seit 1934 sehr wach und höchst misstrauisch, ihre Grössen begann er mehr und mehr zu verachten. Die Pläne der SA, die in der Röhm-Revolte zerschlagen wurden, die Aufblühung der Waffen-SS im Heer, die schimpflichen Tragödien Blomberg und Fritsch, hatten in ihm doch schliesslich zusammenbrechen lassen, was gegen innerstes Empfinden mühsam noch aufrecht erhalten war. Mit unsäglichlicher Bitterkeit sprach er 1938 während des Fritschprozesses von der Niederträchtigkeit Himmlers und Görings. Die Judenverfolgungen, die Lüge der Kristallnacht, die Vernichtung der Geisteskranken bedrückten ihn schwer, - und er hatte doch, wie die meisten Deutschen, nur das Geringste davon erfahren. Und wie die meisten Deutschen konnte er nicht glauben, was geschah und was nur gerüchtweise nach aussen kam.

Aber er suchte immer noch nach Bestätigung, dass Hitler selbst an all' dem persönlich unbeteiligt sei. 1936 bei dem grossen Manöver in Süddeutschland war er in persönliche Berührung mit diesem gekommen (es war eine Aufnahme vorhanden, auf der Rabenau, mit der Karte in der Hand, ihm die Manöverlage deutet). Hinterher schrieb er: "man könne sich der imponierenden Wirkung seines Auges nicht entziehen, er sei aufs äusserste beeindruckt von dieser Begegnung."

Zitate aus "Mein Kampf" und aus "Führerreden" militärischen Inhalts finden sich noch lange in seinen Schriften und Vorträgen. Mögen es Konzessionen an die Zeit, mag es auch wohl Ausdruck seines Soldatentums und seiner Eidgebundenheit gewesen sein, dass er immer wieder der Person Hitlers gegenüber vorsichtig und zurückhaltend ist, - so mag er doch wohl schon damals den darin liegenden Zwang innerlich schwer empfunden haben. Er meinte damals zu dem schon genannten katholischen Geistlichen (1): "Wenn es ihm gelänge, durch alle die Sperrren hindurchzukommen, um mit dem "Führer" nur zwei Stunden zu reden, würde es ihm gelingen, diesen davon zu überzeugen, dass der Kirchenkampf abgeblasen werden müsse". Aber in vielen Gesprächen hierüber kamen dann beide doch zu der gemeinsamen Auffassung, dass Nationalsozialismus und Christentum so gegensätzlich seien, dass eine Verbindung zwischen ihnen nicht möglich sei.

Sein verzweifelter Versuch, eine Synthese zu finden, entsprang aber dem Bangen, was werden sollte, wenn die Entchristlichung so weitergehe. "Es war immer etwas sehr Draufgängerisches und Soldatisches in seinem Bemühen, das Christentum im Leben des Volkes zu retten". (2) So geisselt er später den Versuch, überhaupt eine Weltanschauung an die Stelle der Religion zu setzen, indem er schreibt: "Das geht nun gar nicht! Religion und Weltanschauung liegen nicht auf einer Ebene, sie können nicht einmal in Gegensatz geraten, es sei denn, dass man den kindlichen Versuch macht, den Menschen zu vergöttern. Weltanschauung als Religionserersatz heisst, das Endliche an die Stelle des Unendlichen setzen". (3)

1) Monsignore Büttner

2) wie zu 1)

3) Laienpredigten, S. 141

Seine Sorgen um die geistigen, kulturellen und seelisch-religiösen Belange des Volkes, insonderheit der Jugend, kamen immer in seinen Schriften und Vorträgen zum Ausdruck. Sie waren nicht einmal erst durch die Erkenntnis der üblen Ziele des Nationalsozialismus erweckt worden, sondern entstammten seiner eigenen Lebensanschauung, wurden aber durch den Nationalsozialismus immer neu hervorgerufen und Anlass zu immer neuen Mahnungen und Warnungen.

Es war auch einer seiner Lieblingspläne, sagte jener katholische Geistliche, alle Konfessionen zu einem gemeinsamen Bittgebet für die Deutschen aufzurufen, als die militärische Lage immer düsterer wurde. Er kämpfte offen und energisch beim Propaganda-Ministerium für diese Idee. Der Plan schien dort sogar einem gewissen Interesse zu begegnen. Es wurde schon darüber verhandelt, ob dieser Aufruf auf der ersten oder der zweiten Seite des "Völkischen Beobachters" gebracht werden sollte. Goebbels wollte nur die zweite Seite bewilligen. Der Text war den Autoritäten der beiden Kirchen schon vorgelegt. Schliesslich ist es dann doch nicht dazu gekommen. Rabenau hatte allerdings bei dieser Gelegenheit die Beauftragten des Ministeriums mit einer Deutlichkeit behandelt, dass man nach solchen Rücksprachen wenig Sympathien noch für ihn hatte. Er zog eben persönliche Gefahren so wenig in Betracht, dass ihm seine bedrohliche Position bis zuletzt kaum zum Bewusstsein gekommen zu sein scheint. Es dürfte auch interessieren, dass dieser Aufruf nach dem 20. Juli 1944 noch ein Nachspiel hatte: hohe kirchliche Persönlichkeiten wurden vernommen. Man versuchte aus den Beziehungen Rabenaus zu katholischen Kirchenfürsten eine Verbindung der Bischöfe mit dem Attentat herzustellen und hoffte, beweisen zu können, dass Rom dabei seine Hand im Spiele gehabt habe.

Die Gemeinsamkeit der Konfessionen, die auch in diesem Plan zum Ausdruck kam, gehörte zu einem Gebiet, mit dem sich Rabenau sehr eingehend beschäftigt hat. Er schreibt gelegentlich: "Konfessionen brauchen nichts Trennendes zu haben. Da, wo sie trennen, war eine innere Trennung schon vorhanden. Solange man sich in den christlichen Grundzügen einig ist, braucht das, was zwischen den Menschen verschieden ist, weil sie verschieden sind, nicht Streit herbeizuführen." (1)

Er hatte nun einmal (im Gegensatz zu seinem Lehrer, Professor Spranger, mit dem er sonst sehr übereinstimmte,) einen gewissen inneren Zugang zum katholischen Glaubensbegriff gefunden. Sein enger Verkehr mit katholischen Geistlichen, sein Suchen nach dem Gemeinsamen zwischen beiden Auffassungen spricht dafür, allerdings, ohne dass er deswegen irgendetwas vom evangelischen Glaubensbegriff aufgegeben hätte. Es handelt sich hier also um das Verständnis, nicht um den Glauben.

11) Lalenpredigten, S. 96

22) Prof. Ed. Spranger

Für ihn, der seit seinen jungen Offiziersjahren immer bereit gewesen war, jedem zu helfen, der in Schwierigkeiten und Not zu ihm kam - und das waren viele, - war es fraglos selbstverständlich, dass er nicht aufhörte zu suchen, wie man wohl der Gefahr für Volk und Vaterland begegnen und helfen könne. Einer seiner Lehrer der Universität Berlin (2) sagte darüber: "Es begegnete mir wiederholt in meinem Briefwechsel, dass Menschen, denen irgendwie Unrecht geschehen war, die Absicht äusserten, sich an Rabenau mit der Bitte um hilfreiches Eingreifen zu wenden". Rabenau habe ihm aber angedeutet, dass seinen Äusserungen neuerdings (1940) Schranken gezogen seien, und dass man ihn gelegentlich anfeinde. Darauf sagte ihm jener Gesprächspartner: "Ich habe die Befürchtung, dass Sie Ihren kostbaren Einfluss zu sehr verbrauchen. Sie sollten nicht auf jeden Hilferuf hören, sondern zwischen wichtigen Aktionen jeweils eine Zeit verstreichen lassen, um diesen ihre eindrucksvolle Wirkung zu erhalten". Überraschenderweise hatte Rabenau einem solchen Gedanken noch niemals Raum gegeben und wurde deshalb nachdenklich. Er rechnete schon damals mit einer Überwachung seiner Privatkorrespondenz, ebenso auch mit der Möglichkeit, in der Wohnung irgendwie durch Telefon oder Radio abgehört zu werden. Diese Apparate waren deshalb stets entsprechend abgesichert.

Auch einen anderen Universitätslehrer (3) beschäftigte die Haltung Rabenaus gegenüber der Partei: "Rabenau verfasste 1943 ein Manuskript von 330 Foliosseiten mit dem Titel: "Ernste Laiengedanken", (verloren). Darin legte er sein Programm nieder, das ebenso eindrucksvoll wie substantiell angreifbar erschien, aber ein Zeugnis seines hohen Willens bleibt. Es wird darin ungefähr alles behandelt, was Christentum und Politik damals aufeinander hinzuweisen schien! Dennoch ist diese Schrift schliesslich eine einzige Absage an die Weltanschauung der NSDAP und an die totale Politisierung vom Machtprinzip aus, bloß, dass diese Absage nicht in polemischer Form geschieht, sondern in der Weise praktischer Vorschläge zum Besseren. Wäre diese Schrift nach Vollendung des Theologie-Studiums durch den General geschrieben worden, so sähe sie anders aus, wie denn auch Rabenau selbst nach der Vollendung des Studiums die ganze Angelegenheit in einem anderen Lichte sah".

Vermutlich eben in dem, dass eine Synthese zwischen Christentum und Nationalsozialismus tatsächlich ausgeschlossen war, wie ja auch in den Gesprächen mit Monsignore Bättner festgestellt wurde.

Bei seinem Suchen nach Auswegen und bei seiner sehr weit reichenden Bekanntschaft in militärischen und politischen Kreisen war es natürlich, dass er an den Erwägungen

2) Professor Spranger

3) Professor Fendt

in diesen Kreisen, was nun zu machen wäre, teilnahm. Seine Freundschaft mit Dr. Goerdeler hat ihn schon nachweislich seit Ende 1940 als Verbindungsmann oder als Werber im Stillen auftreten lassen, und zwar in dem Sinne, wie dieser eine Änderung des Systems sich vorstellte. Damals hat Rabenau im Auftrag von ihm und von v. Hassel Verbindung mit v. Brauchitsch gesucht, die dann im März 1941 nach neuer eingehender Beratung mit diesen zustandekam (1) Es ist damals wohl eine sehr interessante Unterhaltung gewesen: Rabenau habe seinem Partner in wirksamer Form reinen Wein eingeschenkt und ihm dringend eine Rücksprache mit v. Hassel nahegelegt. Brauchitsch habe ausweichend argumentiert: ja, das würde er gegebenenfalls tun, aber es sei doch noch zu früh! Das war nun ganz und gar nicht im Sinne Rabenaus, denn der habe ärgerlich gesagt, er stelle anheim zu klingeln und ihn verhaften zu lassen. Mit dem Plane, Brauchitsch doch noch umzustimmen, sind die Beteiligten dann noch bis November 1941 beschäftigt gewesen. Popitz, Goerdeler und v. Hassel berieten mit Rabenau, ob und wann weiter gedrängt werden sollte. Am 11.3.41 war eine Besprechung mit Goerdeler und Rabenau über die Frage, ob ein neuer Vorstoss bei v. Brauchitsch angebracht sei. Die Ansichten gingen auseinander. Auch Rabenau war dagegen, so unterblieb das. Am 30.11.41 sind zahlreiche Gespräche mit General Thomas, Lejeune-Jung, Popitz und ein intensiver Abend mit General Oster, Reichsgerichtsrat Dohnany und Rabenau vermerkt. Die wirtschaftliche Lage ist gespannt, hinsichtlich Benzin und Heizöl bedrohlich. Die deutsche und die italienische Flotte größtenteils stillgelegt. Die moralische Lage verschlechtert sich wegen des Kampfes gegen das Christentum und bei wachsender Korruption.

Auch Generaloberst Guderian ist 1943 durch Rabenau angegangen worden. Dieser schreibt darüber (2): "In diesen Tagen ... führte mir ein alter Bekannter, der General v. Rabenau, den Dr. Goerdeler zu, der mich einmal sprechen wollte. Herr Dr. Goerdeler setzte mir auseinander, dass Hitler seiner Aufgabe als Reichskanzler nicht mehr gewachsen und dass es daher gegeben sei, ihn in seinen Befugnissen zu beschränken. Er schilderte mir ausführlich sein Reformprogramm, das von grossem Idealismus zeugte, und einen sozialen Ausgleich vorsah, der sicher wünschenswert war, wenn auch die doktrinäre Art Dr. Goerdeler die Lösung der Frage erschwert haben würde. Auslandsunterstützung für den Fall des Gelingens konnte Dr. Goerdeler nicht als gesichert angeben. Ich fragte, wie er sich die Beschränkung der Befugnisse Hitlers vorstellte? Er antwortete, dass man ihn nominell als Oberhaupt des Reiches belassen sollte, aber ihn auf dem Obersalzberg oder einem anderen sicheren Ort internieren könnte. Meine Frage nach der Beseitigung der führenden Nationalsozialisten, ohne die der geplante Systemwechsel von vorn herein scheitern müsste, wurde dahin beantwortet, dass das Sache der Wehrmacht sei".

1) Ulrich v. Hassel: "Vom anderen Deutschland"

2) Guderian: "Ein Soldatenleben", S. 272, IV. Aufl.

Das war der Plan Goerdelers, der aber nach Ansicht Guderians keinen Überblick weiter hatte, ob irgendwelche Truppenteile dabei mitmachen würden, und ob die richtigen Militärs an den kritischen Stellen ständen. Die Mängel und Mißstände des Systems lagen klar zu Tage, ebenso die Fehler in der Person Hitlers, das gab auch Guderian zu. Aber es war nach seiner Ansicht auch damals schon zu spät, es konnte kein Weg mehr gefunden werden, der nicht zu einer Katastrophe des Reiches und Volkes führte. Und so betrachtete er den Plan Goerdelers als für die Gesamtinteressen schädlich und praktisch undurchführbar, und lehnte ihn deshalb ab.

Bald nachher ist Rabenau noch einmal bei Guderian gewesen - was aber Guderian in seinem Buch nicht erwähnt, weil der Verdacht bestand, dass dieser Anzeige erstatten könne und hat ihm gesagt: "Ich warne Sie, uns anzuzeigen. Sie haben sich schon zu weit in Verhandlungen mit uns eingelassen. Vergessen Sie nicht, dass im Dritten Reich nicht nur derjenige bestraft wird, der ein Feuer angezündet hat, sondern auch der, der als Erster das Ausbrechen des Brandes meldet!" (3) Ein sehr mutiges Vorgehen und ein erstaunlich tapferes Zeichen für die Gradlinigkeit von Rabenaus Wesen!

Das, wenn überhaupt, versucht werden sollte, ohne Blutvergiessen auszukommen, war noch immer die Meinung aller eingeweihten Militärs. Auch Guderian scheute das Attentat gegen das Staatsoberhaupt. Daher nennt er Goerdeler einen Idealisten, der glaube, einen Staatsstreich ohne Attentat auszuführen zu können. So verwickelt waren die Ansichten, dass Guderian ausspricht, dass System müsse geändert werden, das könne nur durch Staatsstreich geschehen. Ein solcher könne aber nur durch Attentat eingeleitet werden, und dies sei eben abzulehnen. Aber ob Staatsstreich oder nicht - die Lage des Reiches könne nicht mehr gebessert werden und würde, so oder so, gleich schlecht sein.

Ja, hier fehlten an den entscheidenden Stellen wirkliche Revolutionäre, aber auch leider weitsichtige Männer; ungeheures Blutvergiessen, entsetzliche Trümmerschäden wären vermieden worden, wenn 1943 ein Systemwechsel hätte durchgesetzt werden können.

Auch mit Generaloberst Fromm trat Rabenau in werbender Absicht in Verbindung. Dieser war von Schulenburg gewonnen, aber scheinbar ohne Erfolg. Rabenau fand im Gespräch ebenfalls keinen Zugang zu ihm. Im gleichen Sinne hatte er auch mit General Jaenecke verhandelt. Rabenau stand also fraglos in der Widerstandsbewegung.

3) Fabian v. Schlabrendorff "Offiziere gegen Hitler", S. 119

1) Professor Spranger

Er hatte manche Gelgenheit, mit den Grossen des Dritten Reiches zusammenzukommen und fürchtete sie nicht im geringsten. Die durch geschickte Beeinflussung Himmlers geglückte Rettung von Mariasach - Himmler war immer besonders liebenswürdig zu ihm, so wenig Rabenau gerade ihn mochte - und sein an Goebbels herangetragener Plan wegen eines Bittgebets bewiesen das. Dabei musste er wissen, dass er diesen Leuten schon seit langem verdächtig war. "Aber auch sonst takt er bei diesen Grössen manch' schweren Gang, um letztes Unheil zu verhüten, und er scheint auch bei solchen Gelegenheiten in der Art der Erweckungsprediger vorgegangen zu sein (nach seinen eigenen, aber immer sehr zurückhaltenden Äusserungen)" (1)

Er hatte wohl noch im Frühjahr 1942 geglaubt, Hitler werde aus der Überlegung, dass eine Monarchie für Deutschland das Gegebene sei, zu ihr zurückkehren. Es sei daran erinnert, dass im Testament Hindenburgs auf Anregung v. Papens der Gedanke an die Wiederaufrichtung der Monarchie festgelegt werden sollte, was auch Hitlers Einverständnis gefunden hatte. Dieser hat in einem Gespräch mit dem Industriellen R. Bosch im September 1933 zugegeben, dass für Deutschland die Monarchie die richtige Staatsform sei. Die Zugehörigkeit des Prinzen August-Wilhelm zur Partei schätzte er daher sehr hoch ein. Später allerdings hat er der SPD offen Dank durch Göring aussprechen lassen, dass sie die Monarchie beseitigt hätte. (2) Trotzdem hielt sich dieser Glaube noch jahreslang in konservativen Kreisen und besonders in der Wehrmacht.

In einem Gespräch mit dem Herzog Philipp von Württemberg über die damalige (1942) politische Lage fragte Rabenau diesen: "Würde das Haus Württemberg mit der Kandidatur eines hohenzollernprinzen im gegebenen Falle einverstanden sein?" Worauf der Herzog erwiderte: "Ganz selbstverständlich" (3) Also immer wieder ernstlich der Gedanke, dass es so nicht weitergehen könne, dass eine grundlegende Änderung des Systems unumgänglich sei, aber immer auch nur auf legalem Wege.

Grundsätzlich standen alle Verschworenen auf dem Standpunkt der Legalität und nur wirklich ausweglose Gefahr für das Reich nach der gelungenen Invasion und die immer noch weitere sture Weigerung Hitlers, auf Ratschläge seiner Kommandostellen zu hören, hat ihnen dann die Überzeugung aufgezungen, dass nunmehr schnellstens und mit allen Mitteln, auch unter Vernichtung Hitlers, ein Ende zu machen sei.

Rabenau war aber in diese letzten Entscheidungen des inneren Kreises der Geschworenen nicht mehr eingeweiht. Er hätte sie aber auch grundsätzlich nicht gutheissen können. Er konnte den Weg, den er bisher gegangen war, nicht aufgeben. Mit allen ihm zu Gebote stehenden geistigen Waffen

2) Hjalmar Schacht: "Abrechnung mit Hitler"

3) In Gegenwart des Berichterstatters am 22.4.1942

kämpfte er seit Jahren gegen die tödliche Gefahr für Volk und Land. Er setzt sich in Wort und Schrift für eine Umkehr und eine Änderung der Staatsform ein, er hilft auch gegen das System tatkräftig, wo durch die böse Macht Unrecht geschieht, auch bei persönlicher Gefahr. Er kernt fasst alle die einflussreichen Männer, die entschlossen sind, das Steuer an sich zu reißen und herunzuwerfen, es sind vielfach seine gleichaltrigen Kameraden in hohen Stellungen der Wehrmacht. Er ist mit führenden Köpfen der zivilen Widerstandsbewegung seit Jahren bekannt, ja, befreundet. Er schafft Verbindungen und wirbt Beiseitsetzende, sucht Gefährdete zu schützen. Seine Feindschaft gegen die offizielle Unwahrhaftigkeit, Verlogenheit und Unmenschlichkeit, gegen Gesetzlosigkeit, Sittenlosigkeit, Überheblichkeit und Religionslosigkeit ist offensichtlich, ja, stark betont. Er sagt selbst später über Bekennermut: "Es gehört heut' Bekennermut dazu, öffentlich zu sagen, man sei überzeugter Christ. Man hat mindestens nichts davon. Aufrecht im feindlichen Feuer stehen, das können wir, aber offen vor den Menschen bekennen, dass man fromm sei, - dazu langt es nicht".(1)

Ja wirklich, er steht mitten drin im Widerstand! Aber er ist Offizier der alten Schule, Offizier trotz aller schlechten Behandlung seiner selbst und vieler seiner Kameraden, trotz der begonnenen Abwertung des Offiziers durch die Führung selbst, Offizier auf Gedeih und Verderb, mit all' den Schranken und freiwilligen, in seinem Stande selbstverständlichen Beschränkungen, eidgebunden an eine Person, nicht an Volk und Staat. Sehr wahrscheinlich, ja, wohl zierlich sicher, gegen seine eigene Überzeugung unweigerlich dem längst als unwert erkannten Mann durch den persönlichen Eid verhaftet. Ausweglos! Und in Stunden solcher Erkenntnis bricht es wohl ingrinnig aus ihm heraus: "Wir hätten oft den Frieden haben können, aber wie Hunde schraubt er seine Generale an".

Hier ward der Gegensatz offenbar zwischen der eigenen tiefen sittlichen Gebundenheit und dem Regime, das nur Zweckmässigkeit als Grundlage aller Staatsmoral kannte. "Wir haben keine Gelegenheit, die Hitlerregierung auf gewaltsamem Wege loszuwerden, sondern wir müssen mit ihr bis zum bitteren Ende gehen", sagte er im Januar 1944. "Aber im kommenden April werde es soweit sein, dass Hitler mit den Gegnern verhandeln müsse. Dies wird seine Konstitution nicht aushalten, er wird krank werden, und damit wird der Umschwung kommen". Hitler wurde krank und war krank, aber das Unrecht geht weiter; die militärische Länge beginnt ausweglos zu werden, und nichts weiter geschieht. Mit sich selber ringend und mit Gleichgesinnten in immer neuen Gesprächen Klärung suchend, steht er hier wirklich vor dem ernstesten, schicksalhaften Problem seines Lebens und findet die Lösung nicht. - -

Aber wenden wir uns nun erst einmal seinem theologischen Studium zu; denn auch dies ist ja von bedeutendem Einfluss auf seine Haltung gegenüber der grossen Not des Volkes.

1) Laienpredigten, S. 102
 2) Monsignore Büttner

Tief im Herzen bewegte ihn seit langen Jahren das Anliegen, was man tun könne, um unserem Volk die christliche Substanz zu erhalten. Als ein wichtiges Ziel hatte er die Zusammenarbeit und später die Vereinigung der Kirchen vor Augen. Er suchte die Punkte zusammen, in denen die Evangelische und die Katholische Kirche sich einig waren und fand, dass die verbindenden viel zahlreicher waren, als die trennenden. Es schwebten ihm Gedanken Friedrich Wilhelms IV. vor, die vielleicht die Grundlagen des Zusammengehens sein könnten.(2)

"Eine wesentliche Sorge war uns beiden bei mancherlei Gesprächen gemeinsam", sagt dieser katholische Würdenträger (1), "dass durch die Wirksamkeit des Nationalsozialismus nicht nur das Christentum und die Kirche Schaden nähme, sondern allmählich das Menschenbild zerstört würde. Das sollte denn auch sein Anliegen sein, wenn er einmal als Lizentiat der Theologie die Möglichkeit hätte, zu predigen. Lange unterhielten wir uns über die Frage, ob er dann als Pfarrer ein Amt annehmen oder als General v. Rabenau Vorträge halten sollte. Ich glaube, dass er vielleicht zuletzt der zweiten Möglichkeit, die auch ich für die bessere hielt, zuneigte. Er, der sich durch sein Studium Recht und Autorität erworben hatte, über religiöse und theologische Fragen zu sprechen, musste in den Augen auch der Kirchenfremden da eine grössere Resonanz erzielen, als wenn er als Gemeindepfarrer sprechen würde. Es zeigt sich hier, dass er als Christ von einem edlen Eifer durchdrungen war, der christlichen Idees als solcher zu dienen. Erbsündenlehre und Unfehlbarkeit des Papstes nach katholischer Auffassung machten ihm die grössten Schwierigkeiten. Immerhin aber stand er mit einer hohen Achtung allen Dingen der katholischen Kirche gegenüber".

Über die Frage einer predigtamtlichen Tätigkeit war Rabenau sich später völlig im Klaren. Seinem ganzen Wesen nach war es selbstverständlich, dass nur in seiner Eigenschaft als Lizentiat wirken wollte und konnte, etwa in der Art der Universitätsgottesdienste, also gegenüber einem geistig voll aufgeschlossenen und wirklich aufnahmefähigen Kreise. Dies bedingte auch seine Dialektik und die weite Schau seiner Gedanken.

Die inneren Grundlagen für seine Neigung zur Theologie lagen also zutage. Was den äusseren Anstoss dazu gegeben hat, wird eindeutig schwer festzustellen sein. Er war ein Mensch, der gewohnt war, wirklich allen Dingen auf den Grund zu gehen, und der schon gerade in dieser geistig turbulenten Zeit auch diesen Fragen garnicht ausweichen konnte und wollte. Er war von der christlichen Wurzel allen unseres Geisteslebens und unserer Gesittung viel zu sehr durchdrungen, als dass er gerade dieses Gebiet hätte übersehen können. Ohne diesen inneren Antrieb zu kennen, schien es vielen, als er man wirklich Theologe wurde, nur eine Art Demonstration zu sein, die auch nur wenige, auch in der Kirche, verstehen wollten.(2)

1), 2) Monsignore Büttner

2) Konsistorialrat Buschtöns

Er hatte sein Studium 1940 begonnen, als zu einer Zeit, als er noch aktiver General war. Nach der Äusserung eines seiner Lehrer (3) kam er zur Universität Berlin "als frommer Christ, getreu der Tradition eines grossen Teils der preussischen Generalität, eine männliche, bibelgenährte, oekumenische, weltoffene und aktive Persönlichkeit. Seine Theologie war natürlich damals erst in dem Anfangsstadium, d.h. er besass die Raesonnements eines gebildeten Selbstdenkens über Christentum, Staat und Kirche, Bibel und Gottesdienst, christlichen Lebenswandel, Reformation und Reformen, Protestantismus und Katholizismus. Diese Raesonnements erlaubten ihm Gedanken und Pläne, den Staat der NSDAP zum Christentum zu bekehren, und so die immer deutlicher zutage tretende Entwicklung dieses Staates zur Unmenschlichkeit zu heilen. Er begann in der theologischen Fakultät das schulgerechte Studium in allen Fächern. Er war einer der fleissigsten und reifsten Studenten, mit dem in Seminarübungen die Klinge zu kreuzen ein Genuss und eine Förderung war. Er wollte nicht eigentlich in den Kirchendienst treten, sondern wissenschaftlich streng die Dinge kennenlernen, denen man damals in dilettantischer und boshafter Verzerrung auf Schritt und Tritt begegnete. Er wollte an die Quellen! Sein eifriges Studium brachte ihn schliesslich zu der Bemerkung: "Bei Euch kann man allerhand lernen"! Ein Bonmot gewiss, aber eine sachliche, natürliche Ehrung für die damalige Berliner Fakultät, die gerade in den damaligen Verzweiflungszeiten wieder Mut machte. Wie denn Rabenau als Theologiestudent allzeit mehr als ein Studiosus war, immer zugleich ein Actuosus. Daher mag es auch zu erklären sein, dass sein Theologiestudium an bestimmten, nicht theologischen Stellen höchstes Unbehagen hervorrief und man sich bereitmachte, das Studium der Generale (es waren damals auch andere Generale zur Universität gekommen!) zu unterbinden".

Es ist nur natürlich, dass der "studiosus" von Rabenau sich von anderen Studenten deutlich unterschied. allein sein Alter und seine Stellung wirkten ja unwillkürlich mit. Aber die Bemerkung des Gelehrten, dass es eine Lust sei, mit ihm dialektisch die Klinge zu kreuzen, ja, dass ^{das} sogenannte "bonmot" eine Ehrung für die Fakultät bedeutete, erhellt doch anerkennend den Wert seiner Persönlichkeit auch da, wo er eigentlich zu lernen angetreten war. Rabenau hatte sich eben seit seiner Jugend auf geistigen Gebieten kundig und beweglich erhalten und für einen, der ihn kannte, ist eine solche Anerkennung gar nicht einmal überraschend.

Rabenaus Persönlichkeit stellte sich seinen Lehrern sehr klar und eindrucksvoll dar: "Energie des Körpers und des Geistes war der hervorstechendste Zug. Die beste Tradition soldatischer Erziehung verkörperte sich in ihm. Ein strahlendes Auge, eine mächtige Stimme, eine "Haltung", die den ganzen Leib und jede Bewegung beherrschte, entschiedenes Selbstbewusstsein war unverkennbar, aber von der Art, die nie genötigt ist, um sich selbst besorgt zu sein, wenn der Träger aus seinem Stande heraustritt und sich in andere Kreise begibt. Wo er sass, war er eben ein ethisches Zentrum. Als Forscher und Gelehrter hatte er es zu einer Bedeutung gebracht, die in der alten Generalität gottlob nicht selten war". (1)

1) Professor Spranger

Hierzu ist zu sagen, dass Rabenau sehr wohl um seine "Persönlichkeit" wusste, und bei vielen Gelegenheiten von ihrer Begrenzung, ja, von der Last sprach, die sie auferlegte. Das Goethe'sche Wort: "Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit" hat er mehr als einmal mit einem Fragezeichen versehen, wenn sein innerstes Wesen mit Gebot und Zwang nicht in Einklang kommen wollte.

Derselbe Gelehrte berichtet weiter über ihn:

"Der theologische Cursus academicus hat schon manchem Studenten die Originalität geraubt und ihn zum typischen Theologen gemacht. Nicht so bei v. Rabenau. Er kam zwar immer tiefer in die Theologie hinein, aber seine Originalität verlor er nicht. Man konnte immer gewiss sein, eine typisch v. Rabenausche Stellungnahme zu einem Problem zu erhalten. So wurde er im theologischen Betrieb eine "Nummer", deren Zahlenwert überall in Rechnung gesetzt werden musste. Schön war es, zu beobachten, wie er immer tiefer in die biblische Radikalität hineinkam. Von da aus klärte er seine Anfangsstellung, von da aus erleuchtete er seinen politischen Willen. Schliesslich sah er auch in politicis nur mehr das härteste Entweder-Oder!"

Rabenau war immer in sich und seinen Äusserungen ein Original im allerbesten Sinne; er hätte sich selber sehr untreu werden müssen; ja, es wäre für seine Umwelt völlig unverständlich gewesen, wenn er auch nur das Geringste von seiner Originalität selbst beim theologischen Studium aufgegeben hätte.

Seine Ziele waren aber weitgesteckt, als dass er nur studieren wollte, er wollte promovieren und auf Grund eines akademischen Grades dann in Reden und Schriften weiterwirken. Seine Dissertation behandelte "Die Entwicklung der Grundzüge der deutschen Militärseelsorge bis zum Jahre 1929 unter besonderer Berücksichtigung des 100 000 - Mann-Heeres". Der Nachdruck in der Erörterung lag auf historischem Gebiet, wenn auch Rabenau sich schon früher als Chef der Heeresarchive gewisse Gedanken auch für die Zukunft der Militärseelsorge gemacht hatte. Er dachte an eine selbständige Militärkirche innerhalb der Landeskirche und glaubte Ähnliches von ihr erhoffen zu dürfen, wie es die Studentengemeinden bewirkten. Und gerade hierin nahm ihm während der Arbeit ein militärischer Befehl die Möglichkeit, die Vorgänge des Archivs auszunutzen. Als dem Oberkommando seine theologische Beschäftigung bekannt wurde, versuchte es, sie zu unterbinden: wie konnte es geduldet werden, dass ein General, der 40 Jahre Soldat gewesen war, nach Beendigung seiner Laufbahn womöglich noch die Kanzel bestieg, um in neuer Berufsarbeit gegen das herrschende Regime, wie man wohl erwarten konnte, mit seinen scharfen geistigen Waffen aufzutreten? So verbot man ihm die Benutzung der Heeresakten und verfügte sogar ein Redeverbot. Seine Dissertation enthält infolgedessen eine Unmenge "Tilgungen", also Leerstellen. Man war eben militärischerseits mit seinem Theologiestudium nicht einverstanden. Deshalb ging er 1943 von sich aus in den Ruhestand, (nachdem er schon 1942 seines Dienstes als Chef des Heeresarchivs enthoben war), um friedlich in der Theologie promovieren zu können.

"Ich passe eben nicht in die Landschaft dieser Leute" und zog die Uniform, diesmal ingrimmig, aus, "um sie nie wieder anzuziehen".

Das heisst: friedlich war das Studieren nun auch nicht; man muss sich schon bei Daueralarmen, zerstörten Universitätsräumen und Bibliotheken, immer auf der Wanderschaft in neue Gegenden Berlins die Arbeit an einer Dissertation als recht unfriedlich vorstellen.

Nachdem er im November 1943 der Lizentiaten mit einem vielbeachteten Erfolg gemacht hatte, hörte er noch eine vierstündige Vorlesung "Einleitung in die Philosophie", die er, obwohl das ganze Semester hindurch die schwersten Bombenangriffe aufeinanderfolgten, nur ein-oder zweimal versäumte.

Im selben Winter hatte Rabenau den Feldpropst angerufen, wie er selbst erzählte, und dessen Adjutanten, einem Major, gesagt, er wolle sich um die nächste freiwerdende Divisionspredigerstelle bewerben, erhielt aber die Antwort, dass das wohl nicht gehen werde! "Warum nicht?" fragte Rabenau, "es treten doch Ausfälle ein?" Darauf sagte ihm der Adjutant nach einigen Ausflüchten, dass freiwerdende Stellen nicht mehr besetzt würden. Rabenau meinte darauf: "So, dann lügt Ihr also offiziell?" "Aber Herr General", wandte der Major ein, "Schon gut", schloss Rabenau das Gespräch ab, "melden Sie dies nur dem Herrn Feldpropst!" Man muss wohl zugeben, dass auch diese Stellen nur noch wenig Sympathie für ihn aufbringen konnten. Es gehörte aber auch zu seiner unbekümmerten Gradheit, allen Dingen sofort auf den Grund zu gehen, zu seiner Meinung zu stehen und sie auch zu sagen.

Aus der Wende des Jahres 1943/44 liegt eine grössere theologische Arbeit Rabenaus vor: Neunzehn "Laienpredigten", wie er sie selber nennt "eine lose Folge predigtartiger Aufsätze". Sie geben nicht nur ein Bild seiner theologischen Einstellung, sondern erhellen auch umfassend seine Anschauung vom irdischen Dasein überhaupt.

Sie sind, rein theologisch betrachtet, wie es bei Rabenau selbstverständlich ist, frei von starrer Thematik, der Form nach öfters Homilien, überall aber textgebunden, wenn man auch hier und da das Gefühl hat, als werde der Text zu Gunsten des behandelten Themas etwas umgebogen. Unbeachtet von theologischen Streitfragen und unangekränkt von liberalen Zeitfragen, steht er klar auf dem Boden des Evangeliums. Dabei geht seine Exegese manchmal ganz besondere Wege, was ja seinem Charakter auch sonst eigen und seiner Weltanschauung gemäss ist. Ausgetretene Pfade ging er ungern nach! Unerbittlich klar zeigt er überall die Grenzen unseres Menschentums, - umso reicher und beglückender, aber immer wieder die Herrlichkeit der erlösenden Liebe Gottes: "Für uns kommt es auf Jesu Leben und Sterben vor allem an!" Stark wird die Gewissheit der Liebe oder, wie er meist und lieber sagt, der Güte und die befreiende Macht der Bruderliebe dargestellt. Er zeigt dabei deutlich, dass der Mensch Gott von Natur ablehnt, ja, wider

Institut

Gott steht! Deshalb sein manchmal fast "evangelistisches Werben. Glauben ist ihm nichts Verstandeskühles, sondern herzwarmer, gemühtiefes Empfinden, daß bei aller Christlichkeit dieser Zeit das wahre Verständnis des Christentums allzu oft fehle!

Seine Sorge um die Irreführung der Männerwelt durch nationalsozialistische Ideologie läßt ihn immer wieder warnen vor den Redensarten über Heldenideal, vor dem Gedanken an den "Heldentod mit lachender Miene", aber mahnen zur Gottesverehrung und zur Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Er betont deutlich, Christentum sei nicht artfremd, ganz und gar nicht eine Religion der Schwachen und Angekränkelten, sondern Mut erfordern. Wie er ja auch die Person Christi nicht als schwach und immer sanftmütig, sondern als mutig und persönlich stark schildert.

Es ist bezeichnend, dass Rabenau wohl in diesen selben Gedanken die Figur des Thorwaldsen-Christus immer abgelehnt hat.

Im ganzen sind diese Laienpredigten sehr zeitgemäss und doch durchaus ewigkeitsnah. Es leuchtet aus ihnen überall der Wunsch nach dem Anliegen heraus, in grosser Sorge seinen Mitmenschen und seinen Kameraden, jüngeren wie Älteren, zu dienen und ihnen zu dem grossen Glück auch zu verhelfen, das er offensichtlich selber in seinem Christenstande empfand. Und dass er um dieses Zieles Willen Rang und Stand und alles daransetzte, was damit äusserlich zusammenhängt, das ist die wundernehmendste grosse Wende in seinem Leben, die allein schon Grund genug wäre, sich mit diesem Leben zu beschäftigen und es aus der behaupteten Unbekanntheit herauszuheben.

Für einen voreingenommenen Beobachter könnte es nun wohl scheinen als ob Rabenau nun die Wandlung zum Pazifisten gemacht hätte. Weit gefehlt! Alles andere ist er eher, als ein Pazifist. Die Utopie eines kampflosen Weltzustandes eine optimistische Erwartung eines Friedensreiches der Glückseligkeit in diesem Aeon hält er für ganz ausgeschlossen: "Krieg ist nicht so sehr als Anwendung der Gewalt anzusehen, denn als Einsatz der Gesamtkräfte, also der geistigen, seelischen, charakterlichen und körperlichen Kräfte eines Volkes".

"Es klingt widerspruchsvoll und ist doch richtig: Krieg ist der gesamte Einsatz des Kulturwertes einer Nation. Dazu hat sie, ich wiederhole es ausdrücklich, nicht ein Recht, sondern die Pflicht. Wer die Erfüllung dieser Pflicht hemmt, ist schwer schuldig". (1) Dabei spricht er zugleich von der Unmatur des augenblicklichen Krieges! Kriege seien die Grundregel der politischen Existenz, unvermeidliche Notwendigkeiten dieser Welt der Sünde, Prüfungen, die Gott selbst auferlegt! Er zitiert sogar das Seeckt'sche Wort: Pazifisten gehören an die Laternen, wenn auch nur an die moralische! Eine bemerkenswerte Fülle von Sentenzen findet sich in den Laienpredigten, die immer stark auf die politische und religiöse Lage Deutschlands und der Welt Bezug nehmen. Das beherrschende Regime wird dabei oft mehr oder weniger kritisiert und bemängelt.

Aber auch hier fehlt sein genütvoller Humor gelegentlich nicht. So findet sich unter den Abhandlungen eine, die den Humor im neuen Testament behandelt (2). Es sei humorvoll, wie Jesus die Händler und Geldwechsler aus dem Tempel jagt, die nun schreiend von ihren umgestürzten Tischen weglaufen. Auch die Geschichte der Ehebrecherin, in der Jesus die Pharisäer so in die Enge treibt, dass sie sich einzeln davonschleichen, und die Unterhaltung über den Zinsgroschen findet er voll feinen Humors. „Mensch ohne Humor, sagt er dabei, sind unproduktiv. Heiterkeit sei eine Angelegenheit grossen Naturs!“ Er halte es für ausgeschlossen, dass das Christentum nur eine ernste Angelegenheit sei: „Ehm Gott muss lachen können!“ Auch die Christen der Anfangszeit hätten keineswegs unfroh empfunden. In einer allerdings schon apokalyptischen Schrift könne man lesen, Traurigkeit sei eine Schwester des Zweifels und des Jähzorns. Das sei gar nicht schlecht beobachtet. Wir seien gewöhnt, so furchtbar ernst zu sein, wenn wir von religiösen Dingen sprächen. Aber die Botschaft des Nazareners werde doch „Frohe Botschaft“ genannt! Und Paulus sage doch ausdrücklich: „Freut Euch mit den Fröhlichen!“ Und der so ureigene Humor Rabenaus erscheint, wenn er zu dem allen bemerkt: „Warum soll die Welt ein Jamertal sein, wenn sich der liebe Gott erst sechs Tage lang plagt und selbst am Ende „bravo“ sagt?“

Was an diesen Laienpredigten so ganz besonders auffällt, und sie so liebenswürdig, ja rührend macht, ist nicht die theologische Deduktion und Beweisführung, sondern der so unbekümmerte Freimut und die alles Menschliche verstehende Betrachtung der Themen, - das empfindet gerade am meisten jeder nicht theologisch Vorgebildete.

Er hat auch sonst aus seiner Überzeugung mit adligem Freimut nie einen Hehl gemacht, auch dann nicht, wenn seine Äusserungen ihm hatten gefährlich werden können. „Christentum und Volk“ war für ihn seit jeher das Thema seines Denkens und vieler Gespräche. Er war weltoffener Lutheraner, hindurchgegangen durch Humanismus und Idealismus. Er sah das Ziel eines verantwortungsbewussten Staates darin, der religiös-sittlichen Persönlichkeit zur vollen Entfaltung zu verhelfen“. (3)

Ein evangelischer hoher Geistlicher sagte von ihm: „die bekennende Kirche hat keinen Anspruch an ihn“. (4) Das mag wohl richtig sein. Bei allen kirchlichen Fragen war Rabenaus Einstellung so, dass er immer die Möglichkeiten zur Einigung und Einigkeit sah und daher die an sich berechnete Kampfstellung der bekennenden Kirche bei aller deutlichen Ablehnung der Deutschen Christen für seine Person als nicht gegeben ansah. Sein Abrücken von dem ihm früher nahestehenden Bischof Müller hat er schon 1942 deutlich ausgesprochen.

1) Laienpredigten, S. 2.

2) Ebenda, S. 144 ff.

3) Konsistorialrat Dr. Buschtöns

4) Mitteilung Carl v. Rabenaus

5) mündlich dem Berichterstatter gegenüber.

Aan einer Stelle der "Laienpredigten" wird es ganz besonders un ergreifend offenbar, wie Gedanken und Vorstellungen aus der Jugend ihn das ganze Leben hindurch unvergänglich begleitet haben. Da spricht er von den Mühseligen und Beladenen. Ein Vater kann zürnen, aber er vergisst nicht, dass seine Kinder doch zu ihm kommen dürfen, - wenn sie nämlich kommen, was sie leider nicht immer tun. Manche nur deswegen, weil sie nicht mehr Kinder sein wollen. Man solle daran denken, dass auch der erwachsene Mensch Kind seines Vaters bleibt. Und dass er dies jetzt eben bewusst ist, was er als Kind unbewusst war. Aber jeder möchte in seinem Leben mal nach der Vaterhand greifen. ((Bekanntlich hat Rabenau seinen Vater nie gekannt; dieser starb, als Rabenau wenige Monate alt war). Und dann führt er ein Lied an, dass er oft als Dreizehnjähriger mit seiner etwas harten Jungenstimme so gerne gesungen hatte: "Ich will in Gott mich fassen und stille, stille sein". Das Lied hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet und begleitet, Bekenntnis und Treue in Einem! "Und über mir gebreitet ist Gottes Vaterhand" schliesst es, - er hat es als Knabe wohl frisch und nicht mit ernsten Gedanken gesungen, als Mann wird es ihm in manchen dunklen Stunden weitergeholfen haben. (1)

Als dann der 20. Juli für ihn völlig überraschend hereinbricht, löst das bei ihm einen starken Schock aus. Und er, nach allem Geschilderten ein Mann von hohem persönlichen Mut, voll tiefer Liebe und Besorgnis für sein Volk, seit Jahren warnend und sich um Abhilfe bemüht, mit einer Kühnheit das böse Tun der Führung bekämpfend, die seine Freunde und Bekannten oft mit peinlichster Sorge um seine Sicherheit erfüllt, ja manchen aus Gründen der Sicherheit veranlasst, sich von diesem gefährlich werdenden Kämpfer für völkisches und christliches Recht abzusetzen, - dieser Aufrechte, der kommendes Unheil so klar sah und in einem grossen Kreis Gleichgesinnter stand, er rückt am 21. Juli 1944 bitterernst und klar von dieser Tat ab. (2)

Allerdings lagen bestimmte Nachrichten über den ganzen Vorgang noch nicht vor, die abendliche Orientierung aus dem Hauptquartier stellte ihn ja höchst irreführend dar, - und trotzdem müssen wir uns fragen, wie stimmt das zu seiner klar bewiesenen Gegnerschaft, um seinen Kampfsgeist, zu seiner politischen Einsicht?

Wir wissen, dass er als Christ und auch sonst den politischen Mord grundsätzlich verwarf. Es ist auch kein Zweifel darüber, dass er mit dem Attentat und den Attentätern in keiner Weise Verbindung hatte. Seine völlig ablehnende, ja feindliche Haltung gegen das System verborg er natürlich auch nach dem Attentat nicht. (3)

11) Laienpredigten, S. 16
 22) Zu Professor Fendt
 33) Zu Professor Spranger

Dass dies Abrücken Missverstehen, ja Unverständnis hervorrufen musste, ist klar; es würde aber die ganze Anschauung Rabenaus und den 20. Juli verschieben, wenn wir nicht durch genaue Prüfung des Für und Wider zu einem Ergebnis kommen können, das ihm gerecht würde.

Der ethisch und moralisch gebundene Christ verwarf jede solche Bluttat auch dann, wenn sie als politische Tat zu verstehen war. Mehr aber noch: der Offizier geriet in einen für ihn nicht zu lösenden Konflikt mit seinem Eide. Rabenau hatte schon in einer seiner Studien über Seeckt gesagt: "er ist hier und in aller Zukunft nicht bereit, gegen den legalen Inhaber der Staatsgewalt anzugehen. War er als Soldat ein Fanatiker des Gehorsams, so blieb er als Politiker verpflichtet der Bindung an das Gesetz. Er hat es einmal deutlich ausgesprochen: Ein deutscher General bricht seinen Eid nicht. Das nimmt auch Rabenau für sich in Anspruch, und bemerkt dazu: man mag das bedauert haben, richtig bleibt es trotzdem

Fontane hatte zur Tat des Generals v. Yorck gesagt: "Es gibt Zeiten des Gehorsams und des Abwartens, und es gibt andere, wo Tun und Handeln erste Pflicht ist. Ich habe dem König Treue geschworen, aber ich will um der geschworenen Treue Willen die natürliche nicht brechen, es gibt eine Treue, die, während sie nicht gehorcht, erst sie selber ist". Hier ist allerdings zu bemerken, dass beschworene Treue und beschworener Gehorsam nicht dasselbe sind; auch Eid gegenüber einem legalen Inhaber der Staatsgewalt ohne Makel und gegenüber einem, der verbrecherisch handelt, ist nicht dasselbe.

Es sind über Eid, Gehorsamspflicht und Treue nach dem Zusammenbruch sehr eingehende Untersuchungen gemacht und Gutachten erstattet worden, weil durch die auseinandergehenden Auffassungen sich eine Kluft bilden wollte zwischen denen, die der Tat zustimmten, und denen, die sie ablehnten. Es ist wohl unumgänglich, hier, wo es sich um die Ehre der vielleicht besten und tapfersten Männer handelt, die auf beiden Seiten standen, auf diese Untersuchungen einzugehen.

Man hat dabei bis auf Luther zurückgegriffen, der das Recht des Widerstandes gegen den Kaiser, falls dieser Krieg gegen die Evangelischen machen wollte, in einer Disputation so überaus scharf herausgearbeitet hatte, dass man nicht wagte, seine Thesen zu veröffentlichen. (1)

In einem Gutachten sagt Professor Iwand (2): "Wir haben eine Bekenntnisschrift, in der der Widerstand gegen die Tyrannei ausdrücklich zu den Pflichten des Christen gerechnet ist. Es ist das Schottische Bekenntnis. Während in unseren

1) D. Martin Luther :Warnung an meine lieben Deutschen, 1530 und Zirkulardisputation über Matth. 19.

2) Evang. Theol. Gutachten zum Rehmer-Prozess, Parlament-Sonderausgabe 19, S. 27.

de
n:
w
(
I
f

Archiv

ation erg be ...
tern: hier im leidenden ...
rechtlichen Staatsgrenzen zu vernachlässigen,
Hier haben wir als Glieder der bürgerlichen ...
schaft selbst den Kampf ums Recht aufzunehmen. Und wir ...
bern schliesslich in dem Falle, dass es zur absoluten Per-
version des Staates kommt, wo wir auch stehen, alle aufzu-
rufen, das Recht wiederherzustellen, das Volk und dadurch
auch die anderen Völker zu schützen vor dem Unheil, das
vom solcher Rechtlosigkeit ausgeht. Von der evangelischen
Glaubensauffassung aus können wir den Männern des
20. Juli nur den Vorwurf machen, dass sie zu spät ein-
gegriffen haben.

Man wird es ihnen aber nicht als Schuld anrechnen können,
dass Erwägungen erst angestellt wurden, als deutlich wur-
de, dass Hitler einen ungerechtfertigten Krieg vorbereite.

Professor Dr. Wolf kommt zu der These (3): Widerstands-
pflicht, nicht Widerstandsrecht! Die evangelische Kirche
hatte, wie folgt, Stellung genommen: Der unter Anrufung Got-
tes dem Führer geleistete Eid gibt der Treue und Gehor-
samsverpflichtung den Ernst der Verantwortung vor Gott, und
damit ihre rechte Begründung. Er schliesst durch die Be-
rufung auf Gott ein Tun aus, das gegen das in der Hl. Schrift
bezeugte Gebot Gottes ist. Jeder Eid wird vor dem Angesicht
Gottes geleistet und stellt die in ihm übernommene Ver-
pflichtung unter die Verantwortung vor Gott. Der Eid findet
seine Begrenzung darin, dass allein Gottes Wort unbedingt
bindet. Daraus geht hervor, dass nach der Entscheidung
des christlichen Gewissens auch seine formelle Verletzung
moralisch möglich und tragbar ist, wobei selbstverständ-
lich bei dieser Verletzung alle irgendwie strafrechtlich
damit verbundenen Folgen mit in Kauf genommen werden müs-
sen.

Kern sagt (1) : Der Grundgedanke des deutschen Rechts ist,
dass Herrscher wie Untertan dem Recht verbunden sind. Dem
Recht gilt die Treue beider Teile. Bei Missetaten des Herr-
schers wird nicht der Rebell, sondern der Herrscher schul-
dig und wird um seine Herrscherrechte gebracht. Der unge-
rechte König ist Tyrann, demgegenüber kein Eid mehr
gilt.

37 Evang.theol.Gutachten zum Römer-Prozess, Parl.Sonderaus-
gabe 19, S.28

1) Kern: "Gottesgnadentum und Widerstandsrecht".

Dr. Rupert Angermayer äussert sich (2): "Das Wesen des Eides ist ein Gott gemachtes Versprechen, oder ein vor Gott oder bei Gott gemachtes. So kann er also nur unter der Bedingung gültig sein, dass der Inhalt des Versprechens für Gott annehmbar ist. Man kann unmöglich bei Gott schwören, dass man Gott beleidigen wolle, wenn ein Mensch das befiehlt, oder dass man die Ordnung der Schöpfung, z.B. das gottgewollte Gemeinwohl eines Volkes, verwirren wolle, falls ein Vorgesetzter das verlangt. Daher gibt es in der katholischen Moraltheologie keinen gültigen Eid zu absolutem oder unbedingtem Gehorsam".

Auch dies ist zu bedenken: wenn man den Soldateneid auf eine fehlbare Person als "unbedingt" auffassen wollte, dann wäre ein einmal vereidigtes Heer eine willenlose Maschine, mit der ein einzelner Mann, auch wenn er irrsinnig wäre, anfangen könnte, was ihm beliebte. Oder: wenn der Eid auf Hitlers Person ausgerichtet war, dann wäre das ganze Heer von dem Augenblick an nicht mehr gebunden, wo man annehmen müsste, dass er seinen eigenen Eid gebrochen habe. An Hitler persönlich konnte der Eid nur so lange binden, als er das Gemeinwohl im Gott gewollten Sinne förderte oder wenigstens nicht gefährdete.

Ferner wird gefolgert: "(3) "Hitler, der den Eid auf seine Person forderte, hatte nicht, wie die Masse der Eidleistenden, ein Gott verantwortliches Gewissen. Es wäre also allenfalls ein weltlicher Eid zu rechtfertigen gewesen. Der Begriff birgt allerdings einen Widerspruch in sich selbst, was aber nach dem geltenden Recht möglich: es war eine juristische oder auch ethische Verpflichtung, die man auch kündigen kann, sobald man erkennt, dass zwischen Recht und Gesetz ein unüberbrückbarer Abgrund klafft. Der Soldat lebte aber im Autoritätsglauben, der ein Grundpfeiler der Monarchie gewesen war, mit dem später Seeckt die Reichswehr erfüllte und der durch Hindenburg neue Nahrung erhalten hatte. So gehorchte also die Wehrmacht und schwor Hitler den religiösen Eid. Juristen aber und Theologen blieben in eisigem Schweigen und ließen den Soldaten sich ungewarnt in Konflikte verstricken".

Hiernach ist also anzunehmen, dass der Widerstand gegen eine verbrecherische, das Volk in den Abgrund führende Regierung mehr als gerechtfertigt, ja, Pflicht war, auch wenn dieser Eid vorlag. Dem Widerstand hat Rabenau seit Jahren das Wort geredet und sich auch besonders in den Jahren 1940-1943 mit der Tat an ihm beteiligt. Seine Auffassung vom Eide aber bildete für ihn eine unüberwindliche Schranke.

Eid setzt nun aber eine Gegenseitigkeit voraus, abgesehen davon, dass im alten deutschen Recht von jeher der Untertaneneid nie auf Gehorsam, immer auf Treue ausgerichtet war. Gehorsam versprochen nur Unfreie, der Freie schwor Treue. Hitler aber hatte seinen Eid vielfach gebrochen: er

2) Gutachten zum Rehmer-Prozess, Parlament d. 20. Juli, S. 25/26

3) General Mahlmann, ebenda, S. 24

hatte am 30. Januar 1933 vor Hindenburg geschworen, dass er seine Kraft für das Wohl des Volkes einsetzen, die Verfassung und die Gesetze des Volkes wahren, die ihm obliegenden Pflichten gewissenhaft erfüllen und seine Geschäfte unparteiisch und gerecht gegen jedermann führen wolle. Und er verwandelte die Demokratie in eine Diktatur, achtete die Gesetze nicht und konnte wahrhaftig nicht unparteiisch genannt werden.

In allen Kreisen des Widerstandsgedankens sehen wir nun auf der einen Seite im Offizierkorps die Nur-Soldaten, denen ohne Nachdenken Eid unbedingt Eid ist und trotz allem auch bleibt. Wir können ihren Standpunkt durchaus würdigen und achten. Auf der anderen Seite stehen die denkenden Soldaten, für die der Fall Hitler erstmalig und einmalig und aller Norm entbehrend war. Gerade für sie als Soldaten galt, dass besondere Lagen auch besondere Mittel erforderten. Sie hielten daher eine begrenzte Eidspflicht für richtig und vertretbar. Beide Standpunkte, der der Nur-Soldaten und der der denkenden Soldaten, haben ihre volle Berechtigung. Keinem darf aus seiner Auffassung ein Vorwurf gemacht werden.

Die Verschworenen haben sich immer wieder gefragt, ob schliesslich so gehandelt werden müsse und ob es keinen anderen Ausweg gäbe. Sie haben am Ende in ehrlichster Prüfung keinen anderen Weg mehr gefunden, als die gewaltsame Vernichtung Hitlers. Da war nichts von Übereilung und Unbedachtsamkeit. Sie haben auch erkannt, dass sie sich selbst dabei zum Opfer bringen müssten. So die verschiedenen jüngeren Offiziere, die bereit waren, mit einer Bombe am Körper Hitler und sich zugleich zu vernichten. So Henning von Tresckow: "Wer in unseren Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert des Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben. Das Attentat muss erfolgen, komme, was wolle. Sollte es nicht gelingen, so muss der Staatsstreich trotzdem versucht werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, dass die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den Wurf gewagt hat. Alles andere ist dagegen gleichgültig".

Und Graf Stauffenberg: "Wir haben uns vor Gott und unserem Gewissen geprüft, es muss geschehen" - und trat noch am Abend vor dem Attentat zu einem stillen Gebet in eine Berliner Vorstadtkirche, an der vorbeikam. "Wir müssen den Kelch bis zuletzt leeren, wir müssen uns opfern"!

Der Militärbefehlshaber in Paris, General Karlheinz von Stülpnagel, vorher immer dem Gedanken an eine Gewalttat widerstrebend, hat nach langen Überlegungen und Auseinandersetzungen schliesslich doch auch seine Zustimmung zur Gewalttat gegeben.

Zu denkenden Widerstandskämpfern müssen wir allerdings auch Goerdeler und die Anhänger seiner staatsrechtlichen Auffassung zählen. Man darf beileibe nicht meinen, dass ihre Haltung nicht auch wohlüberlegt war, wenn sie auch gewissen Begrenzungen unterlag. Seiner Auffassung ist schon bei den Verhandlungen mit Guderian gedacht worden, aber auch in Goerdeler wurde schliesslich klar erkennbar, dass aus dem deutschen Volke keine Revolutionäre wachsen. Er plant und plant, führt zahllose Besprechungen und bringt auch widersprechendste Kräfte zusammen. In der Bewegung standen ja auch Wissenschaftler und Gelehrte, Gewerkschaftler, Arbeiterführer, Industrielle, Künstler, Juristen, Studenten und kleinere Gruppen, mit denen mehr oder weniger enge Verbindung bestand. Es wird sogar behauptet, dass nicht das eigentliche Offizierkorps den Kern der Bewegung bildete und zur Tat drängte, wenn auch viele von diesen Zivilisten zur Zeit Uniform trugen. Die Verhaftungen und Hinrichtungen vor und nach dem Attentat könnten das ja wohl auch beweisen. Denn sie haben die Kreise aufgezeigt, die beteiligt waren. Hundertfach gefährdet Goerdeler sein Leben, aber es fehlt ihm jener Schwung des vitalen Machtwillens, der nun einmal notwendig ist, eine Gewaltherrschaft zu stürzen. Er ist der anerkannte, wenn auch von mancher Seite schon bemängelte Führer der Bewegung. Aber er schreckt immer wieder vor der Tat zurück, ohne dass ihm ein Treueid bindet. Es wird auch behauptet, er habe dann das Scheitern des Unternehmens als Gottesurteil angesehen. In seinen "Abschiedsworten an Deutschland" geschrieben während seiner Flucht, sagt er: "Da das Unternehmen, Deutschland von der Gewaltherrschaft zu befreien, misslungen sei, müsse das gequälte Vaterland den Leidensweg bis zum bitteren Ende durchschreiten" (1) und er nennt das vorauszu sehende Ende des Krieges: "die grösste Katastrophe der Deutschen Geschichte, die zu verhindern das Ziel jener Männer war, die nunmehr von den wirklichen Verrätern des Vaterlandes als Verräter behandelt und von den wahren Mördern Deutschlands hingerichtet werden.

Auch Rommel war Gegner der Bluttat und dachte nur an eine Verhaftung und Festsetzung Hitlers, ausgesprochenerweise auch gehemmt durch den Fahneneid.

In ganz anderer Weise urteilt Kesselring über die Möglichkeit selbst nur einer Empörung. (2) "Das Kriegsgeschehen war viel zu intensiv, die Verbindlichkeit des Eides viel zu wach und Hitler als magische Persönlichkeit zu allgegenwärtig und in seinen verbrecherischen Handlungen viel zu wenig erkannt, um die Idee einer Verschwörung aufkommen zu lassen. Bei der Uneinheitlichkeit der Einstellung in den einzelnen Wehrmachtteilen - republikanisches Heer, Kaiserliche Marine und nationalsozialistische Fliegertruppe -

1) Rabenau hatte dasselbe schon früher ausgesprochen
cf. S. 36

2) Kesselring: Soldat bis zum letzten Tag, S. 229/230

hätte die Nachricht, Hitler sei ermordet, schärfste Spaltungen, Ungehorsam gegen die Abtrünnigen und mit allergrösster Wahrscheinlichkeit blutige Auseinandersetzungen ausgelöst. Mag das Heer im Jahre 1939 im allgemeinen hitlerfeindlich eingestellt gewesen sein, so war es das in der Masse 1944 jedenfalls nicht mehr. Alle Divisionen hatten im Laufe der Jahre durch Einschleusen der jüngsten Jahrgänge, die in der Hitlerjugend gläubige Anhänger geworden waren, und das auch als Soldaten blieben, ein anderes Gesicht bekommen. Sie waren in jeder Truppe die Mehrheit. Im Ernst auf Hitler angesprochen, hätten sie immer auf Hitler geschworen und auch ihr Leben für ihn eingesetzt.... Der Umschwung war ungenügend vorbereitet und für manchen verantwortlichen höheren Führer die alliierte Verständigungsbereitschaft allzu unsicher".

Wir möchten uns hier noch einer anderen Begebenheit erinnern, die noch nicht erwähnt ist und mit der Rabenau doch, wenn auch nicht handelnd, so doch beobachtend und denkend gegenübergestanden hat, des Kapp-Putsches. Er hat sich über diesen ganz unmissverständlich ausgelassen: auch wenn man das Unternehmen als verfehlt bezeichnen muss, wird man doch niemals bestreiten, dass es ein heroisches Unterfangen und von Motiven ausgelöst war, die Achtung beanspruchen können. Aber es berührte nur die Oberfläche und erfasste das Volk nicht in seiner Tiefe. Es war weniger und es war mehr als ein Putsch: Es war eine Explosion! Dass sie im Ganzen und in allen Einzelheiten zu früh erfolgte, ist eine selbstverständliche Feststellung. Das rechtfertigt von vornherein das Verhalten der Männer, die sich nicht beteiligten und sich widersetzen. Es rechtfertigt aber auch die Menschen, die im guten Glauben an das Gelingen so handeln zu müssen glaubten, wie sie gehandelt haben!

damalige/

Obgleich Rabenau die Handlungweise Seeckts voll bejaht, der dem Putsch entgegen war, lässt er doch erkennen, dass seine eigene Einstellung zum Putsch selbst grundsätzlich positiv war, obgleich sich der Stoss hier gegen die legitimen Inhaber der Gewalt richtete (-oder sollte er im Zweifel über diese Legitimität gewesen sein?) Denn der eigentliche Anlass zum Putsch war die Frage: 100 000- oder das 200 000-Mannheeres! Es handelte sich also darum, sollte Deutschland doch mehr Kräfte behalten, als ihm nun einmal zugebilligt waren? Dass er sich einer gewissen Zuspaltigkeit seiner Gesinnung in diesem Falle bewusst war, spricht aus der Anführung dessen, was E. Städtler zu der damaligen Stimmung im Heere sagte: "Die deutsche Entwicklung der Nachkriegszeit wies eine Wehrmachtsproblematik auf, die von nicht geringer Kompliziertheit war. Die wesentliche, durch die Revolution von 1918 bedingte Veränderung zeigte sich darin, dass innerhalb der jungen Wehrmacht ein gesinnungspolitischer Eigensinn aufkam, das die Wehrmacht teilweise zum Staat im Staat werden liess. Gerade, weil der alte Staat der Auflösung verfiel und der neue Staat gärendes Durcheinander war, musste die Wehrmacht ihr eigenes Sein von der "Staatsform" distanzieren und sich zum "Staatswesen" bekennen. Das ergab einseitigen

geistespolitischen Zustand: man bekannte sich zu Republik als gegebener Form und lehnte sie doch innerlich ab. Man blieb "Monarchist" "im Innersten des Herzens, aber man lehnt die äusserliche Betonung dieser Gesinnung ab und nahm sogar gegen politische monarchistische Bestrebungen Stellung!.... Es ging dabei nicht ohne tragische Verwickelungen ab". (1)

Eine solche tragische Verwicklung lag damals in der Tat für Rabenau vor. Er musste die Vergrösserung der Wehrmacht bejahren und musste doch der Kälte und Entschlossenheit Seeckts folgen, der das Unternehmen von vornherein für verfrüht hielt. Für Rabenau kam die Auflehnung gegen die rechtmässigen Machthaber gar nicht mehr in den Bereich der Entscheidung.

Widerstand, Eid und Gewalttat haben so sehr weite Kreise, ja wohl jedermann beschäftigt, aber zu einer einheitlichen Beurteilung ist es lange nicht gekommen, - auch heute ist diese Frage noch kaum geklärt und kann oft nur in der behutsamsten Weise diskutiert werden. Sicher aber steht eines ganz fest: Die Tatsache, dass das Unternehmen misslang, besagt wenig gegenüber der geistigen Bedeutung der Tat. Der Misserfolg lässt die Tat als reines Opfer erscheinen, das in den geistigen und sittlichen Bezirken unseres Lebens viel grössere Bedeutung haben wird, als wenn sie gelungen wäre, allein schon um der sittlichen Rehabilitierung Deutschlands willen.

Fassen wir doch einmal zusammen: Es ist klar, Rabenau hat sich trotz der Teilnahme am Widerstand, allerdings am legalen, doch nicht freimachen, ja man möchte sagen, sich nicht freikämpfen können von seiner Gebundenheit an ein von ihm selbst doch als eidbrüchig und bösartig erkanntes Regime, weil er sich nicht an das Regime, sondern an Hitler persönlich gebunden fühlte. Er hat auch die gelegentlich auftretende Streitfrage, ob er sich als Verabschiedeter noch als gebunden zu fühlen habe, gar nicht erst beachtet, denn eine Entlassung aus dem Eide selbst war ja gar nicht ausgesprochen. So ist es und bleibt es die Tragik dieses sonst so reinen Lebens, dass es sich über alle Massen auch da noch einer absoluten Pflicht und dem Rechtun verbunden gefühlt hat, wo auf der anderen Seite dies alles schon abgefallen war und für nichts gehalten wurde. Er unterschied deutlich zwischen Widerstand und Gewalttat.

1) Rabenau, Seeckt, S. 212

2) E.Stadtler: Volksrevolutionskrieg.

Ein Mann in Freundschaft und innerster Übereinstimmung mit dem geistigen Führer der Bewegung (1) und naturgemäss in dessen Anschauungen befangen, konnte unter der Wirkung der Überraschung und des Schocks zunächst nicht anders urteilen, wie Millionen anderer Gegner des Regimes, die im ersten Moment auch bestürzt sich fragten: Mein Gott, was nun?

Sein Abrücken darf aber nicht auf sein allgemeines Urteil über die Männer angewendet werden, die unter Einsatz ihres Lebens an eine Tat gingen, die in der deutschen Geschichte genau so einmalig ist, wie die Erscheinung Hitlers.

Und schliesslich, auch Rabenau, wie jeder Mensch, kann nur gemessen werden mit dem Maßstab, der den Voraussetzungen seines Lebens entsprach. Und diese lagen in mehr wie einer Beziehung fest. Er rückt ja auch nicht von dem Widerstand als solchem und von seiner legalen Form ab, er lehnt eben nur die Gewalt ab, wie wohl manch einer der Generale - auch ganz abgesehen von einer geglaubten Eidgebundenheit und von religiösen Bedenken- es auch tun zu müssen glaubten, weil es im Kriege geschah und wahrscheinlich zum alsbaldigen Zusammenbruch der Fronten und zum Chaos in Deutschland geführt haben würde. (2)

Die deutsche Wehrmacht kannte den politischen Soldaten nicht. Das Erziehungsprodukt des Generaloberst v. Seeckt war der verfassungstreue Soldat. Wenn aber von jedem höheren Offizier "in gehobenen Führerstellungen eine hohe politische Einsicht verlangt wird, die ihm einen zutreffenden Einblick in alle Geschehnisse des politischen Lebens innerhalb und ausserhalb seines Landes vermittelt" (3) so ist auch zu folgern, dass diese hohen Führer dann auch unter Einsatz ihres Lebens die Pflicht hätten wahrnehmen müssen, dem verbrecherischen Treiben der Führung so oder so rechtzeitig Halt zu gebieten, auf legalem Wege. Da sie das nicht getan haben, handelte die Widerstandsbewegung stellvertretend an ihrer Statt, als die Lage ausweglos zu werden begann. Das ist auch eine ihrer Rechtfertigungen, die dem Denken der zögernden Generale entgangen war. Allerdings, wie deutsches Soldatentum den Eidbruch eines Generals von Yorck nicht als Norm ansah, so darf der bewusste und, wie wir meinen, vertretbare Eidbruch der Männer des 20. Juli auch in Zukunft nicht als Norm angesehen oder als möglich zur Diskussion gestellt werden. Er ist als einmalig nur auf Grund tragischer Umstände in der Geschichte unseres Volkes zu verstehen.

Am 25. Juli 1944 erscheinen frühmorgens Gestapobeamte in der Wohnung Rabenaus, fragen ihn nach dem Verbleib Goerdelers, und als er wahrheitsgemäss antwortet, dass er das nicht wisse, wird er verhaftet und sogleich mitgenommen. Zwischen den Gestapoleuten wird er über die Strasse geführt, muss ein Auto besteigen, und wird zunächst zum Gefängnis Moabit, Lehrerstrasse, dann zur Gestapo in die Prinz Albrecht Strasse und noch vormittags nach Fürstenberg gebracht, wo er bis zum 4. August bleibt. Als er seine Wohnung verlassen muss, sagt er zu seiner Frau: "ich komme nicht wieder".

1) Goerdeler

2) E.v.Manstein, Verlorene Siege, S. 318

3) A.Kesselring, Soldat bis zum letzten Tage, S.425, S.229/230

In Fürstenberg ist im allgemeinen die Verpflegung und die Behandlung gut, sein Einzelzimmer ist zunächst nicht einmal verschlossen, der Arzt bemüht sich wegen des ihm dauernd nötigen Insulins um ihn und er kann unter Begleitung spazieren gehen. Seine Frau besucht ihn am 27.7. und wird durch den Lagerkommandanten selbst hereingeführt, der nachher ihre Haltung rühmt. An Bekannten sieht er hier den Admiral Canaris, den er auch begrüßen kann, was aber später verboten wird, auch v. Falkenhausen und Hossfeld, die noch später eintreffen. Sein Befinden ist nicht gut, häufiges Asthma, Herzbeschwerden, Schwindel und Leberschmerzen, machen ihm zu schaffen. Dazu die Ungewissheit, was man ihm vorwerfe, und die brennende Sorge um die Seinen in Berlin. Der beginnenden Hoffnungslosigkeit kann er nur Kraft aus religiöser Quelle entgegensetzen.

Am 4.8. wird er ins Gefängnis Moabit zurückgebracht; bis zu diesem Tage konnte er Tagebuch führen. Am 6.8. bringt man ihn in die Prinz Albrecht Strasse zur Vernehmung, die am 8.8. stattfindet. Er empfindet ihren Ausgang nicht günstig. Es handelt sich um seine Beziehungen zu Goerdeler und Besprechungen, die er mit diesem zusammen gehalten hat. Als er dabei auch den Generaloberst Guderian als Gesprächspartner nennt, den man ja hören könne, wird das Verhör abgebrochen und dann auch nicht wieder aufgenommen. Sehr verständlich, denn Guderian war soeben Chef des Generalstabes geworden und durfte wohl nicht hereingezogen werden. Nun bleibt er bis zum 24.2.45 im Moabiter Zellengefängnis.

Hier nun sind die Verhältnisse für die Gefangenen wesentlich schlechter, sowohl, was Verpflegung und gesundheitliche Betreuung anbetrifft, als auch die Behandlung seitens der Posten und Wärter. Er ist in einer Einzelzelle, und eine sehr ernste und gedrückte Stimmung ergreift mehr und mehr Besitz von ihm. Aber der grosse Dank an seine verständnisvolle und tapfere Frau, die es fertig bringt, ihn immer wieder mit Lebensmitteln zu versorgen, richtet ihn in seiner oft grossen Vereinsamung und Niedergeschlagenheit auf. Er beginnt auch sehr bald, sich mit theologischen und philosophischen Studien zu beschäftigen und sein im Grunde starkes und unzerstörbares Gottvertrauen bringt ihn über alle Verzweiflungsstunden und Versuchungen, die ihn bis an den Gedanken des Selbstmordes kommen lassen, doch glücklich hinweg. Nichts wird ihm innerlich erspart, aber Gebet, ja, tiefes Flehen, tröstet ihn wieder. "Gott weiss, was er will, weiss, warum dieses Leid über uns gekommen ist". Ein Schwiegersohn ist in Stalingrad geblieben (1) seine einzige Schwester wird in dieser Zeit sterben, (2) die zunehmenden schweren Bombenangriffe auf Berlin machen ihm wegen des Ergehens seiner Familie zunehmend schwere Sorgen. Seit seinem Aufenthalt hier schreibt er täglich heimlich auf kläglichen Zetteln auf, was ihn bewegt und was er tagsüber erlebt. Dass diese Aufzeichnungen je in die Hand seiner Frau kommen werden, nimmt er nicht an, er vertraut ihnen viel von seinen Gedanken und grossen inneren Kämpfen an, und da sie merkwürdigerweise doch erhalten geblieben sind, kann man auch aus ihnen das Bild des gefangenen Rabenau klar ablesen.

- 1) Oberst von Kornatzki
- 2) Frau Hütteroth, geb. v. Rabenau

Er ist in seiner Zelle von aller Welt abgeschlossen, hat kaum je die Möglichkeit, draussen spazieren zu gehen, ist monatelang ohne Bad oder warme Brause, immer geätzt beim Waschen mit sehr wenig Wasser durch unangenehme Posten und Aufseher. Aber er muss sich Bewegung machen, damit er gesund bleibt, und so läuft er in der Zelle auf und ab, stundenlang, eine kummervolle, stumpfsinnige Beschäftigung, oft bis 20 km an einem Tage, und ist unglücklich, wenn sein Gesundheitszustand oder schlamme Füsse weniger und wenig erlauben. Denn Schuhe kann er schliesslich nicht mehr anziehen, weil sie das nicht aushalten würden, und auf Ersatz kann er nicht rechnen. So muss er es lange barfuss oder später mit Pantoffeln tun. Er vermerkt schliesslich, dass er auf diese Weise 900 km gelaufen ist. Die Beschaffung des nötigen Insulins macht oft Schwierigkeiten, wenn auch gelegentlich seine Frau dafür sorgen kann. So leidet er sehr unter der Krankheit. Die Verpflegung ist fast immer zu knapp, wenn auch oft nicht schlecht, aber ohne die wöchentlich von seiner Frau gebrachten Esswaren wäre er verhungert.

Wirklich tragen tut ihn in diesen Monaten nur sein Glaube: "Das Ziel liegt ja doch jenseits", aber auch damit geht es ständig auf und ab. Stumpfe Gleichgültigkeit wechselt mit belebter Hoffnung. "Ich liebe gar nicht mehr. Für meine alte Umwelt bin ich schon tot, ich bin wie eine Pflanze, nur noch da. Herrgott, gib mir deinen Frieden, mehr bitte ich gar nicht mehr". Er will aber tapfer bleiben, "wenn auch kein Menech vorher sagen könne, ob er durchhalten werde". Die ständige grosse Fürsorge seiner Frau, deren Haltung er ebenso bewundert, wie ihre materielle Hilfe für ihn, "sie müsste zaubern können, dass sie all diese Sachen heranschafft", sie bedrückt ihn auch fast, und so steht auf den kleinen Bestellzetteln, die er für sie zugleich als Dank abgeben darf: "Bitte, nicht verwöhnen". Er besorgt, die Seinen könnten zu Haus dadurch Mangel leiden. In guten Stunden kann er sich auch wieder aufrichtig freuen. "Oh, wie schön ist Deine Welt! Der Herrgott hat mich durch Eva in dieser Zelle soviel Freude erleben lassen; und man sieht durch die Gitterstäbe auch Schönes, wenn man sehen will. Und im Innern muss faustisch das Licht leuchten. Aber der Herrgott möge in Gnaden doch ein rechtzeitiges und baldiges Ende geben; denn unbegrenzt sind meine Kräfte auch nicht mehr."

Es ist kurz vor seinem Geburtstag, dem 60.! An diesem Tage hat er Blumen in seiner Zelle, seine Frau und seine Tochter besuchen ihn und dürfen in der Kanzlei mit ihm sprechen. Eine wahre Wohltat ist ihm heute das taktvolle, freundliche Verhalten des Dienstuenden und zweier anderer Beamten, die ihm - und das empfindet er ganz besonders - einen Stuhl anbieten! Der so gedrückte und gedemütigte Mann, den gewöhnliche, meist nicht deutsche Posten und Aufwärter unfreundlich behandeln, ja, sogar bei den kleinsten Gelegenheiten ausschelten dürfen, das seine Zelle aufwischen muss, und getadelt wird, wenn irgend etwas Geringses in Unordnung gerät, empfindet diese kleine Freundlichkeit so stark, dass er ganz weich wird. Er ist über alles Mass dankbar für die allgeringste Freundlichkeit. Ein Aufwärter schenkt ihm wegen des Geburtstages einen Apfel. "Dieser Apfel ist mir wertvoller,

wie manches Geschenk der vergangenen Jahre. " Die Posten, die die Blumen gesehen haben, gratulieren ihm: "Die Menschen sind doch gut. Die paar Schweinehunde darf man nicht rechnen". Er hat übrigens an diesem Tage zum ersten Male seit dem 8. August Schuhe an, sonst nur Pantoffeln oder ist barfuss.

Aber der öde Gefängnistag tritt dann doch wieder die Herrschaft an. Sein Beten bekommt etwas vom Flehen. Er nennt das "Rienzi-Gebets-Stimmung". Dies Gebet hat er ja schon in jungen Jahren so gern gemocht. Ist das Nichtvernommenwerden ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Einige wohlwollende Aufwärter reden ihm gut zu, es werde ja sicher nicht mehr lange dauern. "Möge der Herrgott es doch noch zum Guten wenden, um meiner Eva willen, denn dass ich aufrecht bleiben kann, das ist neben meiner religiösen Auffassung ihr Werk.

Unter dem 25.10.1944 findet sich auf den kleinen Zetteln, auf denen er heimlich Tagebuch zu schreiben wagt, ein Gedicht mit der Überschrift:

"Zum Dank"

Die graue Dämmerung bricht herein und macht die harten Linien meiner Zelle weich,
Sie gibt dem schweren Duster milden Schein und macht mein arm gewordnes Leben reich.
Was eben weglos noch und leiderfüllt, ist freundlich und versöhnlich nun durchglüht
Und ist von Deiner Liebe ausgefüllt, die meinem Sehnsuchtstraum entgegenblüht.
Gott gab, dass ich bei allem Leid und allem Kummer Dich nie verliere, wärest Du noch so weit,
So geht Dein Bild mit mir in meinen Schlummer und geht dereinst mit mir auch in die Ewigkeit!

Wahrlich, ein rührender Dank an seine Frau!

Im November bekommt er Brief- und Zeitungserlaubnis, was er wieder für ein gutes Zeichen halten möchte. Nach späterer Auskunft eines Staatsanwalts beim Volksgerichtshof ist er auch tatsächlich nicht in die schwerbelastete Gruppe I eingestuft worden (1) Seine Briefe erhalten naturgemäss nur Gruss und Dank neben sachlichen Mitteilungen, während er seinen Zetteln alles anvertraut, was ihn beschäftigt, bedrückt und hält. Sie sind ein ergreifendes Dokument des "Christen in Not und Gottvertrauen".

Das schwere Weihnachtsfest in Einsamkeit kommt und muss durchgestanden werden. Am 23.12. hat seine Frau wieder eine Rücksprache zustande gebracht: "Sie kam gerade im rechten Augenblick, wie immer! Nun habe ich wieder Mut. Man muss sich halt durchschlagen". Und am 24. notiert er: "Auch mir ist heute der Heiland geboren, dies ist zuletzt das Wesentliche". Er hat sich den Edeltannenzweig, den seine Frau mitgebracht hatte, aufgestellt und das Enkelbild.

"Zwei Kerzen angezündet. Für mich Luk.2 gelesen, und bemühe mich nun, nicht sentimental zu werden". Das Jahresende kommt heran, nicht ohne das erschütternde Bekenntnis: "Ich habe alles falsch gemacht, ich habe immer zu viel gewollt, ich muss viel in meinem Wesen ändern".

Mit den letzten Tagen des Jahres schliessen diese Aufzeichnungen mit den Worten: "Meine Stimmung ist eine widerspruchsvolle Zusammensetzung aus Wut, Trotz und gläubig-hoffendem Ausharren", irgendwo aber in allem, was er in diesen schweren und oft verzweiflungsvollen Monaten niedergeschrieben hat, findet sich eine Anklage gegen die, die ihn gefangennahmen, oder diejenigen, die sie alle in diese böse Lage schliesslich gebracht haben. Dass er zu einer gewissen Menschenverachtung gekommen ist, spricht er einmal aus: "Ich sehne mich nach dieser Welt gar nicht zurück, der Inhalt meines Lebens war Eva und ist es nun als allein wesentlich geblieben. Die übrige Menschheit kann ich mit wenigen Ausnahmen so ziemlich entbehren."

Er ist nicht wieder vernommen worden, und er fragt sich schwankend immer wieder, ob das ein gutes oder ein böses Zeichen ist. Viele seiner Mitgefangenen sind in der Zeit entlassen oder wenigstens aus dem Gefängnis verchwunden. Hat man ihn vergessen?

Gegen Mitte Januar kann er noch einmal seine Frau sehen; dann wird er unversehens verlegt, wie sich erst sehr viel später herausstellt, nach Sachsenhausen; aber zu Hause weiss man nun nichts mehr von ihm, auch nicht, dass er am 24. Febr. mit einem Transport nach Buchenwald bei Weimar kommt. Von dort gelingt es ihm, noch am 26. Febr. einen Brief nach Hause zu schicken, der keine Ortsbezeichnung enthält, und wie seine früheren Briefe, in Charlottenburg abgestempelt ist. (1)

Die Aufklärung des weiteren Geschehens kam sehr spät. Frau v. Rabenau hatte sich dauernd bemüht, bei den Gewaltigen der Gestapo etwas über ihren Mann zu erfahren, - es war immer vergeblich.

Als Rabenau am 24. Febr. nach Buchenwald kam, traf er dort u. a. mit dem Staatssekretär Pünder, dem Pfarrer Dietrich Bonhoeffer und dem Generaloberst v. Falkenhausen zusammen (2) In kleinen Einzelzellen des feuchten Kellerraumes ohne Tageslicht, waren sie zu mehreren eingeschlossen bis zum 3. April. Die Verpflegung war knapp, und die Behandlung mehr als unfreundlich. Rabenau lag in einer Zelle zusammen mit Bonhoeffer, mit dem er sich ausgezeichnet verstand.

- 1) Mitteilung Staatssekretär Pünder an Frau v. Rabenau
- 2) Der Transport nach Buchenwald enthielt ausserdem noch: Graf Bismarck, Hauptmann Gehre, v. Alvensleben, engl. Major Falkoner, russ. Leutnant Kokorin (Neffe Molotows) Generaloberst v. Falkenhausen und Frau, Herrn Liedig, engl. captain Payne, Josef Müller, Dr. Höpner.

Die beiden Lizentiaten hatten bald einen regen Gedankenaustausch in religiösen Fragen, woran auch gelegentlich Pünder teilnahm. Vormittags schrieb Rabenau viel, nachmittags spielte er stundenlang mit Bonhoeffer Schach. Eines Tages teilte er freudestrahlend mit, dass er soeben eine längere Abhandlung über die Bitten des Vaterunsers fertiggestellt habe. Er war jetzt erfreulich frisch und litt in dieser Zeit nach den Beobachtungen Pünders auch gar nicht unter seiner Zuckerkrankheit. Er konnte, wie dieser später berichtet, in erquickender Weise schimpfen,

Am Freitag des 13. April - Frau Goerdeler, die als Sippenhäftling auch in Schönberg angekommen, aber in einem anderen Raum untergebracht war, möchte sich allerdings für den 11.4. verbürgen - wurde Rabenau gleichfalls mit einem Auto abgeholt. (1) angeblich zur Fortsetzung seines Verfahrens. nachher verlautete gerüchtweise, er sei ins Konzentrationslager Flossenburg bei Weiden gebracht worden. Von hier an ist nun alles Geschehen unsicher.

Es hat sich später durch die Erzählung eines englischen Offiziers an einen dänischen Offizier die Auffassung verbreitet, Rabenau und Bonhoeffer seien nebeneinander in Flossenburg erschossen worden. Der Engländer habe die Erschiessung zweier Deutscher durch eine Wandspalte beobachten können und die Ruhe und Würde gepriesen, mit der die beiden, die für Rabenau und Bonhoeffer gehalten wurden, gestorben seien.

Dieser Erzählung aber widerspricht folgender Bericht, der so eindeutig ist, dass es schwer ist, ihn zu bezweifeln: Prinz Philipp von Hessen, der als ältester Insasse von Flossenburg gewöhnlich eine offene Zelle hatte und in die Wachstube gehen konnte, sagt aus: am 9. April habe er in der Wachstube die Kleider von Admiral Canaris, General Oster und Hauptmann Gehre gesehen und ausserdem zwei Bücher, die er dann in seine Zelle bekam. In beiden stand der Name Bonhoeffer.

Am 10. April erzählte ein betrunkenener Wachmann Herrn v. Schlabrendorff, dass man in den vergangenen Tagen "die Abwehr" umgebracht habe. Auf die Frage: "Wen denn?" nannte er Canaris, Oster, Gehre, Bonhoeffer und andere. Ebenso wird auch von anderer Seite berichtet, (2) Bonhoeffer sei mit Oster und Canaris am gleichen Tage, dem 9. April 1945 beim Annahen der Feinde erwürgt worden. Hieraus erfolgt, dass Bonhoeffer umkam, als Rabenau noch in Schönberg war, man kann also nicht annehmen, dass sie beide zusammen umgebracht wurden.

Überdies empfang Carl v. Rabenau einen Brief eines dänischen Konsuls: Er müsse ihm leider mitteilen, dass sein Bruder im Lager Flossenburg gestorben sei. Er ist am 13. oder 14. April 1945 morgens zwischen 6 und 7 Uhr getötet worden.

Ein Gestapomann Wolff aus Eisenach sei dabei gewesen. Carl v. Rabenau ist bei seinen Nachforschungen auch auf einen SS-Mann Wolff gestossen, der aber dafür nicht in Frage kam.

Es ist also anzunehmen, dass Rabenau genau so wie Bonhoeffer zum Zweck der Beseitigung nach Flossenburg geholt worden ist und jeder bald nach seiner Ankunft am nächsten Morgen umgebracht wurde. (3)

Das Schwurgericht Augsburg, das 1956 den Regierungs- direktor im Reichssicherheitshauptamt Hupenkothen und den SD-Inspektionsrichter Dr. Thorbeck wegen Beihilfe zum Mord zu 7, bzw. 4 Jahren Zuchthaus verurteilt hat, hat festgestellt; Hupenkothen fungierte als Staatsanwalt des Standgerichts am Admiral Canaris, General Oster, Heeresrichter Sack, Hauptmann Gehre und Pastor Bonhoeffer, sowie Reichsgerichtsrat Dohnany zum Tode verurteilte. Thorbeck spielte dabei die Rolle des Gerichtsvorsitzenden. Das Augsburger Schwurgericht sah es als erwiesen an, dass die Todesurteile des Standgerichtsverfahrens rechtswidrig waren und nur dazu dienten, einen Liquidationsbefehl auszuführen, den Himmler in Berlin am 5. April erliess. Die Standgerichtsverfahren seien nur als Scheinverfahren zu werten, da die jetzt Angeklagten wussten, dass ein Mordbefehl vorlag. Sie gaben sich trotzdem dafür her. Die Hinrichtung bedeutete Mors.

Nichts anderes kann es bei Rabenau gewesen sein, es muss aber auffallen, dass in diesem Prozess nichts über ihn gesagt worden ist, der ja doch 5 Tage später an derselben Stelle umgebracht wurde, vielleicht sogar durch dasselbe Hinrichtungskommando.

Neuerdings - 1957 - teilt der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Weiden-Oberpfalz mit, dass er gegen den SS-Obersturmführer Kaufmann Ludwig Baumgarten aus Flossenburg Anklage wegen Beihilfe zum Mord in Sachen Rabenaus mit dem Antrag auf Eröffnung der Voruntersuchung erhoben habe.

Vorläufig gehört Rabenaus Tod noch zu den Rätseln, die zu lösen es nicht gelang. Allerdings mag es auch als nebensächlich angesehen werden, wann genau die Katastrophe eintrat. Niemand weiss heute, wo seine Ruhestätte ist, ob und wie man seinen Leib zur Ruhe gebracht hat. Alles ist unbekannt und selbst das, was bekannt ist, ist unsicher.

- 1) Angabe Staatssekretär Pänder
- 2) Eduard Zeller: "Geist der Freiheit", S. 12
- 3) Eduard Zeller: aaO S. 384/33 und Ehrentafel der Generale geben fälschlich an: "hingerichtet".
- 4) Staatssekretär H. Pänder

Seine Frau erfährt erst im Oktober, dass sie ihn niemals wiederssehen wird durch einen Brief eines Mitgefangenen jener trüben Tage. (4) Aber auch er gibt Sicheres nur an bis zum 13. April, dem Tag der Abholung.

Und nun möchten wir uns noch dessen erinnern, was ihm bei der Trauerfeier für ihn, am Gründonnerstag 1946 in so eindrucksvoller und würdiger Weise nachgerufen wurde. Er selber habe gesagt: "Es gibt für den Menschen, der sich von einem gnädigen Ewigkeitwillen getragen und geführt fühlt, schon auf Erden eine innere Sicherheit, eine Ausgeglichenheit und eine kraftvolle Fröhlichkeit!" und ebenso: "Alles Edle ist harmonisch. Auch das ist ein Naturgesetz: der Sinn der Natur ist harmonische Vollendung und vollendete Harmonie".

"Es liegt aber etwas von der grossen Tragik des Menschseins überhaupt auf seinem Leben: Er, der Freie, der Reine, der Mann, der nach Seeckts Tode als Rufer und Mahner zur edlen Geistigkeit dastand, ist dem Unreinen, dem Unharmonischen, dem Wilden und Triebhaften, dem Unvornehmen einer verirrten Zeit zum Opfer gefallen. Ist das nicht ein jäher Missklang? Es mag so scheinen, als sei das ein unwürdiger Abschluss eines würdigen Lebens. Aber wie oft ist dort höchste Würde, wo von aussen nur Schande gesehen wird. Auch über diesem Ende lag etwas von der grossen, göttlichen Harmonie. "Er starb mit grosser Ruhe und Würde", und das, was sein Leidensgefährte Bonhoeffer in jener Neujahresstunde ahnte, dass er den bitteren Kelch des Leides aus seiner, aus Gottes guter, geliebter Hand nehmen sollte - das ist seinem Leben ein von Gott gesetzter Abschluss gewesen. Wir glauben, dass über seinem Ende etwas gestanden hat von jener inneren Klarheit, die die Menschen haben, die einen ewigen, den ewigen Halt haben".

In seinem Leben bewegten und erschütterten die Zeichen der Zeit seine Seele. Uns ist er zu früh genommen, sein eigentliches Leben ganz zu erfüllen, war ihm nach menschlichem Ermessen versagt, als ruchlose Hände sein reiches Leben zerrissen. "Wenn er so auch hässerlich unterlegen ist, so hat er doch über alle Versuchungen gesiegt und seine Kniee nicht vor Baal gebeugt. Er gehört zu denen, die uns den Mut geben, nicht an unserem Volk zu verzweifeln". (1)

Als Rabenau das grosse Werk über Seeckt beendete, schrieb er: "Die Lebensbeschreibung müsste fast ausklingen in eine Trauer darum, dass ihm nicht ewige Jugend, oder auch hundert Jahre ungehemmter Leistung und ungehinderten Könnens gegeben waren. Aber man soll nicht trauern, nicht um seinen Tod und nicht um das, was sein Leben nicht erfüllte. Fangen wir an, statt zu trauern, dankbar zu sein".

1) Konsistorialrat Buchtons an C.v.Rabenau

Lebensgang des Generals
Friedrich von Rabenau

- 10.10.1884 Geboren in Berlin als Sohn von Dr.med.
Eberhard v.Rabenau und Frau, geb. Nöbel.
- Ostern 1890 Schulbeginn im Gymnasium in Eberswalde
- Ostern 1903 Abitur in Eberswalde.
- 16.4.03 Eintritt als Fahnenjunker in das preuss.
Feld-Art.-Rgt.72 Hochmeister in Danzig
- 1903/1904 Kriegsschule
- 19.8.1903 Leutnant
- 18.8.1912 Oberleutnant
- Oktober 1911 Kriegsakademie, Kommando zur...
- 1914 Kommando zum Husarenregiment 18 - Grossen-
hain
- 28.11.1914 Hauptmann
- Okt. 1924 Major
- 1927 Abteilungskommandeur Königsberg
- 1930 Generalstabsoffizier (IA) in Nassel
- 1932 Oberst und Kommandant von Breslau
- 1.10.1934 Generalmajor u. Wehrrersatzinspekteur
in Münster i.W.
- 1.10.1936 Chef der Heeresarchive
- 1938 Generalleutnant u. Divisionskommandeur
Westwall
- 1939 Divisionskommandeur im Polenfeldzug
- Okt. 1939-
1942 Chef der Heeresarchive
- 1941 General der Artillerie
- 1943 Verabschiedung
- 14.4.1945 Tod

Am 17. Nov. 1943 wurde General v. Rabenau von der Evange-
lisch-theologischen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-
Universität Berlin zum Licentiaten der Theologie er-
nannt. Die Gesamtnote der Prüfung war "sehr gut".
Die Licentiatenarbeit behandelte "Die Entwicklung der
Grundzüge der deutschen Heeresseelsorge bis zum Jahr
1929 unter besonderer Berücksichtigung des 100.000-
Mann-Heeres".

Am 13.1.1944 bestand General v. Rabenau auf Anordnung
des Evang. Oberkirchenrates ein theologisches Colloquium
auf Grund dessen ihm die Licentia concionandi - Predigt-
erlaubnis - erteilt wurde.

Namensregister

Angermayer 56
August Wilhelm Pr.v.Pr.45
Awaloff Bermond 14

Baumgarten 57
Beck 17, 24
Benedict Hl. 22
Bethmann-Hollweg,v. 2
Bertram 22
Bismarck,Fst. 20
Blomberg,v. 26
Bonhoeffer, Dietr.,65,66,67
Bosch 45
Brauchitsch,v. 43
Büscher 7
Büttner 23m40,46,47
Buschtöns 47, 52, 67

Canaris 62,66,67
Clausewitz,v. 20
Cromwell 20

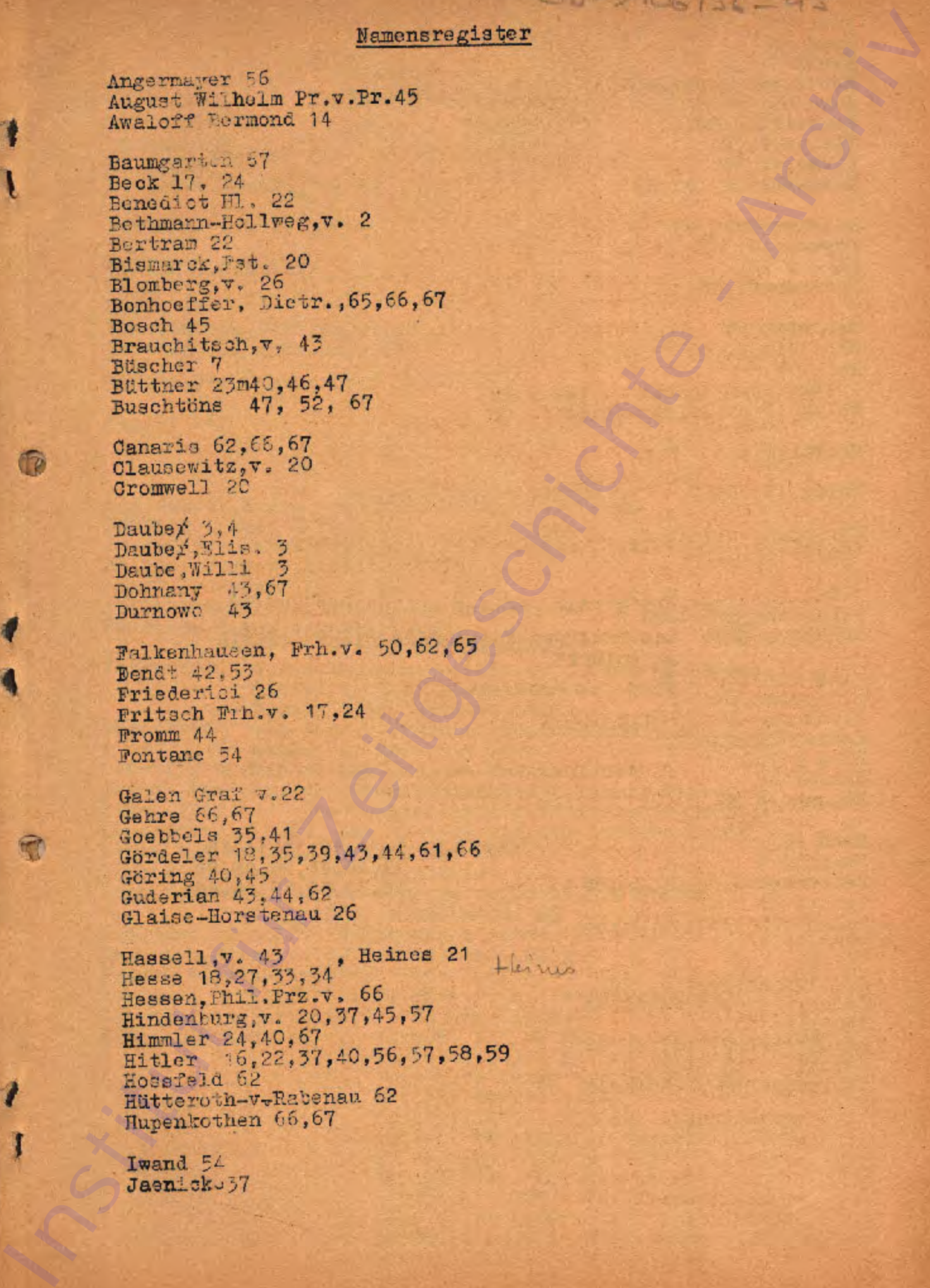
Daubey 3,4
Daubey,Elis. 3
Daube,Willi 3
Dohnany 43,67
Durnowo 43

Falkenhausen, Frh.v. 50,62,65
Bendt 42,53
Friederici 26
Fritsch Fih.v. 17,24
Fromm 44
Fontane 54

Galen Graf v.22
Gehre 66,67
Goebbels 35,41
Gördeler 18,35,39,43,44,61,66
Göring 40,45
Guderian 43,44,62
Glaise-Horstenau 26

Hassell,v. 43 , Heines 21 *Heines*
Heese 18,27,33,34
Hessen,Phil.Prz.v. 66
Hindenburg,v. 20,37,45,57
Himmler 24,40,67
Hitler 16,22,37,40,56,57,58,59
Hossfeld 62
Hütteroth-v-Rabenau 62
Hupenkothen 66,67

Iwand 54
Jaenick 37



Kant 7
 Kapp 50
 Kautz 9
 Kautz, Eva 9 (Fr. v. R.)
 Kern 55
 Kesseling 58, 61
 Kleist, v. 21
 Kluge, v. 35
 Kornatzky, v. 22, 62

Lejeune-Jung 43
 Leyen, v. d. 17
 Lieber 28
 Ludendorff 36

Mahlmann 56
 Manstein, v. 61
 Marx 15
 Moltke, Graf Helmut v. 20, 22, 27
 Moltke, Graf Helmut-James v. 22

Noebel 2, 3, 5

Oster 43, 66, 67

Pohlmann-Waldeck 2
 Pünder 65, 66, 67

v. Rabenau, Carl 3, 52, 66, 67
 v. Rabenau, Eberhard 2
 v. Rabenau, Eva weg. häufiger Vorkommens nicht einzeln
 aufgeführt
 v. Rabenau E. D. 20
 v. Rabenau, Karl 2
 v. Rabenau-Noebel 1, 2, 3, 4, 5
 Rehmer-Prozess 56
 Röhm 21, 22
 Rommel 58
 Rosenberg 31

Sack 67
 Schacht 2
 Scharnhorst, v. 20, 26, 36
 Scherf 33
 Schlabrendorff, v. 44, 66
 Schlegel 50
 Schleppe 27
 Schlieffen, Graf v. 20
 Spranger 36, 42, 44, 48, 53
 Stadtler 59, 60
 Stauffenberg, Graf v. 57
 Stromer v. Auerbach 2
 Stülpnagel, Karl Heinr. v. 57

Seeckt, v. 1, 11, 12, 13, 14, 15,
 17, 20, 26, 27, 28, 29,
 36, 37, 38, 59, 61, 68

Namensregister - 3 -

- Thomas 43
- Thorbeck 67
- Tresckow, Henning v. 57
- Vorberg 4, 35, 41, 52
- Waldeck, Graf v. 2
- Wolf 55
- Wolff 67
- Württemberg, Phil. Hrg. v. 40
- Württemberg, Albr. Hrg. v. 11
- Yorckv. Wartenburg, Graf 54, 61
- Zeller 67

Literatur-Verzeichnis

Angermayer, R. Dr. Gutachten z. Rehmer-Prozess
 Büttner, Mag. Briefliche Mitteilungen
 Buschtöns, Konsistorialrat, Dr. Briefl. Mitt.
 Bethge, Pastor, Niederschrift
 Fendt, Professor Dr. Briefl. Mitt.
 Felltmann-Möller, "Opfergang der General", 2 Aufl. Berlin
 Guderian, Heinz, Generaloberst, 1953
 "Ein Soldatenleben"
 Festschrift zur Erinnerung an die 40 j. Wiederkehr uns.
 Eintritts i. d. Kriegsakademie. Hörs. C.
 Hameln 1951, 29.9.-1.10.51
 Gutachten zum Rehmer-Prozess (Sonderausgabe des Parla-
 ments für den 20.7.1944.
 Hassell, Ulrich v. "Vom Anderen Deutschland"
 Iwand, Prof. Dr. "Ev. Theol. Gutachten z. Rehmer-Prozess"
 Kern, Prof. "Gottesgnadentum u. Widerstandsrecht"
 Kesselring, Albert, GFM "Soldat bis zum letzten Tage"
 Leyen, v. d. Hon. Lt. "Briefliche Mitt."
 Lieber, General "Niederschrift"
 Luther, Martin, D. "Warnung an meine lb. Deutschen"
 1530 über Matth. 19
 Mahlmann, Gen. Lt. "Gutachten z. Rehmer-Prozess"
 Manstein, Erich v. GFM "Verlorene Siege"
 Pünder, Staatssekretär, "Briefl. Mitt."
 Rabenau, Carl, v. "Briefl. Mitt." u. "Niederschrift"
 Rabenau, Eva-Dorothea, v. "Niederschrift"
 Rabenau, Friedrich v. "Seeckt I "Aus meinem Leben" Bln. 1938
 " " "Seeckt, II Aus seinem Leben" " 1940
 " " "Die alte Armee u. d. junge Gene-
 ration" Berlin 1925
 "Operative Entschlüsse gegen einen
 an Zahl überlegenen Gegner"
 5 Vorträge, Berlin 1935
 "Dynamik des Krieges", 1937
 "Grenzwelt" 1937 (verloren)
 "Von Geist u. Seele des Soldaten"
 in: Deutsche Wehrkraft, Münch. 1940
 "Vom Sinn des Soldatentums"
 Sonderdruck d. Köln. Zeitg. 1940

Literaturverzeichnis-Fortsetzung

- Rabenau, Friedrich v. "Seeckt" Gesellschaft der Freunde der Dtsch. Bücherei, Leipzig 42
"Scharnhorst nach 1818 bis Seeckt nach 1918" Landesgeschichtl. Vereinigung f. d. Mark Brandenburg, 1939
"19 Laienpredigten" 1943
"Ernste Laiengedanken" 1943
(330 S. verloren)
"Die Entwicklung der Grundzüge der Militärseelsorge bis zum Jahr 1929 unter bes. Berücksichtigung des 100 000 Mann-Heeres" (1943, Licentiatenschrift)
- Schacht, Hjalmar, "Abrechnung mit Hitler" Hamburg 48
Schlabrendorff, Fabian, v. "Offiziere gegen Hitler" 3. Aufl. Zürich, 1946
- Spranger, Eduard, Prof. Dr. "Briefl. Mitt."
- Städler, Eduard, "Volksrevolutionskriege"
- Stünckel, Superintendent "Rede zum Gedächtnis a. Friedrich v. Rabenau, "18.4.46, Kloster Medingen.
- Vorberg, Wilhelm "Niederschrift"
- Zeller, Eduard "Geist der Freiheit"

Seite 66 folgt hinter "Schimpfen".

Am 3. April, als sich die Amerikaner, hörbar durch ihre Artillerie, dem Thüringer Wald näherten, machte für die Gefangenen nicht, wie sie leise gehofft hatten, die Befreiung, sondern abermaliger Abtransport bei Nacht und Nebel gegen 20 Uhr. Es war das erste Mal, daß sie seit Einlieferung in Buchenwald den feuchtkalten Keller verlassen durften. Die sehr beschwerliche Fahrt dauerte die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag bis gegen Abend, wo sie im Gerichtsgefängnis Regensburg landeten. Die befreundete Gruppe Rabenau, Pünder, Bonhöfer wurde es so einzurichten, daß sie zusammengesetzt wurde. Dazu kamen noch der Generaloberst v. Falkenhausen und Dr. Höppner, der Bruder des hingerichteten Generals. Diese fünf Herren lagen zusammen in einer kleinen Einmann-Zelle mit nur einem Strohsack und keiner Decke. Auf dringendes Bitten bekamen sie nach Eintreffen wenigstens einen Schluck Wasser als einzige Tagesverpflegung. Aber trotzdem fühlten sie sich in ihrer Gemeinschaft ganz wohl. Die Zelle blieb fest verschlossen.

Schon am nächsten Abend ging es weiter, wieder mit Gefängnisauto. Dieses brach bald hinter Regensburg zusammen, sodaß die Gefangenen, von Maschinengewehren bewacht, die ganze regnerische Nacht und den folgenden Vormittag auf der Landstraße herumstehen mußten, selbstredend ohne jede Verpflegung. Mit anderem Auto ging es dann weiter in den Bayerischen Wald, wo sie nachmittags in dem malerischen Dörfchen Schönberg eintrafen. Sie wurden zu 14 Personen, darunter zwei Damen, in einem Schulsaal untergebracht, wo sie sich in der vergrößerten Gesellschaft verhältnismäßig sehr wohl fühlten. Sie konnten wenigstens aus dem Fenster sehen, sie sahen die schönen Bayerischen Berge, das junge Grün der Wiesen, die arbeitenden Bauern, die spielenden Kinder und hörten das Zwitschern der Vögel, und vor allem morgens und abends die hellen Glocken der kleinen Dorfkirche. Welche unerhörten Freuden waren dies für die Ausgestoßenen aus der menschlichen Gesellschaft! Jeder hatte eine richtige, aus Brettern gezimmerte schmale Bettstelle, ein unerhörter Luxus nach den Buchenwälder Kellermonaten. Niemand ahnte, daß sie alle so bald auseinander gerissen werden sollten. Besonders Rabenau und Bonhöfer fühlten sich mit Recht sehr sicher, sie beide hatten kein Verfahren bekommen, bei ihren ersten Vernehmungen war es geblieben und die lagen schon Monate zurück. Bei dem immer größer werdenden Durcheinander war kaum anzunehmen, daß jetzt noch neue Verfahren vor dem Volksgerichtshof in Gang kommen würden. Niemand konnte ahnen, daß die Gestapo auch ohne Verfahren zu Exekutionen schreiten würde.

Bonhöfer war gebeten worden, am Sonntag, den 8. April für die Anwesenden eine kleine Morgenandacht abzuhalten. Er legte das Losungswort der Herrnhuter seiner kurzen Ansprache zu Grunde, las den Bibeltext des Tages und sprach mit den Anwesenden zusammen einige Gebete. Alles mußte ziemlich schnell und leise vor sich gehen, da ein striktes Verbot der Gestapo-Schergen vorlag, von denen stets einer vor der verriegelten Tür patrouillierte. Allen war mit dieser Andacht eine große Freude bereitet worden, aber groß war die Trauer, als Bonhöfer, dieser sonnige Mensch, nachmittags plötzlich abgeholt wurde. Niemand dachte dabei an etwas Schlimmes. So war auch der Abschied von den Zurückbleibenden ohne jede Feierlichkeit. "Das ist das Ende-für mich der Beginn des Lebens" soll er zuletzt gesagt haben.

(folgt: am Freitag . . .)

SD - 106156 - 48

RABOLD, Emil

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED - 106156 - 49

Ernst Carlbergh

Berlin-Charlottenburg 9, den 6. April 1956
Bayernallee 19

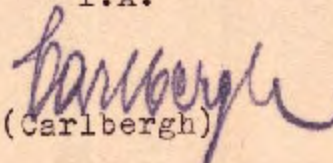
Herrn
Walter H a m m e r

H a m b u r g 39
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer!

Aufgrund Ihrer Oster-Rundfrage 1956 gestatte ich mir, Ihnen
zu Nr. 429 beigefügt eine Mitteilung zu machen.

Mit vorzüglicher Hochachtung!
I.A.


(Carlbergh)

Ernst J. v. L. v. ...
Leiter
des Landes für Gesamtberliner
Freigeistliche Bürgervereine und
Freiwillige

Berlin-Charlottenburg 4, ...
Bayerstr. 12

429
===

Nein!
Falls!
K + H.

Der ehemalige preußische Landtagsabgeordnete Emil Rabold und letzte Chefredakteur der "Welt am Abend" (nicht "Welt am Montag") lebt noch, und zwar in England.

Dort ist er wohl als Gärtner tätig und hat sich anscheinend von aller Politik zurückgezogen.

So berichtete mir jedenfalls sein Bruder, der ebenfalls vollkommen unpolitisch ist und als Inhaber der "Färberei Elli Klose" in Berlin-Charlottenburg, Kastanienallee 24, wohnt.

Beide Brüder sind, wenn ich recht unterrichtet bin, seit 1945 einige Male in Westdeutschland ferienhalber zusammen gewesen.

Falls weiteres Interesse für Emil Rabold besteht, empfehle ich Rückfrage bei seinem Bruder Franz.

6. April 1956

Carlbergh
(Carlbergh)

Institut für Zeitgeschichte Archiv

10. April 1956

Herrn Ernst Carlbergh
Berlin-Charlottenburg
Bayernallee 19

Sehr geehrter Herr Carlbergh !

Verbindlichsten Dank für die wertvollen Aufschlüsse,
die mir Ihr Brief vom 6. April gebracht hat. Soeben
schickte mir Frau Toni Breitscheid aus Kopenhagen die
Adresse von Emil Rabold, so dass ich mich also jetzt
unmittelbar an ihn wenden kann.

Übrigens gehen Sie in Ihrer Erinnerung fehl, dass
Rabold Kommunist war und als solcher Chefredakteur der
"Welt am Abend" gewesen ist. Tatsächlich hat er Helmut
von Gerlach in der Leitung der "Welt am Montag" noch in
letzter Stunde abgelöst.

Mit hochachtungsvollem Gruss verbleibe ich Ihr

ED-106156-52

Ernst C a r l b e r g h
Leiter
des Büros für Gesamtberliner
Fragen beim Bürgermeister von
Berlin

Berlin-Charlottenburg 9, den 13.4.
Bayernallee 19

DUNK-VERLAG GMBH BUCHHANDLUNG

Herrn
Walter H a m m e r
Schriftsteller

H a m b u r g 39
Veerstücken 9

12. April 1956

Sehr geehrter Herr Hammer!

Haben Sie besten Dank für Ihre Zeilen vom 10. d.M. mit der Rich-
tigstellung, daß Emil R a b o l d tatsächlich Chefredakteur der
"Welt am Montag", nach dem Weggang von Helmut von Gerlach, war.

Die andere Information hatte ich seinerzeit von seinem Bruder
Franz erhalten, der, wie ich Ihnen bereits schrieb, vollkommen
unpolitisch ist.

Es freut mich, daß Sie die gewünschte Adresse bereits über Frau
Toni Breitscheid erhielten und somit direkte Verbindung mit
Herrn Emil R. aufnehmen konnten.

Mit bestem Gruß

Ernst Carl Berg

Ihr
Unmittelbar vor Absendung dieses Briefes sind nun auch keine
Erläuterungen von 10. d.M. eingetroffen, deren Umfang ich hiermit nicht
bestimmen kann. Warum die Frankfurter Zeitungen keine Besprechungen
über die parlamentarische Arbeit brachten, ist mir auch unerklärlich.
Bei der politischen Haltung der Frankfurter Rundschau und auch
des Frankfurter Neuen Presse sollte man eigentlich annehmen, daß
sie sich für das Buch einsetzen. Vielleicht schreibt Sie noch
mal einen persönlichen Brief an Dr. Hans Heinrich von der Frank-
furter Rundschau und an die Herren Kirn oder Lisauer von der
Frankfurter Neuen Presse. Bei den Genannten kannst Du bestimmt
mit Sympathie rechnen.

Herzliche Grüße

Ernst Carl Berg

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

E0 - 106156 - 55

Joseph Lang i. Fa.
BUND-VERLAG GMBH BUCHHANDLUNG

Herrn
 Walter H a m m e r
 H a m b u r g 39
 Veerstücken 9

Ihr Zeichen

Ihr Schreiben

Unser Zeichen/Tag

12. April 1956

Lieber Walter Hammer,

Dank für Dein letztes Rundschreiben. Nach durchsicht Deiner Suchliste kann ich Dir einige Hinweise geben.

Nr.426 Über Andreas Portune kann Dir zweifellos unser Freund Georg Stierle, MdB, Frankfurt/Main, Spenerstr. 18, Näheres mitteilen.

Nr.429 Soweit ich informiert bin, lebt Emil Rabold noch, und zwar in England, wohin er nach der Krise in der Tschechoslowakei emigrierte. Es gibt in London noch eine sozialdemokratische Emigrantengruppe, die Du durch denderzeitigen Sekretär bei der SPD Bundestagsfraktion in Bonn, Wilhelm Sander, erreichen kannst. Sander selbst ist auch vor einigen Jahren aus England zurückgekommen.

Nr.430 Willi Münzenberg wurde 1940 nach seiner Flucht aus einem französischen Lager in Südfrankreich erhängt aufgefunden. Ob Selbstmord oder Raubmord wurde in dem damaligen Chaos nicht geklärt. Soviel ich weiss, hat sich bis zuletzt Hans Schulz in seiner Umgebung aufgehalten. Wende Dich vielleicht direkt einmal an ihn. Seine Adresse: Neustadt/Weinstrasse, Richard Wagnerstr.4

Nr.454 Frau Irmgard Litten ist nach England emigriert. Näheres über sie auch durch Sander, der Dir wahrscheinlich auch etwas über Nr. 428, Kurt Weckel, sagen kann.

Unmittelbar vor Absendung dieses Briefes sind nun auch Deine Zeilen vom 10.d.M. eingetroffen, deren Empfang ich hiermit gleich bestätigen kann. Warum die Frankfurter Zeitungen keine Besprechung Deines Parlamentarierbuches brachten, ist mir auch unerklärlich. Bei der politischen Haltung der Frankfurter Rundschau und auch der Frankfurter Neuen Presse sollte man eigentlich annehmen, dass sie sich für das Buch einsetzen. Vielleicht schreibst Du noch einmal einen persönlichen Brief an Dr.Hans Henrich von der Frankfurter Rundschau und an die Herren Kirn oder Lissauer von der Frankfurter Neuen Presse. Bei den Genannten kannst Du bestimmt mit Sympathie rechnen.

Herzliche Grüsse



W. Sternfeld
2, Blenheim Road
London N.W.8.

Eing.	19. JUNI 1956
Erledigt:	

16. Juni 1956.

Hammer

Sehr geehrte Frau Bertholet,

Ich danke Ihnen fuer Ihre Zeilen vom 7. d.M., die ich indes erst gestern Abend erhielt. Es ist, wie Sie verstehen werden, fuer einen Dritten stets eine heikle Sache, fuer ein als bleibendes Nachschlagewerk gedachtes Buch ueber Menschen Angaben machen zu sollen, die man selbst nur vom Hoerensagen kennt. Ich wuerde weit mehr empfehlen, dass Sie oder Herr Hammer selber sich an die betreffenden Personen oder in Einzelfaellen auch an die zustaendigen Parteivarstaende wenden. Ich bin gewiss, dass Curt Geyer, Geheimrat Demuth, Dr. Leon Zeitlin sofort antworten werden, desgleichen auch die Witwe von Karl Olbrisch. Die Adressen dieser vier finden Sie unten stehend. Ob Bielick noch in London lebt, werde ich herauszufinden trachten. Nach Babolds Adresse gebe ich Ihnen anbei; sicher wird Ihnen seine Frau antworten. Wegen des verstorbenen Saechsischen Landtagspraesidenten, wenden Sie sich wohl am besten an Fritz Heine oder an Willy Sander. Noetigenfalls wird dieser letztgenannte Ihnen auch ueber Bielick berichten koennen, obgleich sein Urteil nicht ganz unparteilich ausfallen duerfte, da Bielick ja zu Anfang der ~~dreissiger~~ vierziger Jahre zu den Rebellen der Gruppe "Fight for Freedom" gehoert hat. (Gerade hoere ich, dass seine Adresse lautet: F. Bielick, Northwoodhall, 4th floor, 4th flat, London N.6.)

Bleiben somit die von mir genannten Kommunisten Wilhelm Koenen, Max Seidewitz und der Reichstagsabgeordnete Graef. Wilhelm Koenen sitzt irgendwo in Sachsen-Thueringen und ist Mitglied der Volkskammer, Max Seidewitz war Ministerpraesident von Sachsen und duerfte wohl ebenfalls Abgeordneter in der Zone sein. Graef war zu Ende des Krieges Emigrant in Schottland; ueber ihn koennte wohl ein ehemaliges Reichstags-Handbuch und Wolf Thoel, Hamburg, Redakteur der "Welt am Sonntag", Kaiser Wilhelmstr. 16, Hamburg 36, Auskunft geben koennen.

Nachstehend die Adressen der Zuerst-Genannten:

- Dr. Curt Geyer, 20 Sussex Square, London W.2.
- Geheimrat Dr. Fritz Demuth, 34 Howitt Close, London N.W.3
- Dr. Leon Zeitlin, 69 Greencroft Gds., London N.W.6.
- Emil Babold, 21 Fawley Road, London N.W.6.
- Frau Charlotte Olbrisch, 2 Lyall Str. Flat 9, London S.W.1.

Ich hoffe, Ihnen damit besser als mit vielleicht nicht ganz zuverlaessigen Angaben gedient zu haben und graesse Sie bestens.
Ihr

ED - 106/56 - 55
21, Fawley Road,
London, N.W.1
13.12.1956

Herrn Walter Hammer,
Hamburg 39,
Veerstuecken 9.

Sehr geehrter Herr Hammer,

unter dem an meinen Mann adressierten Schriftenmaterial befindet sich eine Kopie der Rundfrage; Nr. 429 nimmt auf ihn Bezug. Ich moechte Ihnen nun heute mitteilen, dass mein Mann am 5. November dieses Jahres verschieden ist.

Mit vorzueglicher Hochachtung

E. Eabold

(Mrs.) E. Eabold

Aufbau, H. J.
o. D.

EMIL RABOLD

Wie wir erfahren, ist in England Emil Rabold, 68 Jahre alt, gestorben. Wahrscheinlich haben viele, denen der Name des sozialdemokratischen Politikers und Journalisten einst vertraut war, ihn vergessen. Einsam, krank und verbittert, hat er schon seit Jahren ganz zurückgezogen gelebt.

Rabold, der aus einem Dorfe bei Erfurt stammte, kam jung zur Sozialdemokratie, hatte das Schlosserhandwerk erlernt, sich als Wanderbursche auf den Landstrassen herumgetrieben und landete endlich in Breslau, wo er unter Paul Löbes Leitung das Zeitungsmachen erlernte. Er hat in kaiserlichen Zeiten die damals üblichen Freiheitsstrafen auf sich genommen und kam nach dem Ende des ersten Weltkrieges als politischer Redakteur nach Berlin in die von Rudolf Hilferding geleitete "Freiheit". Er bewies ein ganz ungewöhnliches Talent als Führer politischer Kampagnen; die Enthüllung des Mordes an den 31 Matrosen in der Französischen Strasse ist sein Verdienst gewesen.

Er war auch Mitglied des Preussischen Landtags und gehörte zuerst der U.S.P., später der S.P.D. an. Dann leitete er die Propaganda im Volksentscheid für die Fürsteneignung und hat zuletzt nach Gerlachs Ausscheiden die "Welt am Montag" in Berlin redigiert. Die Emigration verbrachte er in Prag und England.

Rabold ist vielleicht einer der besten Journalisten der Nachkriegszeit in der Arbeiterpresse Deutschlands gewesen. Der kleine Mann mit den harten, scharfgeschnittenen Zügen war ein unerbittlicher Wahrheitssager und Kämpfer, ein guter Hassler, aber auch ein Gerechtigkeitsfanatiker und ein Mensch von grösster Aufrichtigkeit, der für keine Kompromisse zu haben war. Der alte Georg Ledebour war sein Vorbild, und er ist diesem unverbrüchlich treu geblieben, wie er auch immer ein unerbittlicher und strenger Demokrat geblieben ist, der sich keine Konzessionen abnötigen liess, selbst wenn er darben musste. Dafür sicht die Welt keine Kränze, und nulla crux, nulla corona steht auch über diesem Leben.

Kurt Kersten.

ED-106156-57

RAHTGENS, Karl Ernst

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

**ARCHIV
WALTER
HAMMER**

Betr. Oberstleutnant Karl Ernst Rahtgens

Am 29.8.44 schickte Pg. Dr. Friedrich aus der Parteikanzlei in Berlin ein Fernschreiben an Reichsleiter Bormann im sog. Führerhauptquartier. Auszüge brachte Dr. Wilhelm v. Schramm in seinem Paris-Buch, doch fehlte die Charakteristik von Rahtgens, die nun dem Manuskript jenes Buches (S.288) entnommen wird:

4. Rahtgens.

1908 geboren, Oberstleutnant, längere Zeit beim Generalstab, abwechselnd mit Zwischenkommandos, Neffe des Generalfeldmarschalls v. Kluge. Unklar, verworren, sicher auch verführt, aber doch innerlich faul. Kein echter Frontoffizier. Schob zu eigener Entlastung viel auf seinen Onkel. Will mit diesem im Juli 1943, als Kluge noch Oberbefehlshaber Mitte war, über die Lage gesprochen haben, wobei Kluge sich über den Kriegsausgang sehr defaitistisch ausdrückte. Kluge soll damals den Gedanken erwogen haben, man müsse den Führer festsetzen und einen Generalissimus für die gesamte Staatsführung bestimmen. Bei seiner Rückkehr ins Hauptquartier will Rahtgens daraufhin vorgeschlagen haben, den Führer die Front besuchen zu lassen. Dabei hatte er den Hintergedanken, daß der Führer bei der Truppe festgehalten werden könnte. Am Ende machte Rahtgens einen sehr jämmerlichen Eindruck, namentlich beim letzten Wort.

ED-106156-53

RATZ, Karl

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED - 1021 582 60
SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE
VOLKS-ZEITUNG

30. April 1956

Herrn
Erwin R a t z
K i e l
Bergstrasse 9/13
Schleswig-Holsteinische Volkszeitung

Werter Genosse Ratz !

Vielleicht wissen Sie von unserem gemeinsamen
Freunde Franz Osterroth schon, dass ich in der schon
nicht bevorstehenden zweiten Auflage meines Parlamen-
tarierbuches auch gerne noch das mir bereits vorliegende
Bild Ihres Vaters mit eingliedern möchte. Zu meinem
Bedauern musste ich hören, dass Ihr Vater krank ist -
herzliche Wünsche für baldige und vollständige Wieder-
genesung. Wir dürfen wohl voraussetzen, dass es ihm
Freude bereiten würde, wenn er mit in mein Parlamen-
tarierbuch hinein-käme.

Um Ihrem Vater aber vollauf gerecht zu werden
und weil ich mich nicht auf vage Angaben beschränken
darf, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir noch einige
wichtige Daten anvertrauen wollten:

Ich hoffe, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben und
verbleibe
Vor 1933 ist Ihr Vater wohl noch nicht Abgeord-
neter gewesen ? Aber in diesem Falle liesse sich darüber
wohl hinwegsehen. mit sozialistischem Gruss

Was ist ihm Übles in der Hitlerzeit zugestossen ?
Er ist mehrfach verhaftet worden ? Wie lange und in
welchen KZs ist er gewesen ? Ein Prozess ist ihm wohl
nicht gemacht worden ? Aber Sie wissen ja, worauf es
für mich ankommen muss.

Da Hamburg es brandeilig hat, wäre ich Ihnen
für recht baldige Antwort doppelt dankbar.

Mit gesinnungsfreundlichen Grüßen verbleibe ich
Ihr Kampf- und Parteigenosse

ED - 106156 - 61
SCHLESWIG - HOLSTEINISCHE
VOLKS-ZEITUNG
NEUESTE NACHRICHTEN  FÜR STADT UND LAND

HAASE DRUCK GMBH
Verlagsleitung

Herrn
Walter H a m m e r

H a m b u r g 39
Veerstücken 9

KIEL, BERGSTRASSE 9-13
Fernruf 45181 bis 45185

4. Mai 1956
r/s

Werter Genosse Hammer !

In Beantwortung Ihres Schreibens vom 30. April 1956 möchte ich
noch folgende Angaben über meinen Vater machen:

- 1928 - 1933 Stadtverordneter
- 1933 fristlose Entlassung, Verlust der städt. Ehrenämter
mehrfache Schutzhaft
- 29.8.1933 Schöffengericht Kiel: 3 Monate Gefängnis wegen
Vergehens gegen das Waffengesetz der Nazis
- Juni 1934 Kammergericht Berlin: 1 Jahr Gefängnis wegen
Vorbereitung zum Hochverrat
- 7.9.1939 - 30.1.1941 Konzentrationslager Sachsenhausen
und Neuengamme.

Ich hoffe, Ihnen mit diesen Angaben gedient zu haben und
verbleibe

mit sozialistischem Gruss
Ihr


(Erwin Ratz)

ED-106156-62

REICHWEIN, Adolf

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

17/10 50

EO-106156-65

Blu. Wauwau
Bahnhofstr. 10a

Sehr geehrter Herr Hammer

Es freute mich mit Ihnen wieder in Verbindung zu kommen, als ich Ihren Brief - diesmal aber aus dem Westen! - bekam. Dort scheinen Sie eben doch eher hinzugehören. Ich schrieb Ihnen ja einmal meine Bedenken, als Sie noch in Brandenburg waren.

Dass Sie drüber "mit der Arbeit der Totenrechnung fortfahren wollen" freut sicher jeden der Angehörigen. Ich möchte Ihnen gern meine Zustimmung i. Bez. auf meinen Mann geben. Er wird zwar auch noch in Ostern als "Vorhangeschild" benutzt in Jena aber auch schon in Bez. auf sein Buch: "Opferendes Idolen-volk" angegriffen. Ich bin der Meinung

Mitbeweisener.

man kann die Toten ehren aber
nicht wieder in die Zeit nach ihrem
Tod je nach Bedürfnis wieder in
das Zeitgeschehen einspannen.

Es wäre wohl manches anders
wenn sie z. B. noch da wären.

Gerade in diesen Tagen fährt
sich der Todestag meines Mannes
zum 6. Mal. Die Zeit aber der
öffentlichen Verehrung dieser Toten
scheint mir immer noch nicht
reif genug zu sein. Das schrieb mir
auch einmal Carl Zuckmayer,
der ja von Ricarda Huch die Verar-
beitung der Widerstandskämpfer
zu einem Buch über sie (eventuell
auch Film) übergeben bekommen
hatte.

Mit dankbarem Gruß für Ihr
treues Gedenken
Rm. Reichert

Das Buch von Pöckhan wird auch hier
gerade von Einzelen nicht bes. geschätzt
D. Bericht über v. Mächsi, der der Geschiedene

50-106150-64

H/F. 20.10.50

Frau Romal Reichwein,
Berlin-Wannsee,
Bahnhofstrasse 10a.

Liebe verehrte Frau Reichwein! Haben Sie herzlichen
Dank für Ihren Brief. Gerne schicke ich Ihnen hier den Arti-
kel, auf den ich sauer reagiert habe, doch muss ich ihn ge-
legentlich zurück haben, bitte! Gerade gestern konnte ich
mir hier das in Münchener Jugendverlag Seeben erschienene
Buch von Adolfo Reichwein kaufen, was mich sehr beglückt hat.
Inzwischen ist nun auch mein Protest erschienen, doch ist
dabei mit das wichtigste Wort weggeblieben. Mir war daran
gelegentlich auf die Gefahr hinzuweisen, die man immer wieder
läuft, wenn man den Stalinisten auch nur einen kleinen Fin-
ger reicht. Mir war der Umstand besonders bemerkenswert, daß
Ihr Gatte scheitern musste, als er mit der kommunistischen
Seefkow-Gruppe in Verbindung kommen wollte. Auch in meinem
Brandenburgbuch möchte ich darauf besonders zu sprechen kom-
men, weshalb ich Ihnen auch dankbar wäre, wenn Sie mir Ihr
Wissen von diesem Zusammentreffen anvertrauen wollten. Wir
erscheinen erfreulich übereinstimmen in der Ablehnung des
Mißbrauchs den die Stalinisten mit dem besten Namen unserer
Märtyrer fortgesetzt treiben, Dieser Schamlosigkeit kann
nicht scharf genug widersprochen werden. Verlassen Sie sich
bitte darauf, daß ich mein Bestes tun werde, namentlich dem

mit Interesse.

man kann die Taten ehren aber
nicht wieder in die Zeit nach ihrem
Tod je nach Bedürfnis wieder in
das Zeitgeschehen einspannen.

Es wäre wohl manches anders
wenn sie z. B. noch da wären.

Gerade in diesen Tagen fährt
sich der Todestag meines Mannes
zum 6. Mal. Die Zeit aber der
öffentlichen Verehrung dieser Taten
scheint mir immer noch nicht
reif genug zu sein. Das schrieb mir
auch einmal Carl Zuckmayer,
der ja von Ricarda Huch die Verar-
beitung der Widerstandskämpfer
zu einem Buch über sie (eventuell
auch Film) übergeben bekommen
hatte.

Mit dankbarem Gruß für Ihr
treues Gedenken Ihre Ren. Reichert

Das Buch von Pöckhan wird auch hier
gerade von eingeweihten nicht bes. geschätzt
D. Bericht über M. Bachmann, der der Geschichte

frühdieckten, sozialistischen Jm.

von meinem Mann wissen, zu einer gegen-
propaganda gegen den Kommunismus, Bolsche-
wismus, Stalinismus, Ostzone, SED oder
DDR beitragen. Ich möchte ihn nicht in
diese Spaltung heute hineinziehen sehen.

Es spricht sie freundschaftlichst Roman Reichwein

Er hatte wohl in der Widerstandsarbeit
eine ungeheuer wichtige Funktion übernom-
men, aber er ist nicht darum gescheitert
weil er mit der kommunistischen Sackow-
Gruppe in Verbindung kommen wollte,
sondern er ist mit diesen Kommunisten
gescheitert. Das war ja der böse Trick
der SS, eine illegale KPD aus ihren Reihen
zu Spitzelzwecken aufzuwiehen. Das ist abso-
lut keine Schuld der Kommunisten, mit denen
es mein Mann zu tun haben wollte.

Ich denke, dass die Zeit, die über diese Gescheh-
nisse wächst, noch am besten alles klären
u. das herauskristalisieren wird, was blei-
bende Werte hat - das entscheiden nicht
die täglichen leidenschaftlichen Streitfragen
wobei dann zu leicht der eine Gegner
nur zum Spiegelbild des anderen wird.

Die Art wie es die nächsten Freunde meines
Mannes (siehe Celle-Hochschule) tun: ihn als einen
Pädagogen im besten Sinne hinzustellen u. zu
ehren, halte ich heute für die beste in diesem
gespaltenen Deutschland unter dem er wohl eben-
so litt wie wir alle, die ernsthaft Deutschland u.

Mit welchem...
Birkentz...
Mittels...
dieser...
oder...
Mittels...
dieser...
oder...

30. 1. 51

1.5.53

Frau

Remai Reichwein

Berlin = Wannsee,

Bergstückerstr. 8

Sehr geehrter Herr Hamster
 Ich habe sowohl nicht persönlich kennengelernt, der "Friedenszeitung" für das Buch "Der lautlose Aufstand" aber Ihre Adresse fragte und Sie für die Textarbeit sehr freundlich schreiben, möchte ich Ihnen antworten. Nachdem ich nun das Buch in der Hand gehabt habe, das ich leider schon lange in der Hand gehabt habe, eine Ankündigung von einem solchen Buch erwartet, nicht antwortend auf den Einzelheiten, es mir gesundheitlich sehr schlecht, doch wird mir von allen Seiten so ermutigend zugeredet, daß ich nichts unversucht lassen das grosse Brandenburgbuch doch noch zu vollenden. In Celle hält man sich leider in Schweigen. Das befremdete auch erstaunlichen. Einfühlungsvermögen, bei dem ich kürzlich gesamt Widerstandsbewegung, wie mich um den 20. Juli herum zu Gast war. Er sei doch selber in Celle gewesen

Wann nun diese Linie ein "politisch und habe die Pädagogische Akademie auf den Namen Adelf Reichweins getauft. Bekommen auch Sie leider nicht die diese Kritik an diesen Kurze, wirkt auf mich wie ein mit gelegentlichen nicht ganz exakt eine ernsthafte jeder einzelnen so wie sie wohl auch Künstler, der es geschaffen hat? Haben Sie wohl auch seine Adresse?

In alter gesinnungsfreundlicher Verbundenheit
 Es beehrt mich Ihnen verbleibe ich mit herzlichen Grüßen
 Vielleicht können Sie offensichtliche Fehler bei einer Neuauflage berichtigen.
 Ihr
 Mit freundlichem Gruss

Remai Reichwein

Ich glaube, dass der Verlag sich auch für nicht funktionierende Urteile interessiert, habe ich einen Durchschlag an den Verantwortlichen in Hamburg geschickt.

Romai Reichwein

ED-106156-67

Berlin-Wannsee
Bahnhofstr. 10a
1.5.53

Sehr geehrter Herr Hammer

da ich Herrn Rowohlt nicht persönlich kenne, der "Propagandabrief" für das Buch "Der lautlose Aufstand" aber Ihre Adresse trug und Sie für die Textredaktion verantwortlich zeichnen, möchte ich Ihnen antworten. Nachdem ich nun das Buch in der Hand gehabt habe, muss ich leider sagen, dass es den Erwartungen, die man nach dieser Ankündigung von einem solchen Buch erwartet, nicht entspricht. Aus den Einzelheiten, die ich nur kenne, ist schon zu ersehen, wie ungenau es zusammengestellt worden ist. Das ist mir besonders deshalb aufgefallen, weil ich kurz vorher das Buch aus dem Rinn-Verlag - München von Br. Zeller "Geist der Freiheit" gesehen hatte und mich hier über die gediegene, solide Arbeit freute, geschrieben auf Grund eines ausgiebigen, guten Quellenmaterials und mit einer erstaunlichen Einfühlungsgabe in die verschiedenen Charaktere der gesamten Widerstandsbewegung, die sich um den 20. Juli herumgruppierte.

Wenn nun dieses Buch aus dem Rowohltverlag auch in erster Linie ein "politisches Buch" sein soll, so ist es umso wichtiger, dass es bis in alle Einzelheiten wahrheitsgetreu ist. Und ich bin leider nicht die Einzige in dem Freundeskreis meines Mannes, die diese Kritik an diesem Buch hat. Es wirkt auf mich wie ein mit gelegentlichen Gefühlsäusserungen untermischtes und leider doch nicht ganz exakt vorgearbeitetes Nachschlagebuch aber nicht wie eine ernsthafte Würdigung der persönlichen Einsatzbereitschaft jedes einzelnen Widerstandskämpfers für ein anderes Deutschland, so wie sie wohl ursprünglich gerade von Ricardo Huch geplant war.

Das Positive an dem Buch ist, dass es mehr als anderen Veröffentlichungen über die Widerstandsarbeit der Linken berichtet. Mich persönlich interessierte auch die Aufteilung der Kapitel. Es betrübt mich Ihnen nichts Anerkennenderes schreiben zu können. Vielleicht können Sie offensichtliche Fehler bei einer Neuaufgabe berichtigen.

Mit freundlichem Gruss

Romai Reichwein

Da ich glaube, dass der Verlag sich auch für nicht zustimmende Urteile interessiert, habe ich einen Durchschlag an den Rowohltverlag Hamburg geschickt.

B: Verzickt!
Konzentration auf T.H.

8. September 1954

Frau Romal Reichwein

Berlin - Wannsee

Bahnhofstraße 10a

Liebe verehrte Frau Reichwein!

Es war mir leider nicht vergönnt, der Einladung des Senats zu folgen. Wichtige Begegnungen blieben mir derart versagt. Aber es geht mir gesundheitlich dermaßen schlecht, daß der Tag schon gegen sieben Uhr für mich zuende geht und ich seit anderthalb Jahren keinerlei Abendveranstaltungen habe wahrnehmen können. So muß ich mich also auf den brieflichen Weg beschränken.

Gewiß gäbe es mancherlei zu beklagen. Daß es für mich sehr schmerzlich war, meinen an sich so guten Plan durchkreuzt zu sehen, gerade als ich nach jahrelangen Quellenstudien an die Gestaltung des Stoffes herangehen wollte, werden Sie mir gewiß nachfühlen können. Vielleicht teilen Sie sogar das Entsetzen aller Eingeweihten über die Künste des Fotografen, der an sich gute Bilder nach dem Geschmack des Kurfürstendamms zurechtgeschminkt hat. Doch das ist nun passiert.

Gestern sind wir uns hier schlüssig geworden, dass nun wenigstens Theo Faubach ein Denkmal aus Wort und Bild gesetzt werden muß, ist er doch der einzige Hamburger gewesen, der im Zusammenhang mit dem 20. Juli in Plötzensee sein Leben lassen mußte. Es trifft sich gut, daß ich in meiner jahrelangen Arbeit auch über ihn wertvolles Material

Institut für...

ARCHIV

Archiv

B. Kersch
Hauptstadt auf T.H.

8. September 1954

zusammengetragen hatte. Es fehlt uns nicht an Mitarbeitern und Bildern für dieses Buch. Es soll in einem Vierteljahr schon fertig vorliegen.

In Anbetracht dessen wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir recht bald Ihre Zustimmung geben wollten, zu unserer Absicht, auch ein Bild Ihres Gatten in diesem Buch mitzuveröffentlichen. Sie können sich darauf verlassen, daß keine Taktlosigkeiten unterlaufen werden. Erlauben Sie mir bitte, daß ich zu diesem Zwecke das schöne Bild benutze, welches Sie mir gütigst zur Verfügung gestellt hatten. Von anderen Freunden Theo Haubachs möchten wir noch weiter im Bild vertreten sehen: Carlo Mierendorff, Ludwig Schwamb und den Grafen Moltke.

Mit verehrungsvollem Gruß verbleibe ich

Ihr

Das hat nun passiert.
weiter sind wir uns hier schuldig geworden, dass
nun wenigstens Theo Haubach ein Denkmal aus Wort und Bild
gesetzt werden muß, hat er doch der einzige Hamburger ge-
wesen, der im Zusammenhang mit dem 20. Juli in Flensburg
sein Leben lassen mußte. Es trifft sich gut, daß ich in
meiner jahrelangen Arbeit auch über ihn wertvolles Material

13. Februar 1955

würdigen Denkmal setzen. Wahrscheinlich werden wir in
 dieser Meinung übereinstimmen.
 Wenn Sie vielleicht selber Anstalten machen
 wollen, ein Gedenkbuch herauszugeben, stehe ich Ihnen
 mit meinem Archiv gerne zur Verfügung. Sie wissen ja,
 wie ich mich nach dem Krieg mit dem Reichsarchiv
 bemüht habe, was ich durch die Besetzung
 Hindenburgs als Leiter des Reichsarchivs
 als Leiter des Reichsarchivs
 sehr geehrte Frau Reichwein
 Buch-Haubach
 hier mit feinstem
 Totenehrung ge-
 die Stimmen, die
 jedoch nicht
 einbezogen
 zu beklagen,
 des Kreisauer Kreises
 Moltke,
 wenn
 und Graf
 wende
 Frau Reichwein.
 literarischer

Ehrgeiz mich zu diesem Vorhaben angereizt hat; mit meinen
 67 Jahren weiß ich nicht davon. Wer diese
 Aufgabe löst, das ist nicht so wichtig. Hauptsache:
 dass es geschieht und dass der Autor fähig und
 berufen ist.

Ich arbeite nun schon seit zehn Jahren daran,
 solide Grundlagen zu schaffen. Auch ich war natürlich
 entsetzt über das Buch von Frau Leber, worin man auch
 die Toten des Kreisauer Kreises im Zustande ihrer tiefsten
 Demütigung abgebildet fand, in einem Buch voll schreiender
 Kontraste, worin eine Ordensschwester wie ein Filmstar
 herausgemalt worden ist und tief religiöse Generale wie
 Bühnenschwerenöter aussehen. Aber dieser fatale Missgriff
 ist nun einmal geschehen, muss aber ausgeglichen werden
 dadurch, dass wir ^{finden} der Nachwelt in Wort und Bild ein

Institut für
 deutsche
 Geschichte
 Berlin

15. Februar 1955

würdiges Denkmal setzen. Wahrscheinlich werden wir in dieser Meinung übereinstimmen.

Wenn Sie vielleicht selber Anstalten machen wollen, ein Gedenkbuch herauszugeben, stehe ich Ihnen mit meinem Archiv gerne zur Verfügung. Sie wissen ja, wie mühsam und ernsthaft ich mich durch all die zehn Jahre bemüht habe, wirklich solide Grundlagen zu schaffen. Einzige Voraussetzung für meine Mitwirkung ist allerdings, dass alle Zerrbilder ferngehalten werden, die Wesensrichtigkeit nicht durch Retusche verfälscht

und unverwundbar sind. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir gewisse Teile Ihres Archivs zur Verfügung stellen könnten. Ich bin über die Güte Ihres Gedenkbuchs sehr erfreut, aber ich würde mich freuen, wenn Sie mir auch die Urteile der Historiker über die Ereignisse der Zeit vor meiner Flucht in Brandenburg zu hören bekommen könnten. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir auch die Urteile der Historiker über die Ereignisse der Zeit vor meiner Flucht in Brandenburg zu hören bekommen könnten. Ich würde mich freuen, wenn Sie mir auch die Urteile der Historiker über die Ereignisse der Zeit vor meiner Flucht in Brandenburg zu hören bekommen könnten.

Ich arbeite nun schon seit zehn Jahren daran, solide Grundlagen zu schaffen. Auch ich war natürlich entsetzt über das Buch von Frau Leber, worin man auch die Taten des Kaiserlichen Kreises im Zusammenhang ihrer Demütigung abgebildet fand, in einem Buch voll schreiender Kontraste, worin eine Ordensschwester wie ein Filmstar herausgemalt worden ist und tief religiöse Generale wie Bahnschwelmer zu sehen. Aber dieser falsche Missgriff ist nun einmal geschehen, muss aber ausgeglichen werden dadurch, dass wir der Schwelmer in Wort und Bild ein

12. August 1951

Herrn
 Rolf Gardiner
 Springhaed
Fontmell Magna
 Shaftesbury
 Dorset /England

Lieber Rolf Gardiner!

Ob Sie sich meiner noch erinnern können? Sie haben sogar an meinen Zeitschriften "Junge Menschen" und "Fackelreiter" mitgearbeitet, allerdings ist das nun schon gut ein Vierteljahrhundert her. Auch später habe ich noch öfters von Ihnen gelesen. Selber ist es mir schlimm ergangen. Durch alle Hitlerhöllen habe ich hindurchgemusst. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen gerne noch einiges mehr darüber mitteilen.

Vor einigen Tagen sass ich in Düsseldorf mit unserem Freunde Dr. Hans Ebeling zusammen, der mir auch Ihre Adresse anvertraut hat. Von ihm erfuhr ich auch, dass Sie in Ihrer Zeitschrift "Wessex" etwas über unsern Freund Adolf Reichwein veröffentlicht haben. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir das betreffende Heft verehren wollten. Ich befasse mich nämlich vorzugsweise mit der Totenehrung, mit der Erhung jener Freiheitshelden, die dem Hitlerwahnsinn widerstrebt haben und als Märtyrer gestorben sind. Reichwein sass etliche Zeit bei uns im Zuchthaus Brandenburg, nachdem man ihn in der Berliner Prins-Albrecht-Strasse furchtbar zugerichtet hatte. Ich will Ihnen gerne darüber einmal berichten.

Zu Ihrer Orientierung falte ich Ihnen heute eine kurze Rundfunkrede bei, die ich kürzlich hier gehalten habe und worin ich ebenfalls spezielle auf Brandenburg zu sprechen gekommen bin.

In alter gesinnungsfreudlicher Verbundenheit verbleibe ich mit herzlichen Grüßen

Ihr

SD-106156-71

SPRINGHEAD
FONTMELL MAGNA SHAFTESBURY
DORSET

Telephone
Telegrams

Fontmell Magna 206

Station: Semley for
Shaftesbury

15 August 1957.

Lieber Walter Hammer,

Das Heft in dem Adolf Reichweins Andenken
recht wurde ist leider vergriffen. Die Hauptwerke dieses Kapitels
aber sind erschienen in der 'Neuen Schau' (Oberweiler Verlag) — Januar 1949.

Dass Sie unter dem Hitlerreich viel gelitten haben
ist eine böse Nachricht; aber dass Sie trotzdem durchgemacht haben ist tiefer
Beweis der Gnade. Ich wünsche Ihnen von Herzen gutes und tröstendes

Im
Rolf Gardiner

er, um den Feind zu weissen, wies er zu sein, eine Herausforderung
Stelle am Haag, Münster für Volkswunde in Berlin und
fürs hat er nun in seine Gefangenschaft zu dem, Kaiserin
Paris, der Grafen Galmat von Metter, mit dem ich bald
eine ungefähre Besprechung warband. Eben vor dem 2. Juli,
in den ersten Freitag (5. u. 6.) 1844, mit einem 5. Her-
beiteren von der Kaiserin, was verfasst (ein Brief
sollte sich in ihrer Paris eingeleitet). Vorher in der
Allerhöchsten, Kaiserin nicht ohne blühende Missverständnisse. Am 20. 30.
Kolligationshof - Besprechung, und 2. Oktober später der
Hörsaal. - Die seiner literarischen Tätigkeit, noch zu, was ich
jahrrelange Mitarbeit an, der "Monatsschrift" (er gab die
Partien für die von der Kaiserin erwidern wollte)
und die Kaiserin, Maxime verweist und, die Kaiserin der
Jahre. Ein größeres, druckfertiges Werk, welches der Kaiserin
Cuisse mich verfeinern. Man sollte sich bei der Kaiserin, und
H. Kaiserin, die jetzt in Berlin W. veranlassen.
Es gibt von ihm eine Anzahl gute große Aufsätze
man. Ich lege Ihnen ein kleines Heftchen, das
mir befreundet besprochen, bei (Lafayette's
Landesfürst mit seinem Heerführer).

und die Kaiserin
Ich sollte, Ihnen in ganzem mit
dieser Mitteilungen gedient zu sein.
Ihre ergebene D. Kaiserin.

Institut für

6. April 1952

Nachdem ich nicht bei meiner Pflicht aus Brandenburg
absolut alles imstande lassen musste, ist es mir mittler-
weile schon mit einiger Mühe gelungen, mancherlei wert-
vollen Briefe zusammenzutragen. Auch manche Briefe mit
Mitgliedern des Kreisverbandes standen mir gesinnungs-
gemäß zur Verfügung. Ich habe mich bemüht, diesen
Personenkreis vor allem gerecht zu werden. Dies auch in
Heben Sie herzlichen Dank für Ihren Brief vom

15. März, aus dem ich heute antworten kann, weil ich
eben erst aus Bad Pyrmont zurückgekehrt bin, wohin mir auch
Ihr Brief als Geschenk geworden war. Ich leide an den
Folgen der erlittenen Strapazen, doch wirkt ein Heilfasten
heilungsfördernd. Dr. Bunting ist immer wieder wie ein Wunder.
Ich habe mich auch noch in Brandenburg aufgehalten, stand ich mit
Ihrer Schwester Tochter ständig in Verbindung, wie mir auch aus
Celle mancherlei Briefe und Bücher zur Verfügung gestellt
wurden. Ich habe auch die Hülle des Siegel in Braunschweig stand
behalten und in die Verbindungswürde Sie deshalb um seine
öffentliche wird, ist Ihnen bekannt.
Ihre Briefe sind mir sehr willkommen, Sie können, wie auch
ich, in aller Hinsicht, was mich besonders am
Herzen liegt, Ihren Sohn bei unserer Totenfeier vor allem
gerecht zu werden. Ich habe gerade im Alter der zwanziger Jahre
kenn ich ihn als Freund Fritz von Unruh, den Dichter, Unter
den Linden besuchte. Damit hat Minister Becker mich zum
Tee eingeladen. Und Ihr Sohn war ja damals sein persönlicher
Referent.

5-22180N-03

27 April 1922

Nachdem ich ~~nur~~ bei meiner Flucht aus Brandenburg absolut alles im Stich lassen mußte, ist es mir mittlerweile schon mit einiger Mühe gelungen, mancherlei wertvollen Ersatz zusammenzutragen. Auch manche übrigen Mitglieder des Kreisauer-Kreises standen mir gesinnungsfreundlich nahe, weshalb es mir am Herzen liegt, diesem Personenkreis vor allem gerecht zu werden. Dies auch in einem Werk über Pflanzensee, welches ich aus Anlass der

Veröffentlichung dieses Jahres zu veröffentlichen. Ich habe es erst aus Bad Pyrmont an Sie geschickt, wo ich mich im Juli 1921 aufhielt. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihre wertvolle Hilfsbereitschaft. Soweit mir noch etwas unklar bleibt, will ich mich gerne öffentlich an Sie wenden. Die Ihnen wahrlich willkommenen Beiträge werden Ihnen wahrlich willkommen sein.

Mein alter Freund, Prof. Dr. Hermann Hagedorn, hat seine Biographie veröffentlicht, ist Ihnen natürlich längst bekannt.

Jedenfalls dürfen Sie davon überzeugt sein, dass Ihr Sohn nicht vergessen wird und dass gerade ich jenen Menschen dankbar für seine Vorträge

zu werden. Ich habe ihn im Laufe der zwanziger Jahre kennen gelernt. Ich verbleibe ich den Kindern besonnen. In der Besprechung mit Ulrich, dem Dichter, Unter dem Namen des Kreisauer Kreises. Ich verbleibe ich den Kindern besonnen. In der Besprechung mit Ulrich, dem Dichter, Unter dem Namen des Kreisauer Kreises. Ich verbleibe ich den Kindern besonnen. In der Besprechung mit Ulrich, dem Dichter, Unter dem Namen des Kreisauer Kreises.

ED-106156-74

GESCHICHTE IN WISSENSCHAFT UND UNTERRICHT

Zeitschrift des Verbandes der Geschichtslehrer Deutschlands
Herausgegeben von Karl Dietrich Erdmann und Felix Messerschmid
Ernst Klett Verlag · Stuttgart

Tübingen, Den 22.9.53.
Wildermuthstr. 10

Herrn Walter Hammer
H a m b u r g 39
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer!

Durch mancherlei Tagungen und Reisen bin ich bisher nicht dazu gekommen, Ihnen auf Ihre Briefe zu antworten. Ja, ich bin mit Adolf Reichwein bekannt gewesen, und zwar von der Akademischen Vereinigung, Marburg her. Er war dort "alter Herr" als ich im Sommer Semester 1929 eintrat. Ich habe ihn auf Tagungen der A-V verschiedentlich gesehen. Einmal habe ich teilgenommen an einer von ihm veranlassten Fahrt der Hochschule Jena durch Rumänien. Reichwein hat, obwohl wir ihn nur gelegentlich sahen, durch den starken Eindruck, den seine Persönlichkeit vermittelte, einen großen Einfluß auf unsern damaligen Marburger Freundeskreis ausgeübt, auch in der Formung unseres politischen Urteils. Ich selbst bin auf Grund von politischen Schwierigkeiten 1938 aus dem Höheren Schuldienst ausgeschieden und habe dann mein Fortkommen in der Industrie gesucht. Den ganzen Krieg über war ich Soldat, und zwar an der Front. Dem Kreisauer Kreis habe ich nicht nahe gestanden. Mir fehlte jede persönliche Beziehung dorthin, und ich habe von seiner Existenz erst nach dem 20. Juli gehört. Mit Lothar Erdmann bin ich nicht verwandt. So kann ich Ihnen also keine der gewünschten Auskünfte geben. Aber ich darf Ihnen sagen, daß ich mich sehr freue, mit Ihnen in Verbindung gekommen zu sein, und das ich auf ein gelegentliches Zusammentreffen hoffe. Die Arbeit, die Sie unternommen haben, ist von großer Bedeutung, und niemand ist so prädestiniert dazu wie Sie. So wünsche ich ein gutes Fortschreiten Ihrer Bemühungen und bin mit herzlichen Grüßen

Anschriften der Herausgeber: Priv. Doz. Dr. K. D. Erdmann, Köln-Müngersdorf, Kämpchensweg 24
Oberstudiendirektor Dr. F. Messerschmid, Calw, Akademie für Erziehung und Unterricht

Als nie gegeben

Erdmann

Aubrey

27. August 1954

Archiv

Herrn Oberschulart
 nicht interessiert
 Berlin-Charlottenburg
 Helderlinstraße 12
 Lieber Fritz Weigelt!

Deinetwegen bin ich doch etwas in Sorge. Dein
 langes Schweigen ist hoffentlich nicht darauf zurückzuführen,
 daß es Dir gesundheitlich schlecht geht.
 Du hattest mir vor geraumer Zeit versprochen,
 einmal mit Susanne Suhr über Reichwein zu sprechen. In dem
 grausigen Machwerk von Annedore Leber wurde ihr folgender Satz
 zugeschrieben: "Reichwein stammte aus der Jugendbewegung, war
 aber schon früh bemüht, über sie hinauszukommen." Damit wirst
 Du ebensowenig anzufangen wissen wie ich selbst. Keiner von
 uns will einem Infantillimus das Wort reden, aber aus Erfah-
 rung wissen wir doch, daß ein von unserer alten Jugendbewegung
 geprägter Mensch sein ganzes ferneres Leben hindurch die alte
 Eigenart sich bewahrt. Oder sollte es wirklich vereinzelt Men-
 schen geben, die über das Erlebnis Jugendbewegung hinwegzukom-
 men trachten und sollte wirklich Reichwein einer dieser Art ge-
 wesen sein???

Mit herzlichen Grüßen und Wünschen
 verbleibe ich Dein

Archiv

Du weißt, daß ich an Weisenborns Buch materiell zwar nicht interessiert bin, dennoch aber wünschen möchte, daß der Verlag Rowohlt mit seinen Bemühungen Erfolg haben möge, die zweite Auflage dieses Werkes in recht viele Schulbibliotheken eingegliedert zu sehen. Walter Kolb hat einen größeren Betrag entsprechend ausgeworfen. Auch Professor Tiburtius scheint geneigt zu sein, das Werk für die Berliner Schulbibliotheken anzuschaffen. Allem Anschein nach hat Rowohlt beinahe ein Dutzend Berliner Schulmänner schon mit einem Leseexemplar versorgt, darunter Herrn Oberschulrat Linke, der den Bescheid gab, daß für die Abteilung II.b.B. Herr Oberschulrat Oprie zu entscheiden habe. Es wäre nett, wenn Du Dich da einschalten und Dein Votum ins Gewicht werfen wolltest. Ich würde es für ein Unglück halten, wenn der Bilderkatalog von Annedore Leber in die Bibliotheken hineingeriet, denn damit ist der ernsthaften Widerstandsforschung ein Bärendienst geleistet worden. Das Buch ist voll schreiender Kontraste; Generale und Ordensschwestern sind a la Kudamm zurechtgeschminkt worden. Wer mit den Dingen wirklich vertraut ist, würde angesichts dieser grobschlächtigen Maché geradezu von lähmenden Entsetzen gepackt. Aber Du wirst Dir inzwischen ja auch schon ein Urteil über diese Katastrophe gebildet haben. Lies daraufhin doch bitte noch einmal die erste Seite meiner letzten Drucksache.

Mit herzlichsten Grüssen und Wünschen
verbleibe ich Dein

Institut

50 - 106 156 - 76
30. I. 56

Lieber Walter!

Deine Briefe sind sehr wohl von mir beachtet worden. Um Deinen Wünschen zu entsprechen, hätte ich mehr Zeit haben müssen. Ich habe niemals jemanden auf Antwort ohne Grund warten lassen, niemals auch Versprechen nicht eingehalten.

Ich habe mich um Deine Publikationen sehr gekümmert, trotzdem ich inner sehr wenig Zeit hatte. Meine wesentlich geringeren Arbeiten fanden naturgemäss weniger Beachtung, aber ich habe darum auch keinerlei Aufhebens gemacht.

Um Dir meine Bedenken auch nur kurz anzugeben, musste ich doch zum mindesten noch einmal Dein Buch durchsehen, Notizen machen und schreiben. Das alles erfordert wieder viel Zeit. Immerhin sollst Du einen kurzen Bescheid erhalten. Kurz - weil ich nicht die Absicht habe, Dir die Freude an Deinem Werk zu nehmen, das so viele Anerkennung bekommen hat. Ich bin auch nicht Mitarbeiter noch ~~Kxx~~ Lektor, habe mich um die Besprechung nicht beworben und bin der Ueberzeugung, dass mit Nachrufen nicht viel in der Politik zu machen ist.

Das Buch verspricht mit Titelbild und MitBuchtitel eine Würdigung der Mitglieder des alten Reichstages, dessen Ruinen die Heutigen mahnen. Darum sollte man den Ueberlebenden sagen, dass ein Teil der Abgeordneten dieses Reichstages, ihr Schicksal mitverschuldeten, indem sie das Ausnahmegesetz bewilligt haben, indem sie gegen den Ausschluss einer ganzen Fraktion nichts unternahmen etc. Was ist das für eine Heldenliste, in der Torgler, neben Wels und Graf Hellendorf gestellt wird. Was ist das für eine Wertung? Soll ich einen Mörder bedauern, weil seine Kumpane ihn nachher auch umbrachten?

Aber es sind in der Mehrzahl gar nicht die Mitglieder des "Hohen Hauses" vom Titelbild. Manche sind erst Parlamentarier geworden, als alles schon vorbei war. Dann aber sollte das Buch heissen: Die Leiden der deutschen Politiker unter der Naziherrschaft. Wieviel mehr müssten aber noch aufgenommen werden? Wieviel andere sind wiederum völlig falsch hervorgehoben worden, weil sie beinahe verfolgt worden wären und heute mit den alten Nazis zusammen stramm in eine neue Nazizeit hineinmarschieren. Kulturelle Arbeit wie auch Politik heisst - werten!! Was Du gemacht hast, das ist nicht Geschichte, sondern ein chronologische Aufzählung von Menschen, die zufällig ihre Visitenkarte vor der Öffentlichkeit abgeben konnten, bedeutende und unbedeutende Namen.

Was aber sollen bei ~~zwei~~ dem Buchtitel Männer, die nicht einmal Abgeordnete waren? Oder Vertreter in Stadt.Körperschaften. Das sind Verwaltungsinstanzen und nicht Parlamente. Es gibt doch kein Stadtparlament von Düsseldorf oder Köln. Selbst in Berlin existiert erst ein Parlament von 1951, als diese Stadt auch Staat wurde. Das Wort Parlament ist allein für gesetzgebende Körperschaften vorbehalten.

Was im einzelnen noch zu sagen wäre, das bitte ist nicht so kurz zu machen. Es ist auch weder meine Aufgabe noch meine Absicht, mich mit Deinen Namen auseinander zu setzen.

Ich habe das Thema nicht zugeschnitten und will es auch nicht behandeln, weil das zu mancherlei Missdeutungen führen könnte. Ich habe mich darum jeder öffentlichen Kritik enthalten. Ich wundere mich nur, dass es Dir Spass macht, Leuten ein Denkmal zu setzen, die noch leben, die auf billige Weise einen Heiligenschein bekommen, die sich neben wirklich verdiente Politiker gestellt sehen.

Damit möchte ich dieses Kapitel schliessen. Ich hoffe, Dich nicht verletzt zu haben. Darauf kam es mir nicht an. Wir bleiben wohl die alten guten Kameraden, die sich auch gelegentlich unangenehme Wahrheit sagen.

Herzlichen Gruss

Dein

K. W.

Institut für Zeitgeschichte

28. April 1961

Bescheinigung

Herr Friedrich Weigelt, Berlin-Charlottenburg 9, Hölderlinstrasse 12, der jetzige Regierungsdirektor, hat in den Jahren 1920 bis 1928 an den Zeitschriften meiner Verlage, insbesondere des Fackelreiter-Verlages, mitgearbeitet. Selbstverständlich wurden seine Beiträge angemessen honoriert, ohne daß es mir heute jedoch noch möglich wäre, entsprechende Daten und Beträge anzugeben, weil nämlich sämtliche Unterlagen vernichtet worden sind.

Hamburg, 28. April 1961

(Walter Hammer)

22.2.1957.

Herrn Dr. Siegel
Harro Siegel

Braunschweig
Broitzemer Strasse 230

Sehr geehrter Herr Siegel!

Sie werden in den nächsten vier bis fünf Wochen alle Hände voll zu tun haben, es mir aber gleichwohl nicht verargen, wenn ich mich Ihnen mit folgender Sorge anvertraue.

Wahrscheinlich werden Sie durch Presse und Rundfunk davon erfahren haben, daß ich bestrebt bin, unsere toten Freunde würdig zu ehren, die der deutschen Teufelbesessenheit zum Opfer gefallen sind. Überfliegen Sie daraufhin bitte einmal die Beilagen.

In seinem kuriosen Goerdeler-Buch versucht Professor Ritter ein Geschichtsbild durchzusetzen, gegen das unbedingt angekämpft werden muß. Sollten Sie jenes Buch noch nicht gelesen haben, empfehle ich Ihnen vor allem die Lektüre des letzten Kapitels. Unglaublich, was uns da zugemutet wird. Der Kreisauer

EO-106156-78

Widw

Kreis wird dreist herabgewürdigt. Insbesondere sind wir es Adolf Reichwein schuldig, dagegen anzugehen.

Während das Andenken der Moltke, Delp und Haubach inzwischen schon genügend geehrt worden ist, klafft immer noch eine Lücke. Könnten wir uns nicht verständig über eine Reichwein-Ehrung? Ich gehe jetzt auf die Siebzig an und es geht mir gesundheitlich recht schlecht. Aber es läßt mir keine Ruhe. Hier bleibt noch etwas für uns zu tun übrig. Überlegen Sie sich das doch bitte einmal.

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich

Wahrscheinlich werden Sie durch Presse und Rundfunk davon erfahren haben, daß ich bestrebt bin unsere toten Freunde würdig zu ehren, die der deutschen Feindassessament zum Opfer gefallen sind. Überließen Sie Gerechtigkeit bitte einmal die Belagen. In seiner kurzen Goedelx-Buch verweist Professor Ritter ein Geschichtsbild durchzusetzen, gegen das unbedingt angekämpft werden muß. Sollten Sie jenes Buch noch nicht gelesen haben, empfehle ich Ihnen vor allem die Lektüre des letzten Kapitels. Unglaublich, was man da ausgemutet wird. Der Kreisauer

50-108125-58

ED-10615678



- Augsburger Puppenkiste
- Die Hobstelner Hamburg
- Kleines Spiel München
- Harry Kramer Berlin-Paris
- Michael Maschke Stöckholm
- Fred Schneckenburger Schweiz
- Carl Schröder Redebau
- Harro Siegel Braunschweig
- Marianne Prof. Skupa + Prag
- André Tchon Paris
- Prof. Dr. Zaloziecky Wien

WOCHE EUROPÄISCHEN PUPPENSPIELS BRAUNSCHWEIG 1957 23. BIS 30. MÄRZ

Schirmherrschaft: Der Niedersächsische Kultusminister Richard Langeheine Oberbürgermeister Otto Bennemann Oberstadtdirektor Dr. Erich Walter Latz

Braunschweig, den 26. 2. 1957

Herrn
Walter H a m m e r
Hamburg 39

Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer,

vielen Dank für Ihren Brief vom 22. 2. Lassen Sie mich Ihnen kurz, aber schnell antworten.

Von Ihrer bewundernswerten Arbeit für das Andenken und die Deutung des Opfertodes unserer Gesinnungsfreunde habe ich immer wieder mit Freude und Genugtuung erfahren und freue mich, auch auf den Augenblick, wo ich die Zeit haben werde, diese Dinge selber zu lesen.

Das Haubach-Buch habe ich mir neulich zum Geburtstag schenken lassen, und es wartet schon.

Auch das Rittersche Buch steht auf meiner Liste, und ich habe es zum Teil bereits gelesen mit einer Mischung aus Billigung und Kopfschütteln. Irgendwie ist dieses breit angelegte historische Unternehmen verkrampft und vielleicht eine Art überkompensierter Gegenschlag gegen das von Moltke gebrauchte Wort "Goerdeler-Mist".

Was nun die besondere Frage eines Buches über Reichwein angeht, so gehen die Dinge so:

Nachdem Carl Rothe vergeblich versucht hat, ein Lebensbild zu gestalten, wurde das gesamte Material einem Engländer, Professor am Pädagogischen Institut der Londoner Universität, James Henderson, auf dessen Bitte übergeben. Er hat Adolf Reichwein zwar nicht gekannt, sich aber an den Schilderungen von Reichwein's Freunden so begeistert und befeuert, daß er ein Buch geschrieben hat. In diesem Buch sind nun große rein biographische Strecken, die auf Reichwein's eigenen Äußerungen und denen seiner Freunde beruhen, sehr gut und anständig gelungen; dazu und darüber hinaus aber ist der Versuch gemacht worden, anhand dieses Lebensbildes eine Darstellung und Deutung des gesellschaftlichen Strukturwandels in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen, an der Pädagogik exemplifiziert, zu geben. Hier setzen nun deutscherseits gewisse Bedenken und Kritiken ein, der Verfasser scheint uns hier nicht tief und genau genug zu sehen, und verfällt, bei starker Bemühung um Fairness, b.w.

Künstlerische Leitung	Harro Siegel Braunschweig Brühlener Straße 230 Tel. 236 30	Sekretariat	Stadt Braunschweig Kulturamt Braunschweig Steinwall 3 Tel. 20111 Apparat 441	Organisation	Konzerbüro Walter Ernst Schmidt Braunschweig Zeppelinstraße 1 Tel. 25522
-----------------------	---	-------------	---	--------------	---

doch in Klischées. Das Schicksal des MS ist dieses, daß es in England in den zwei Jahren seiner Existenz noch keinen Verleger gefunden hat, wohl aber hat sich durch Betreiben von Hellmut Becker (Sohn des früheren Preussischen Kultusministers) und mir selber die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart spontan bereit erklärt, eine deutsche Übersetzung herauszubringen, die freilich gleich in der oben ange-deuteten Richtung einer Neubearbeitung sein muss.

4. 2.

Bis heute musste dieser Brief liegen bleiben; die Flut der Arbeit für eine "Woche Europäischen Puppenspiels", die ich hier vorbereite, hat ihn einfach zur Seite geschwenkt. Ich fahre fort:

Mit dieser Aufgabe hat der Verlag Herrn Dr. Helmut Lindemann, Kressbronn am Bodensee, betraut. Dieser war zunächst durch seine Arbeit an der Übersetzung einer Cortez-Biographie noch abgehalten, hat aber n. W. die Arbeit schon vor einiger Zeit begonnen. Über die Art der Umarbeitung und Ausweitung des Gegenstandes haben zwar zwischen dem Verlag, Mr. Henderson, und mir mündliche und schriftliche Erwägungen stattgefunden; doch muß wohl zunächst die Vollendung der Rohübersetzung und ein Termin für eine umfassende und abschließende Besprechung, vor allem zwischen Lindemann und Henderson, abgewartet werden, ehe man sehen kann, welches Feld von diesem Buch schließlich bestellt werden wird. Reichwein's Bücher, seine kleineren schriftlichen Arbeiten und alle uns erreichbaren Briefe von ihm liegen bei mir und warten auf Abruf durch Lindemann.

Das ist der Stand der Dinge in puncto Reichwein. Wenn es Herrn Lindemann gelingt, die genannten Lücken in Henderson's Darstellung zu schließen, gleichzeitig tieferzudringen und weiter auszuschaun, so dürfen wir wohl ein Buch erwarten, das endlich Adolf Reichwein die Ehre gibt, die ihm gebührt.

Wenn Sie es irgend für richtig halten, so schlage ich Ihnen vor, sich mit Herrn Lindemann unmittelbar in Verbindung zu setzen. - In jedem Falle danke ich Ihnen sehr für Ihr freundschaftliches Interesse. Was die Männer des Widerstandes, was insbesondere den Kreisauer Kreis be-seelte und antrieb, muss in die Fundamente unseres Neubaus in Deutsch-land eingemauert werden, eines Neubaus, der sich in seinen obren Stock-werken und Fassaden schon so stattlich präsentiert, und dem doch in sei-nen Innenräumen und gerade in den Fundamenten das Entscheidende fehlt, wenn jener Geist nicht dabei ist.

Hierin glaubt sich mit Ihnen völlig einig Ihr Ihnen in Verehrung zugetaner

Harro Siegel

24. Mai 1957.

Herrn Professor Harro Siegel

Braunschweig

Broitzenerstrasse 230

Lassen Sie mich bitte zum guten Gelingen Ihres
 verdienstlichen Werkes herzlich gratulieren. Sie werden
 froh sein, daß die aufregende Woche hinter Ihnen liegt.
 Hoffentlich haben Sie sich von diesen Strapazen inzwi-
 schen erholen können.

Geflissentlich habe ich eine Beantwortung Ihres
 freundlichen Briefes vom 26. Februar geraume Zeit hinaus-
 geschoben. Es würde mich sehr freuen, wenn wir nun mit
 vereinten Kräften weiter überlegen wollten, in welcher
 Form wir zu einer wirklich würdigen Ehrung Adolf Reich-
 weins und des gesamten Kreisauer Kreises kommen können.
 (Dass kürzlich Professor Dr. Willi Brundert nach 7 1/2
 Jahren Zuchthaushaft aus Brandenburg entlassen worden ist,
 werden Sie wahrscheinlich schon erfahren haben).

Sehr gefreut habe ich mich über unsere Über-
 einstimmung in der Verurteilung des kuriosen Geschichts-
 bildes, welches uns Ritter mit seinem Goerdeler-Buch
 zugemutet hat.

Unverständlich bleibt es mir jedoch, daß man es
 einem Engländer überlassen will, Adolf Reichwein gerecht
 zu werden, den er nicht einmal persönlich gekannt hat.
 Ich muß Ihnen gestehen, daß ich geradezu entsetzt bin
 über all die vielen Werke über die Hitlerzeit, die über
 die Grenzen hereinkommen, oft Zerrbilder des wirklichen
 Geschehens. Wer sich mühselig um solide Grundlagen

24. Mai 1927

bemüht, wird von manchen zünftigen Historikern verspottet. Oft möchte man schier verzweifeln.

Offenbar versprechen Sie sich von dem Werk Hendersons und Lindemanns viel. Ich bin darauf sehr gespannt und ich würde mich freuen, wenn mir (heute schon in mein 70. Lebensjahr geraten!) weitere spezielle Befühungen erspart blieben, weil noch ein paar Dutzend gleichfalls wichtige Aufgaben auf mich warten. Ich wäre

doch in Klischee Ihnen dankbar, wenn Sie mich weiter auf dem Laufenden halten wollten. Grollen Sie mir bitte nicht, wenn ich hat, wohl aber hat sich durch Betreiben von Hellmut Becker (Sohn des früheren Reichsministers) und einige Anschläge, die Sie nichtig sind, noch um einige Anschläge bitte, die ich für mein nächstes Buch brauche, worin ich in Wort Übersetzung herauszubringen, die freilich gleich in der oben ange- und Bild nachweisen will, muss. Hitler uns wirklich eine Elite geraubt hat. Adolf Reichwein ist darin ein Ehren-

4. 2. Bis heute musste dieser Brief liegen bleiben; die Flut der Arbeit für eine weiche Europäischen In aller gesinnungsfreundlicher Verbundenheit verbleibe ich mit herzlichsten Grüßen

an dieser Aufgabe hat der Verlag Herrn Dr. Helmut Lindemann, Kress- an der Übersetzung einer Cortes Biographie noch abgehalten, hat aber W. die Arbeit schon vor einiger Zeit begonnen. Über die Art der Verlag, Mr. Henderson, und mir mündliche und schriftliche Erwägungen stattgefunden; doch aus wohl zunächst die Vollendung der Rohüber- setzung vor allem zwischen Lindemann und Henderson, abgewartet werden, ehe man Reichwein's Bücher, seine kleineren schriftlichen Arbeiten und alle uns erreichbaren Briefe von ihm liegen bei mir und warten auf Abruf durch

Das ist der Stand der Dinge in puncto Reichwein. Wenn es Herrn Lindemann gelingt, die genannten Lücken in Henderson's Darstellung zu schließen, gleichzeitig tieferzudringen und weiter auszuschauen, so dürfen wir wohl

mit Herrn Lindemann unmittelbar in Verbindung zu setzen. In jedem Falle danke ich Ihnen sehr für Ihr freundschaftliches Interesse. Was seels und etrich muss in die Fundamente unseres Neubaus in Deutschland eingemauert werden, eines Neubaus, der sich in seinen oberen Stockwerken und Passaden schon so stattlich präsentiert, und dem doch in seinen Innenräumen und gerade in den Fundamenten das Entscheidende fehlt, wenn jener Geist nicht dabei ist.

Hierin glaubt sich mit Ihnen völlig einig Ihr Ihnen in Verehrung zugetaner Harro Siegel

6. Februar 1959

Lieber Hermann Brill !

Als Erstes: lasse mich bitte aus Anlaß Deines bevorstehenden Geburtstags mit zu den Gratulanten gehören. Von Herzen alles Gute !

Mein langes Schweigen wirst Du hoffentlich nicht mißverständlich haben. Der Schlaganfall hat mich heinahe all meiner Schaffenskraft beraubt, weshalb ich Dich auch um Nachsicht für die Notdürftigkeit und Knappheit dieses Briefes bitten muß.

Unnützig zu betonen, wie bitter es für mich ist, daß nun schon seit vielen Monaten alles ins Leere läuft und all meine illustrierten Werke, die schon dicht vor der Vollendung standen, nun wohl nicht mehr erscheinen können.

Nimm es mir bitte nicht übel, daß ich Dir in notgedrungenen Kürze mit einem Wunsch lästig werde, der mir sehr am Herzen liegt.

Kermet Du schon das Buch von James L. Henderson über Adolf Reichwein ? Ist Dir der Herausgeber und Übersetzer Helmut Lindemann bekannt ? Ich würde es für dringend geboten halten, an diesem Werk sehr scharfe Kritik zu üben. Lasse Dir doch von der Deutschen Verlagsanstalt ein Rezensionsexemplar kommen. Willi Eichler bei dem ich anregte, Dich für "Geist und Tat" um eine Besprechung zu bitten, stimmte gerne zu und beauftragte mich, Dich ersprechend um einen Beitrag zu bitten, der allerdings nur einen Umfang von vier Schreibmaschinenseiten haben sollte. Lasse mich doch bitte aben wissen, ob Du grundsätzlich bereit wärest, uns diesen Wunsch zu erfüllen. Ich müßte Dir dann noch

Kann.

6. Februar 1952

einige Randbemerkungen schicken, aus denen ich selber leider nichts mehr zu gestalten vermag, die aber auf Wesentliches hinweisen.

Schon seit Jahren mache ich Frau Romai Reichwein auf die Notwendigkeit aufmerksam, ein würdiges Gedenkwerk für Adolf Reichwein zu veranlassen, wobei ich mein sehr reiches Material zur Verfügung stellen würde. Gerade über Reichwein waren meine intensiven Quellenstudien besonders ergiebig. Nachdem Pater Delp und Theo Hubach gleich dem Grafen Moltke Denkstätte gesetzt worden waren, wirkte es peinlich, daß über Adolf Reichwein beharrlich geschwiegen wurde.

In dem mir zugedacht gewesenen historischen Rückblick hätte Reichwein eine große Rolle gespielt, gehörte er doch schon zum Boberhauskreis und zu den Freunden des Grafen Moltke (geradezu eine Keimzelle des späteren Kreisauer Kreises). Mehrere unserer alten Freunde sind darauf eingehend zu sprechen gekommen. Nun geht da wiederum ein Engländer her und ruft sich über Adolf Reichwein ein Buch zu schreiben, der wirklich als Heros der Jugendbewegung vor deutscher Seite gefeiert werden müssen.

(Wir wissen ja, daß uns von englischer Seite schon viel Unzulängliches und Falsches beschert worden ist). Worauf ich hier besonders Wert gelegt hätte, wäre eine Entkräftung jener Legende, die ein Verwandter von Reichwein (Machul) schon 1945 in die Welt gesetzt hat: nämlich das Verhältnis zwischen Leber und Reichwein auf der einen und Jacobs und Saefkow auf der anderen Seite Verhandlungsfähigkeiten hätten und daß man bereit gewesen wäre, miteinander zu paktieren. Das ist eine schlimme und verhängnisvolle Geschichtslüge, gegen die nicht scharf genug angekämpft werden kann.

Insul

Archiv

Blatt 2

Du weißt, daß Haubach vor einem Zusammentreffen gewarnt hatte und daß es Julius Leber, der ja doch den rechten Flügel der SPD angehörte, wirklich ferngelegen hat, Kommunisten einzuweihen und in das Attentat mit einzubeziehen. (Leber zog sich ja auch unverzüglich wieder zurück. Ihm war lediglich daran gelegen, von den Kommunisten zu erfahren, wie sie sich im Falle eines Gelingens des Anschlags verhalten würden. Von einem Faktieren mit ihnen konnte keine Rede sein). Aber inzwischen hat die kühne Behauptung jenes Arthur von Machul den Beifall der Herrschaften von äußerst Links und äußerst Rechts gefunden. Gerhard Ritter und der von ihm so gern zitierte Kiesel erdreisteten sich mit Bezug auf Machul, von Salonbolschewisten zu reden, wie andererseits die Geschichtsfälscher in Ostberlin damit hausieren gehen, daß man sich gnädigst bereit gefunden habe, mit führenden Sozialdemokraten über eine Antifaschistische Einheitsfront zu unterhalten. Wenn es Dir erwünscht ist, will ich gerade hieüber gerne noch in einem weiteren Brief mehr zu sagen versuchen.

Was mir in Hendersons Reichweinbuch darüber hinaus noch böse auf die Nerven gegangen ist: Auf all die mindestens 50 bis 60 bedeutenden Persönlichkeiten des Kreisauer Kreises kommt so gut wie garnicht die Rede, wohl aber auf den Freundeskreis von Reichwein, dem absolut nichts geschehen ist und der bei der Hitlerabwehr nicht hervorgetreten ist. Kurzum, man hat es verschmährt, die noch erreichbaren Quellen aufzuspüren und auszuschöpfen, hat viel von sich gesprochen, aber eine gründliche Geschichtsforschung für überflüssig gehalten. Hierüber hätte ich noch eine Menge zu sagen, doch muß ich für diesmal notgedrungen

einige Randbemerkungen schicken, aus denen ich selber
einen Punkt machen.

Paul Meyer ist vor wenigen Wochen im VORWÄRTS
auf das Reichswortbuch zu sprechen gekommen, hat es
auch nicht an Kritik fehlen lassen, die aber weit
schärfer hätte ausfallen müssen. Es ist wirklich
unsere Pflicht, recht bald den Standpunkt aller Lei-
dengefährten energisch zu vertreten und vor allem
jener Geschichtsleute von Arthur von Machul schärfstens
zu begegnen.

Nimm für heute mit diesen Zeilen bitte für-
lieb, ich muß jetzt einen Punkt machen.

Zum Zeichen, daß es mir wirklich schlecht
bestellt ist, schicke ich Dir ein kleines Bild mit,
welches kürzlich von meiner Frau gemacht wurde.
Mit herzlichsten Grüßen und Wünschen verbleibe ich
Dein

Über eine Antikensammlung habe ich mit
hiesiger Seite noch in einem weiteren Brief mehr zu
sagen versprochen.

Was mir in Handmanns Reichswortbuch darüber
hinzu noch böse ist die Herleitung
Auf all die mindestens 50 bis 60 bedeutenden Persön-
lichkeiten des Kreisauer Kreises kommt es gut wie

gerichtet die Rede, wohl aber auf den Fremdenkreise von
Reichswort, dem absolut nichts geschahen ist und der
bei der Hitlerbewehr nicht hervorgehoben ist. Kurzum,
man hat es verschwiegen, die noch existierenden Quellen
anzugreifen und auszuhebeln, hat viel von sich ge-
sprochen, aber eine kritische Geschichtsforschung
für die Historie erhalten. Hierüber hätte ich noch eine
Menge zu sagen, doch muß ich für diesmal notgedrungen

DR. IUR. HELMUT LINDEMANN
~~VERLEGER DES VORWÄRTS~~
 KEMPTENER STRASSE 35

899 Lindau-Reutin

Telefon 2185

6. September 1962

Herrn
 Walter H a m m e r ,
 Veerstücken 9,
Hamburg 39.

Dem Gedächtnis Adolf Reichweins

Sehr geehrter Herr Hammer,

infolge verschiedener Reisen komme ich erst heute dazu, Ihnen für Ihre beiden Briefe vom 21. und 24. August zu danken und darauf zu antworten.

Ich habe den Eindruck, daß Sie von mir und zumal von meinem geistigen Standort eine etwas irrige Vorstellung haben. Ich gehöre zum Jahrgang 1912 und habe daher die Jugendbewegung nur noch in ihren letzten, keineswegs immer erfreulichen Ausläufern kennengelernt. Insoweit fühle ich mich durch Ihre Anrede "alter Bundesbruder, Kampf- und Weggefährte!" falsch eingeordnet. Wenn ich seinerzeit die Biographie Adolf Reichweins übersetzt und herausgegeben habe, so hat mich dazu, abgesehen von meiner beruflichen Beziehung zur Deutschen Verlags-Anstalt, das politische und pädagogische Phänomen Reichwein bewogen, den ich übrigens persönlich auch nicht gekannt habe.

Übrigens gehöre ich der Redaktion des VORWÄRTS nicht an, sondern arbeite dort nur regelmäßig mit.

Da ich gegenwärtig mit vielfältiger Arbeit überlastet bin, werde ich in absehbarer Zeit nicht dazu kommen, mich mit dem mir übersandten Material zu beschäftigen. Da Sie es möglicherweise anderweitig benötigen, füge ich es diesen Zeilen wieder bei und bleibe mit den besten Wünschen für Ihre Genesung und freundlichen Grüßen

Ihr

H. Gindermann

Die Sammlung

Hrsg. : O.F. Bollnow, W. Flitner, H. Nohl,
E. Weniger

7. Jg. Heft. 1 (Okt. 1945)

Dem Gedächtnis Adolf Reichweins

Die Freiheit ist das Element des Geistes.

Grundriss.

In der Entscheidung gibt es keine Umwege.

„Hungermarsch durch Lappland.“

Am 20. Oktober 1944, um die sechste Nachmittagsstunde, wurde sein Leben zerstört. Es geschah auf die schmähendste, quälendste Art, die Menschen einander antun können. Es war die Art, die damals von Deutschen an solchen Deutschen vollzogen wurde, die einen letzten Wahnsinn verhindern und das Lebendige auch eines anderen Geistes in unserem Land nachweisen wollten. Politische Kombinationen spielten — trotz ihrer scheinbaren Chancen in jener fragwürdigen Situation — demgegenüber nur eine heiläufige Rolle. Allein das verantwortliche Mitgehen von Männern wie Reichwein beweist das. Nur der versuchten und so wenig geglückten Form nach wurde politisch gehandelt, und eine Seite von Adolf Reichweins Wesen — nicht sein Es-sich-schwer-machen in moralischen Zweifeln, sondern sein zügiges Vorgehen im Recht — entsprach allerdings dieser Form. Dazu empfahlen sich so offensichtlich andere Vorzüge von ihm: sein Wagemut, seine Verantwortungsfreudigkeit, seine immer und überall ausstrahlende Lebendigkeit, sein Bereitsein und sein ungewöhnlich hohes In-Form-sein für jeden Einsatz. So fiel ihm als einem geistigen Menschen in jenem Wagnis mit die Aufgabe zu, das Grundsätzliche dabei bewußt zu machen, verschiedene entgegengesetzte oder doch verquer liegende Kräfte zu verbinden und auf diese Weise den inneren Schwung des Ganzen zu steigern. Mit der Jugendbewegung aufgebrochen, in einem jungen revolutionären, keineswegs doktrinären Sozialismus zum politischen Bewußtsein erwacht, persönlich später auch in engeren Kontakt zu einem konservativen, christlichen Kreis von besonders verantwortlich denkenden Menschen getreten, von da bekannt gemacht mit einigen der wenigen wirklich zu selbständiger Kritik und Verantwortung fähigen Offiziere der vergangenen Wehrmacht, unternahm er zum Schluß — jedenfalls in eigenem Auftrag, wahrscheinlich auch in dem der anderen — den Versuch, ein unmittelbares Einverständnis mit verantwortlichen Angehörigen der kommunistischen Widerstandsbewegung zu erzielen. Bei einem zweiten Gedankenaustausch dieser Art — in der Nacht vom 10. zum 11. Juli 1944 — verfiel er dem Verrat und damit der Staatspolizei. Was folgte, waren schwere körperliche Mißhandlungen, um Eingeständnisse und Angaben zu erpressen, wofür Bezeugungen und Beweisstücke vorliegen, waren Hunger und gesundheitlicher Zusammenbruch, waren 103 Tage völliger Isoliert-

heit, unterbrochen nur durch ein kurzes und ein anderes zufälliges, ganz kurzes Wiedersehen mit seiner Frau, beide unter genauer Aufsicht, und durch zwei oder drei Unterhaltungen mit einem Anwalt, dem er sich weder geistig noch menschlich anvertrauen konnte, waren einige wenige in die Einzelzelle schließlich doch hineingeschmuggelte Lebensmittel und rein persönliche Briefe seiner Frau, war dann noch der tapfere Widerruf einer „in unzurechnungsfähigem Zustand“ gemachten, mit anderen Worten, einer herausgeprägelter Aussage gegen einen Bekannten, waren zwei Abschiedsbriefe an Frau und Kinder, aus denen ein ungebrochener, nun erst den letzten Anspruch erhebender moralischer Wille sprach, und war nach allem diesem und schon im Angesicht jenes Todes doch der Versuch, den Sinn und das Recht des Getanen noch einmal zu erklären, allerdings in der unwürdigsten Weise gestört, verhöhnt und schließlich verhindert von dem Menschen, der auf dem Präsidentenstuhl dieses sogenannten Volksgerichtes saß. Und was merkwürdigerweise einige Tage nach dem letzten Akt noch folgte, war in einer Arbeitsbesprechung der obersten Justizbehörde mit den ihr zum Zweck der öffentlichen Sicherheit zugeordneten Stellen eine nur als Entschuldigung zu verstehende Erklärung jenes gleichen Menschen. „dall die totale Anwendung seiner Methode des Mundtotmachens durch die kritische politische Situation bedingt sei und angewendet werden müsse ohne Rücksicht auf die einzelnen Menschen und ihre persönlichen Werte“. War das über die Politik Hinausgehende dieses Vorganges selbst für solche Menschen spürbar?

Die zugrunde gerichteten Menschenbilder aber gilt es in unserem Geist wieder aufzubauen. Das ist das Mindeste, was wir tun müssen, um die Mitschuld von uns allen abzutragen und um eines vollkommeneren deutschen Geistes teilhaftig zu werden. Leider haben wir eine Zeit hinter uns, in der so viele künstlich zurechtgemachte Lebensläufe von Menschen, deren Hohlheit, Krankhaftigkeit, Verkommenheit oder Schwachheit jeden vorurteilsfreien Beobachter nur in Erstaunen versetzen und abstoßen konnte, dem deutschen Volk propagandistisch und unserer Jugend erzieherisch, wenn auch Gott sei Dank unzulänglich, nahe gebracht worden sind. Infolgedessen ist es zunächst nicht leicht, Bilder von wesentlichen Menschen zu vergegenwärtigen, weil die entscheidenden menschlichen und geistigen Eigenschaften erst wieder richtig gesehen und gewertet werden müssen. Gerade in dem Fall *Adolf Reichwein* aber ist es notwendig, den Menschen von seinem Kern her zu verstehen, weil wir uns sonst den Wert der Lehre seines Schicksals selbst verkleinern oder gar verfälschen würden. Es soll noch einmal und ganz deutlich gesagt werden, was damit gemeint ist: Nur von außen gesehen ist dieser Mann in einem politischen Kampf gefallen; wer aber hineinschaut in sein und unser Schicksal, erkennt, daß jener politische wirklich nur die Form eines moralischen Kampfes war. Nach dem Sturz aus einer krankhaft übersteigerten politischen Dramatik entspricht es unserer menschlichen und erst recht einer geschwächten, verkrampften deutschen Natur nur zu sehr, daß wir uns eimbilden, ohne

die Anstöße eines ausgesprochen politischen Spiels nicht weiter existieren zu können. Nichts ist falscher als das, denn soviel hat uns das kritische Wissen um das soziale menschliche Werden seit Marx und Riehl schon gelehrt, daß die Geschichte der Völker nicht immer und überall primär politische Phasen durchläuft, daß sich dazwischen vielmehr im Leben der Völker wie im Leben der einzelnen für kurze, längere oder auch lange Dauer Zeiten der inneren Sammlung und der Bildung, primär pädagogische Zeiten, wenn man so will, einschleichen. Wir würden Bergleuten gleichen, die beim Abbau minderer Erze so dumpf und stur geworden sind, daß sie unerwartet vorkommende Edelmetalle einfach abräumen, wenn wir jetzt primär politisch weiter dächten. Wir würden auch versäumen, den letzten Maßstab anzulegen, den Menschen wie *Adolf Reichwein* nach allem, was wir davon wissen, für unsere wahre Lage schon gefunden hatten.

Als Kämpfersprünge hat *Reichwein* einmal die drei großen Entwicklungsstufen: Volkstum, Christentum, Bürgertum *Grundtvigs*, des großen dänischen Volkserziehers, bezeichnet. Mit diesen Sprüngen eines großen Kampfes um die Seele seines Volkes habe er alle für ein neuzzeitliches volkliches Zusammenleben notwendigen Inhalte als einheitliches Ganzes bezwungen. Auf ähnliche Weise läßt sich auch die Ausgestaltung *Reichweins* eigener geistiger Welt deutlich in drei Abschnitte zerlegen: Weltanschauung — Sozialismus — Pädagogik. Bei dem planenden Willen, der seine Spannungs- und Aufbruchskraft im Grunde stets zusammenhielt, sind diese Abschnitte nur weniger „Kämpfersprünge“ als „großen Fahrten“ vergleichbar, durch die er sich die Bereiche des geistigen Werdens unserer Zeit Zug um Zug erschloß. Ungewöhnlich war seine innere Aufnahmekraft für alles, was er auf seinen großen Fahrten erlebte, den geistigen, die hier für uns die Hauptsache sind, und den tatsächlichen, die für ihn auch eine Hauptsache waren, weil sie sein ursprüngliches Lebensgefühl erhielten. Völlig gegenwärtig blieb ihm sein Leben lang alles, was er dabei auf der Welt sah: als Freiwilliger des ersten Weltkrieges in Frankreich, als Kamerad unter Kameraden der Jugendbewegung in den Ländern des Mittelmeeres und am Schwarzen Meer, als Einzelner in Amerika von Alaska bis Mexiko, weiter in Neu-Seeland, Australien und Japan auf seiner Fahrt um die Erde, als Führer einer Gruppe junger Arbeiter im Norden Finnlands, eine Zeitlang als einer der seltenen Deutschen, die privat im Frieden selbst ein Flugzeug besaßen und steuerten, über den vielgestaltigen Landschaften unseres Kontinents, später als häufiger Gast von geistig verwandten Freunden der jungen Generation in England, zuletzt noch auf Vortragsfahrten der deutschen Wehrmacht an die Front in der Sowjetunion, wo ihn das nicht eigentlich unfreie und vor allem so lebensstarke Menschentum der modernen Russen sehr beeindruckte. Dazu muß man wissen, daß er sich diese ganze weite Welt nicht für irgendein in den Schoß gefallenes Geld kaufen konnte, sondern daß er sich alle seine Reisen — obwohl vom ersten Kriege her durch einen Lungenschuß zu einem Drittel kriegsbeschädigt — durch zähe Arbeit, auch durch körperliche Arbeit, beispie-

weise als Matrose, und durch hervorragende geistige Leistungen selbst verdient hat. Aus seinem Elternhaus, mit dem er — geboren am 3. Oktober 1899 — immer eng verbunden geblieben ist — seine Mutter starb erst vor zwei Jahren, zur gleichen Zeit, als sein Heim in Berlin mit allem Hab und Gut bei einem Bombenangriff in Flammen aufging, sein Vater lebt noch heute, wie von jeher in Gedanken besonders an diesen seiner beiden Söhne — hatte er allerdings das Wesentliche für sein weites Leben mitbekommen: eine besondere Gelöstheit des Willens bei einer besonderen Geschlossenheit des Wesens, dazu alles, was ihm als Menschen soviel Freunde gewann: Blankheit, Anferäumtheit und Heiterkeit, Freundlichkeit und Gefälligkeit, Emsigkeit, Zähigkeit, gesundes Selbstbewußtsein, einen freien Sinn und ein tapferes Herz. So wurde er, was noch wichtiger war als seine beruflichen und schriftstellerischen Leistungen, zum Mittelpunkt wacher Geister. In der Erinnerung wird er — hell und stark in Gesicht und Erscheinung, federnd in seinem Gang und zufassend mit seinem Griff — vor allem fortleben als ein Mensch, dem sich nicht wenige Menschen gern anvertrauten mit ihrem Suchen und ihren Entschlüssen — durch ihn gehalten eine Freundeskette bildend, die nicht mehr zerriss. Wer auch seinen Familienstamm näher kennt, wird wissen, woher sich in diesem Fall eine solche seelisch-geistige Kraft aufgeladen hat, ob nur aus sittlichem Aufstiegsvermögen oder dadurch ausgelöst auch aus einem besonderen vielleicht ganz fremden östlichen Bluteinschuß. Auf jeden Fall hatte hier der bodenständige Mittelstand einer deutschen Kernlandschaft eine gute biologische Leistungskraft bewiesen. Seine Vorfahren waren fränkisch-hessische Kleinbauern, väterlicherseits im Westerwald, von der Mutter her im Rheingau ansässig; sein Vater ist bis jetzt Lehrer in Oberrusbach in Hessen.

Im Geistigen ging seine erste große Fahrt — schon als er noch Wandervogel und höherer Schüler in Friedberg war, dann als er als zusammengeschossener sichzehnjähriger Freiwilliger das Abitur nachmachte, vollends als Werkstudent erst in Frankfurt am Main, dann in Marburg — „zu den großen Deutschen am Anfang des vorigen Jahrhunderts, die uns heute so nahe sind“ (*Grundriss-Aufsatz*). Besonders Goethe und Hölderlin blieben ihm immer gegenwärtig. Das Sittliche im menschlichen Leben konnte ihm so „als ein Urphänomen, in dem sich das Göttliche für den Menschen offenbart“ niemals unwesentlich oder relativ erscheinen, während er über die natürliche Welt aussagte, „daß die Naturgesetze das physische Urphänomen des Göttlichen bedeuten“. „Wir sind erst durch Goethe einer ungeheuren, dem Menschen eingeborenen Kraft voll inne geworden, die göttliche Wirklichkeit in der Erscheinung zu fassen“ (aus dem Aufsatz von ihm „Der Erziehungswert der Dichtung“, etwa aus dem Jahre 1939). Hinter den Erscheinungen wußte er aber unberechenbar, unerforschlich und unanslegbar den letzten göttlichen Willen, das Spiel seiner Mächte, vor dem es nur Ehrfurcht und Schen geben kann. Einmal, als bei einem näheren Bombeneinschlag auf die rätselhafteste Weise dicht nebeneinander Menschenleben teils vernichtet, teils geschont wurden, sagte er: „Wir

können nicht verstehen, wie da gespielt worden ist.“ Von vornherein an das Moralische und das Naturgesetzliche aus dem Göttlichen gebunden, konnte sein Idealismus, so wie es sonst leicht deutsche Art war, keine Wunsch- und Trugbilder der Welt erzeugen. Und gefestigt wurde diese echte geistige Haltung durch ein tieferes Eindringen in die chinesische Lebens- und Kulturlehre, das in jene Zeit fällt. Er promovierte damals mit dem Thema „Die Einflüsse Chinas auf Europa im XVIII. Jahrhundert“ und er hat dabei wohl noch einen anderen besonderen Eindruck gewonnen, der für sein weiteres Denken bestimmend geblieben ist. Wenn auch die Arbeit breit und vollständig angelegt ist — ihre Kapitelüberschriften lauten frisch und locker „Absolutismus“, „Rokoko“, „Porzellan“ und so fort —, so verrät das Kapitel „Physiokraten“, das hinsichtlich des Ökonomischen und Sozialen die verwandten Züge des europäischen Denkens kurz vor dem Bruch von 1789 mit dem chinesischen in einer Zeit ähnlicher Gefahren aufdeckt, eine besondere Aufmerksamkeit des Forschenden. Es erscheint ihm als kein Zufall und bemerkenswert, daß in beiden Fällen sehr gleichartig das Zuschneiden des wirtschaftlichen und sozialen Lebens auf den Haushalt der Natur als Mittel zur Vermeidung von drohenden ersten Nöten empfohlen worden ist. Damit war zugleich die ökonomisch-soziale Frage der Gegenwart zum erstenmal im eigenen Denken *Adolf Reichweins* ernsthaft gestellt.

Die zweite große Fahrt ging dann in diesen sozialen Bereich. Nachdem *Reichwein* als Hilfsarbeiter eine kürzere Zeit in der Volksbildungsabteilung des Preussischen Kultusministeriums gearbeitet hatte, wurde er zum Geschäftsführer der Jenaer Volkshochschule und besonders zum Leiter der neubegründeten Heimvolkshochschule der Zeißwerke bestellt. Diese Zeit zeigte ihm natürlich auch schon einen wichtigen pädagogischen Zusammenhang, daß nämlich in unserem Abschnitt der sozialen Neuordnung einerseits die Erziehung über das eigentliche Schulalter hinaus für die jungen Männer und Frauen bis zur endgültigen Begründung von Hausstand und Beruf fortgesetzt werden muß und daß andererseits die Erziehung und Bildung der Jugend durch eine Bildung der Erwachsenen zu ergänzen ist, um das Werden der neuen größeren sozialen Lebenseinheiten und das Sich-behaupten der Persönlichkeit in ihnen geistig bewußt zu machen und so überhaupt erst zu ermöglichen. Zweifellos hat er durch alle und namentlich die folgenden Jahre seines Lebens diese pädagogischen Erkenntnisse sehr genutzt: in vielen Lehrgängen der Jenaer und anderer Heimvolkshochschulen, auf kameradschaftlichen Fahrten von Gruppen der bürgerlichen und der Arbeiterjugend, so auf dem abenteuerlichen Weg von 12 jungen Arbeitern durch das nördliche Finnland, über den er später den „Hungermarsch durch Lappland“ schrieb, und in den ersten Arbeitslagern für Arbeiter, Bauern und Studenten, der besseren Vorform des späteren Arbeitsdienstes. Aber zu diesen volkerzieherischen Anliegen trat doch das unmittelbare soziale Anliegen selbst, dem sich *Adolf Reichwein* seit jener Zeit vor allem verpflichtet fühlte. Er ließ sich durch nichts

— durch keine konservative und durch keine scheinrevolutionäre Romantik — mehr darüber täuschen, daß wir im sozialen Neuordnungsprozeß unseres Volkes und der Völker erst am Anfang stehen. Das Arbeitsvolk in Stadt und Land brauche für den Einzelnen wie für die Gesamtheit noch ganz andere Rechte, wenn es tatsächlich kein Proletariat bleiben solle (in Erziehung und Ausbildung, in beruflichen Aufstiegs- und im Heimstättenwesen, in Mitverwaltung und teilweiser Mitbewirtschaftung der Betriebe). Und die Gesamtheit dürfe Angelegenheiten der Gesamtheit nicht mehr einzelnen zur Nutzung überlassen, besonders da nicht, wo private Gewinne beim besten Willen kaum noch aus echter privater Initiative entstehen. Die alten Kulturen und Staaten seien solange zum Niedergang verurteilt, als sie nicht auf wirklich einwandfreie Art den Weg zum Sozialismus fänden und damit „die vertikale Wanderung im sozialen Raum“ vollkommen wieder herstellten. *Adolf Reichwein* hat Zeit seines Lebens sein Bekenntnis zum Sozialismus ganz ernst genommen, auch was seinen Lebensstandard und Lebensstil anbelangte, und sich stets ausdrücklich für die Brauchbarkeit der marxistischen Theorie eingesetzt. So war jederzeit ein Gespräch zwischen ihm und den echten Sozialisten aller Gruppen und Länder möglich. Immer und überall galt sein wesentlichstes Interesse der Frage, wie der soziale Prozeß tatsächlich als Gesundungsprozeß der Völker und der einzelnen Menschen weitergedacht und weitergeführt werden könne.

In dieser Situation führte ihn seine dritte und letzte große Fahrt in den Bereich der Pädagogik. Denn er hatte erkannt, daß alle politischen und insbesondere die sozialen Aktionen, wenn sie Wesentliches treffen sollen, abhängig sind von pädagogischen Erfolgen. Pädagogik, Erziehungswissenschaft verstand er dabei in dem weiten Sinne einer gesamten Bildung und geistigen Leitung der Menschen auf allen Altersstufen, als Persönlichkeiten und in ihren Gemeinschaften. So mußte allerdings, je mehr er selbst mit fortschreitendem Alter aufs Ganze ging, und dies niemals theoretisch im luftleeren Raum, sondern praktisch für sein Volk, eine tragische Krise in seinem Leben auftreten. Denn gleichzeitig vollzog sich jene totale Verbannung und Verfemung des Geistes in Deutschland — nicht nur an der Oberfläche, sondern bis weit hinein in das Innere des volklichen Lebens — die jetzt hinter uns liegt. Mußte er nicht schließlich an dem Kampf und — seinem Wesen und Temperament nach — an einem unmittelbaren Kampf dagegen teilhaben, wenn er weiter er selbst bleiben wollte? Was aber ein solcher Kampf auf sich hatte, wissen wir noch gut. — Voran gingen Gottseidank doch noch eine Reihe guter Ernten für ihn. Nach einer kurzen Zeit als Pressereferent im Preussischen Kultusministerium war er 1930—1933 Professor für Geschichte an einer der preussischen Pädagogischen Akademien, der in Halle. Dort hatte er auch die Ruhe, den Ertrag seiner bisherigen Reisen und Studien zu verarbeiten. Er schrieb „Die Rohstoffwirtschaft der Erde“, ursprünglich nur als Materialsammlung gedacht, um das Wissen seiner jungen sozialistischen Freunde, der Heimvolkshochschüler von Jena, zu unterbauen und um ihren Gesichtskreis zu

weiten, dann aber zu einem Standardwerk der zeitgenössischen Wirtschaftswissenschaft geworden. Welcher andere deutsche Professor von heute hat in so ursprünglicher Weise statistisches Material angefaßt wie er in diesem Kompendium, das etwa mit den Worten beginnt: Auf der Höhe der mexikanischen Landenge, im Angesicht des Atlantischen und des Pazifischen Ozeans würde jedem die Dimension der Aufgabe klar, Ordnung in die Wirtschaft der Stoffe unserer Erde zu bringen ... Nicht unwichtig war vielleicht auch eine kleinere Arbeit damals von ihm, betitelt „Die Weltlandwirtschaft“, die noch heute dazu beitragen kann, den Dispositionen für unser Bauerntum eine andere Weite als bisher zu geben. In jenen Jahren schrieb er auch seine „Erlebnisse mit Tieren und Menschen“, ein schmales Bändchen, das aber sehr schöne von den vielen teils unverbräunten, teils „verdichteten“ Erlebnisgeschichten enthält, die seine jungen und alten Freunde immer so erfreut haben: von dem jungen Norweger Trolle, der mit einer Indianerin im Busch von Vera Cruz eine große lebenskräftige Sippe begründet und eine Rodung von Quadratmeilen kultiviert, von dem schwarzhaarigen Matrosen Blackie, der in einer Nacht aus einer geheimen Kognakladung eine gewaltige Batterie Flaschen der Mannschaft des Schiffes in die Hand spielt „und so den Teufel losläßt“, von dem deutschen Professor Purpus, einem berühmten Erforscher der nordamerikanischen Pflanzenwelt und Sonderling, der einmal auf die Weise errettet wird, daß seine fünfzig Hauskatzen laut fauchend und jaulend in die Nacht hinausstürzen und dadurch Nachbarn herbeirufen, als ihm irgendwo in einer abgelegenen Kolonie ein paar geldgierige Eingeborene ans Leder wollen, aber auch von der erschreckten Flucht über dunkle Straßen aus dem Lager eines roten mexikanischen Generals im Anblick des ersten brutal gehetzten Gefangenen aus den nur reaktionär verführten christlichen Aufständischen — — — In der Einleitung zu den Erlebnissen steht der Satz: „Solche Geschichten zu erleben setzte voraus, daß ich das Leben in allen seinen Formen liebe, weil diese Liebe allein Erkenntnis bringt.“ In den letzten Jahren ließ uns *Adolf Reichwein* dann noch einmal wissen, wie sich auch seine Kunst des Erzählens weiter entwickelt hatte. In der schlaflosen Nacht eines östlichen Quartiers während des bösen Winters 1941/42 stieß mich plötzlich ein einfacher junger Kamerad an und hielt mir einen Fetzen „Frankfurter Zeitung“ vor die Augen: „Das mußt du lesen! Hier schreibt einer wirklich etwas Erlebtes ...“ Es war ein Stück aus der „Ozeanischen Fahrt“ von *Reichwein*, leider nur eine einzelne Fortsetzung. — Aus dieser späteren Zeit stammen auch die beiden kleinen Aufsätze von ihm über die Erfindung des Revolvers und des Stacheldrahtes während der Indianerkriege („Atlantis“, wahrscheinlich 1943 und 1944).

Das Jahr 1933 schlug dann doch den großen Bruch in sein Leben, zunächst noch unmerklich und in den Folgen noch nicht zu überschauen. Sein Wirken als Professor in Halle wurde natürlich von heute auf morgen beendet; aber er prüfte doch erst während eines längeren Aufenthaltes in Berlin gewissenhaft, ob mit der politischen auch die pädagogische Situation

völlig verstorben wäre. Aus solcher Lage schrieb er seinen vielleicht gründlichsten Beitrag zum geistigen Gehalt der Erziehung, die schon erwähnte Deutung Grundtvigs zu dessen 150. Geburtstag. Das war allerdings nicht mehr unter seinem Namen möglich, sondern nur unter einem Decknamen (*Peter Rosbach*, Grundtvig, Pädagogisches Zentralblatt, Juli/August 1933). — Zu gleicher Zeit begründete er auch seine Familie, die ihm mit vier Kindern zum hoffnungsvollsten Inhalt seines Lebens wurde, je näher sein Weg auf die Gefahr zulief. Im letzten Sommer schrieb er einmal den Eltern seiner Frau: „... so gehen die Jahre dahin und die Hoffnung beschränkt sich immer mehr auf die Kinder ... Aber diese Kinder sind ja wahrhaftig eine Quelle der Freude, und der Versuch, sie wohlbehalten in das Künftige hinüberzuleiten, ist gewiß Erfüllung genug ...“ — Aber bevor sein Leben in dieses Stadium trat, versuchte er — seinem so unbedingt positiven natürlichen Wesen entsprechend — dabei mitzuwirken, die pädagogische Position unabhängig von der politischen einfach vom tätigen erzieherischen Leben her zu halten. Von 1933—1939 war er auf eigenen Wunsch — nachdem er eine Professur für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Istanbul abgelehnt hatte — Leiter und einziger Lehrer der einklassigen Landschule in Tiefensee, 50 km östlich von Berlin; dann übernahm er die Leitung der vornehmlich aus seiner Initiative entstandenen neuen Schulabteilung des Deutschen Volkskundemuseums im Prinzessinnenpalais Unter den Linden in Berlin. Was er aus seiner kleinen Schule gemacht hat, wird als ein vorbildliches Beispiel ländlicher Kindererziehung in Erinnerung bleiben. Wir können heute besonders dankbar sein, daß er es in seinem schönen Buch „Schaffendes Schulvolk“ bewahrt hat. Dieses Buch enthält eine anschauliche Theorie von den Ursprüngen, dem Wesen, dem Ablauf und den Inhalten des pädagogischen Funktionierens einer solchen Schulgemeinschaft, wie sie durch den gegenwärtigen Entwicklungsstand des ländlichen Sozialkörpers in Deutschland bedingt ist. Dabei rückt es teils ausgesprochen, teils unausgesprochen auch alle wesentlichen Teilfragen der Kindererziehung zurecht: wie beispielsweise das schulmäßige Werken schon durchaus ernstes Schaffen, aber noch nicht volles Arbeiten wird, wie ein in Hinblick auf das bäuerliche Wirtschaften und Leben einmal durchaus verwertbares, aber nicht voreilig zweckhaftes Hineinführen in ein schöpferisches Naturverstehen und -empfinden aussehen muß, wie Heimatkunde in gleichem Maße der Weltkunde bedarf, und zu vielem Anderen immer wieder als Hauptsächliches, wie eine solche Jugendgemeinschaft aus eigenen Antrieben und nach den Normen ihres Alters — in Gruppen und zusammen, selbst sich entwickelnd und geführt — lebendig und tätig werden kann als jugendliche Vorform der späteren Hauptform einer aus ganzen Menschen aufgebauten Volkseinheit. Ein kleineres Buch „Der Film in der Landschule“ (daneben ein grundsätzlicher Beitrag „Märchen und Film“ in der Zeitschrift „Film und Bild“ vom 10. April 1936), das sehr viel mehr enthält als der Name sagt, bringt zu allem vom Lehrfilmmaterial her noch eine Fülle von methodischen und

inhaltlichen Gedanken. Als ein besonderer Vorzug der beiden Bücher muß es außerdem bei distanzierter Beurteilung empfunden werden, daß sie, obwohl für die Landschule geschrieben und auch ganz aus dem Wesen dieser Schulform und -art gedacht, doch die ländliche Situation nicht ausdrücklich ansprechen und damit absondern. In einem sehr wichtigen Aufsatz der Hochschulbeilage der „Frankfurter Zeitung“ von 1934 oder 1935 hat Reichwein bewiesen, daß er sich auch durchaus angemessen um die besondere volkliche Situation der Kindererziehung im ländlichen Bereich bemüht hat; er wies darin beispielsweise schon damals auf Dorfschulgruppen und -mittelpunkte als für Deutschland passenderes Gegenstück zu den ländlichen Bezirksschulen Amerikas und teilweise auch Englands hin. Zum Abschluß seiner Arbeit in Tiefensee bemühte er sich um den Bau einer nach seinen Angaben entworfenen vorbildlichen Landschule; dieser Plan scheiterte aber an der Trägheit der Bürokratie und wohl auch an geistig indolentem Übelwollen verantwortlicher Persönlichkeiten.

Mit gleichem Schwung ging Reichwein kurz vor Beginn des Krieges trotzdem an die Lösung einer neuen, von ihm gern auch der weiteren Berliner Wirkungsmöglichkeiten wegen übernommenen Aufgabe, den Aufbau der Schulabteilung am „Deutschen Volkskundemuseum“. Der Gedanke einer Auswertung lebendiger Museumsarbeit durch lebendige pädagogische Arbeit sollte einmal in Vollständigkeit durchexerziert werden. Und es sollte das auf einem besonders lohnenden Felde geschehen, insofern als das einfache Werken der Jugend gut in die Lehre geht zu dem auch stets vom Einfachen aufbauenden Schaffen des alten Volkshandwerks. Insbesondere gilt das natürlich für die Verarbeitung der Stoffe (Ton, Holz, Fasern, Metall) und die Erarbeitung ihrer gültigen Grundformen; in der weiteren Gestaltung aber würde der Sinn des Werkunterrichts „als eines besonders wesentlichen Teils der musischen Erziehung“, wie Reichwein ihn einmal bezeichnet hat, verloren gehen, wenn man ihn von Vorbildern, bei der Art der jugendlichen Psyche also von Vorlagen abhängig machen wollte. Wenn Reichwein dieses Problem nicht mehr, wie so viele andere zuvor, an der Wurzel faßte, sondern der musealen Volkskunde dabei einen verhältnismäßig großen Spielraum ließ, so lag das einmal an dem reichen Sammelgut seines Instituts, an dem er zunächst natürlich seine ganz freie Freude hatte, hauptsächlich wohl aber daran, daß er diese Arbeit zwangsläufig schon mehr als eine Art Deckmantel für seine beargwöhnte Persönlichkeit ansah, sie jedenfalls nicht aus grundsätzlichen Erwägungen bei den in unctionen romantischen Vorstellungen befangenen amtlichen Stellen aufs Spiel setzen wollte. Immerhin hat er in den Grundzügen auch da Klarheit zu schaffen versucht — namentlich durch die drei in der Idee und großenteils auch in der Durchführung ausgezeichnet von ihm gestalteten pädagogischen Ausstellungen „Ton und Töpfer“, „Holz im deutschen Volkshandwerk“ und „Weben und Wirken“, dann aber auch durch eine breit angelegte Arbeit draußen im Land, nicht nur im Rahmen der Schulerziehung, sondern auch überall im Arbeitsdienst,

Insti

Archiv

vor allem im weiblichen, im Reichnährstand usw. (Lehreraussprachen und -kurse, Beispiel-Unterrichtstage und -Unterrichtswochen, allgemeine Arbeitswochen, Vortragareihen usw.) — und er hat auch im Grundsätzlichen das Notwendigste ausgesagt, etwa in diesem Satz: „Wenn wir fragen, was wir von den alten schönen Dingen des Volkshandwerks lernen könnten, meinen wir ja gewiß nicht, daß wir sie ‚abschreiben‘, d. h. im äußerlichen Sinne nachahmen sollten, sondern vielmehr, daß wir etwas von ihrem Wesen in unsere Empfindung aufnehmen wollen, von der echten sauberen und sorgfältigen Art mit Werkstoffen umzugehen und aus dem Stoffe zu formen“ (Leitbuch zu der Holzausstellung S. 76, wie diese Leitbücher zu den drei genannten Ausstellungen überhaupt viel enthalten). Aus jener Zeit stammen schließlich auch der Beitrag „Schule und Museum“ zum „Schularchiv“, der eine überaus exakte Behandlung des Themas mit ausführlichen Arbeitsvorschlägen darstellt, und die Reihe von drei großen Aufsätzen mit dem Titel „Volksform“ („Der Stoff formt“, „Das Volk formt mit“, „Das Werk formt“) in der „Zeitschrift für Werkbüchereien“ etwa 1942 und 1943. In zwei Briefen an den Vater seiner Frau hat er unmittelbar persönlich über dieses Stück Lebensarbeit in der Gestaltungspädagogik berichtet, in dem einen mehr tatsächlich, im anderen grundsätzlich. Noch zu Ostern 1944 schrieb er: „Übrigens hat die, wenn ich so sagen darf, stille und hintergründige Arbeit an den werkerzieherischen Aufgaben in der jüngsten Zeit eine Reihe recht erfreulicher Früchte getragen; meine Taktik war in den letzten Jahren ja so angelegt, daß ich durch Vorträge und Lehrgänge draußen im Lande ständig Unruhe schuf, die Augen und Gedanken der Zuständigen daraufhin lenkte, daß im Kreis der musischen Erziehung der volle Einbau der Werkerziehung fehle, daß es hier um den gegenständlichsten Ausschnitt der gesamten Ausdruckspädagogik gehe und daß hier jetzt der Bewegungskampf der pädagogischen Bewegung sein nächstes großes Aufgabenfeld finde ... Außerdem versuchte ich draußen Präsidenten und Regierungen zu gewinnen, die notwendige konkrete Arbeit zu ermöglichen. Beides ist, das darf wohl heute gesagt werden, durch jahrelange Kleinarbeit gelungen und damit ist weiterer fester Grund gelegt für etwa Künftiges auf diesem Felde ...“ Einige Jahre vorher, Anfang Dezember 1940, hatte er geschrieben: „Mein Arbeitseinsatz geht weiter. Je mehr Schule und jegliche unmittelbar auf den Menschen gehende kulturelle Arbeit versacken, um so mehr reizt es mich, das Meinige, wo immer möglich, bis zum letzten zu tun.“

So hat er auch da nicht für sich und den Tag, sondern für uns und die kommende Zeit gearbeitet. Aber schließlich konnte er in diesem Wirken nicht mehr aufgehen. Das läßt sich ganz wörtlich verstehen, so als wenn bei einer falsch gestellten Aufgabe eben zum Schluß ein Rest bleibt. Es handelte sich nicht darum, daß ihm diese Arbeit nicht mehr genügte — er hat immer gern an Kleinerem seine Kräfte für Größeres getübt. Es wurde ihm auch nicht erst allmählich klar, daß ein Stück Gestaltungspädagogik allein in einer sich geistig auflösenden gesamten Pädagogik kaum zu halten war

— er hätte für seine persönliche Arbeit, notfalls auch in einer distanzierten wissenschaftlichen Art, die der Sache für später durchaus zugute gekommen wäre, schon seinen Platz behauptet. Ihn erschütterte auch nicht der Einbruch des Krieges in die Heimat — es hat nicht viele so tapfere Menschen im Berlin des Bombenkrieges gegeben. Ihm schlug einfach wie anderen das Gewissen, daß man dem falschen deutschen Geist, dem Ungeist unseres Volkes, von dem man sich anfangs schmäählich unachtsam hatte über-rumpeln lassen, die Gewalt wenigstens im Wirrwarr des Niederganges aus der Hand winden müsse, um seine letzten Exzesse zu verhindern und um zu beweisen, daß es auch noch einen anderen guten Geist in Deutschland gibt. Gewiß waren auch jene Menschen keine Engel und die meisten mögen auch den Sporn des Ehrgeizes gespürt haben, wie das zu gesunden Männern dieses Alters gehört. Ganz gewiß waren sie auch keine politischen Kömmer und Genies, sie dachten dafür noch zu sehr in allerhand überholten Kombinationen statt in der einen Realität: der für diese geschichtliche Stunde von uns selbst verspielten staatlichen Souveränität. Aber gewiß war in Bestimmten von ihnen, und zu diesen gehörte *Adolf Reichwein*, das Gewissen im Geistigen die letzte treibende Kraft. Die Sätze, die er Ostern 1944 auch an den Vater seiner Frau schrieb, beweisen das eindeutig: „Manchmal beneide ich die, die sich auf ihre Bücher zurückziehen und es den anderen überlassen, um die Zukunft im Tageskampf zu stehen. Aber in der Entsagung stärkt mich die Überzeugung, daß Zeitalter erst erfüllt werden können, wenn die *Schwelle* erkämpft ist. Und je seltener die Kämpfer sind, um so mehr Verantwortung liegt auf den Wenigen. Was der Mangel an Kampfgeist für Versäumnisse heraufbeschwört, habe ich in meinem Leben nachdrücklich erfahren; ein entsetzliches Feld Torso gebliebener Versuche liegt hinter uns. Was mich betrifft, so möchte ich nicht mit Schuld tragen an Versäumnissen. Wie schwer es auch ist, die Aktion mit der Kontemplation lebendig zu verbinden.“ Je länger je mehr ist er sich der tödlichen Gefahr, die er sich anschickte zu durchschreiten, bewußt geworden. Längst sprach er nicht mehr, wie er einmal im Sommer 1940 schrieb: „... Ich muß mich gar nicht von der Politik erholen, denn der Umgang mit den politischen Dingen hat zwar für mich oft leidenschaftliche Züge, aber kaum bedrückende, beklemmende oder krampfende...“ Er wußte es wohl schon in der Freiheit, was dieser Schicksalsgang bedeuten konnte. Aber wie schrieb er einmal über die Episode in Lappland, als er sich mit seiner Gruppe geradewegs durch Sümpfe hindurcharbeiten mußte, weil hinter ihnen der Hunger stand? „In der Entscheidung gibt es keine Umwege — —.“ So hat er jenen Gang doch angetreten, gewiß nicht wegen eines äußeren, sondern um des inneren Erfolges, um der geistigen Freiheit willen. Denn auch für ihn war die Freiheit das Element des Geistes. Und wie es ihm im persönlichen Leben schließlich doch nie um Ansprüche und Macht ging, sondern um die *moralische* Entscheidung, so wird ihm diese Haltung auch in seinem Opfer für uns die letzte Kraft gegeben haben.

Artur von Machui.

Güte des Herzens

Von OTTO FRIEDRICH HOLLNOW, Gießen

Eine der ersten und dringendsten Aufgaben, die in der gegenwärtigen Situation an uns gestellt sind, besteht in der Rückbesinnung auf die schlichten und einfachen Tugenden, die vor allen bestimmten ethischen und politischen Systemen als die unerläßliche Grundlage alles menschliche Zusammenleben bestimmen. In den vergangenen Jahren waren die besonderen Tugenden eines gesteigerten heldischen Lebens in einer so einseitigen Weise gepflegt worden, daß die in diesem Geiste heranwachsende Jugend kaum noch die Worte dieser schlichten und einfachen Tugenden kannte, sicherlich aber kein innerlich bejahendes und aufbauendes Verhältnis zu ihnen gewinnen konnte. Was war schon Andacht, Ehrfurcht, Demut und Bescheidenheit, Rücksicht auf den Lebensspielraum des anderen Menschen und Duldsamkeit gegen seine Eigenart, Duldsamkeit auch gegen seine Schwächen und Unvollkommenheiten? Selbst für die meisten Erwachsenen ist vieles von diesen Tugenden verschüttet, die Jugend aber hat oft nichts anderes gehört, als daß dies Eigenschaften einer verächtlichen Lebensschwäche und Lebensunsicherheit seien. Nietzsche hat mit diesen von seinen tiefer schendenden Verehrern meist etwas nachsichtig übergangenen Lehren bei seinen geschäftigen Nachläufern unendliches Unheil angerichtet. So entsteht die Aufgabe, diese stillen und einfachen Tugenden wieder lebendig zu machen. Hierzu gehört vor aller eigentlichen sittlichen Erziehung, im jungen — und auch im älteren — Menschen ein Verhältnis zu ihrer Eigenart und ein Gefühl für ihre Würde zu erwecken. Im erzieherischen Bezug gehört hierher vor allem die Güte, der daher die nachfolgenden Betrachtungen gewidmet sein sollen.

Die Güte ist allerdings keine Tugend der primitiven Anfänge, sondern setzt zu ihrer vollen Entfaltung schon immer eine gewisse Reife voraus. Das gilt sowohl von der Entwicklung des einzelnen Menschen als auch von derjenigen der Völker und Kulturen im ganzen. Das spiegelt sich in der deutschen Sprache schon in der Geschichte der Wortbedeutung. Das Wort Güte, von einem Menschen ausgesagt, hat sich sehr spät erst zu der heutigen Bedeutung von Herzengüte entwickelt. Bei leblosen Dingen, etwa bei Werkzeugen oder Waren, bezeichnet Güte auch heute noch allgemein die Qualität. Auf den Menschen angewandt hat sich die Wortbedeutung aber schon frühzeitig verengt und bezeichnet, wie auch das zugehörige Eigenschaftswort gut, nicht mehr die Leistungsfähigkeit im allgemeinen, sondern die Tugend im engeren sittlichen Sinn. Wie Nietzsche richtig gesehen hat, werden als gut dann insbesondere diejenigen Tugenden bezeichnet, die einen Menschen im menschlichen Zusammenleben schätzenswert machen. Gut ist der Mensch, der seinen eigenen Lebensdrang aus Rücksicht auf die Mitmenschen zu bändigen weiß und ihnen, auch auf Kosten des eigenen Vorteils, hilfreich entgegenkommt. Diese

ED-106156-83

PÄDAGOGISCHE STUDIEN

SCHRIFTENREIHE DER PÄDAGOGISCHEN HOCHSCHULEN NIEDERSACHSENS

HERAUSGEGEBEN VON HORST WETTERLING

HEFT 1

HANS BOHNENKAMP

GEDANKEN AN ADOLF REICHWEIN



GEORG WESTERMANN VERLAG
BRAUNSCHWEIG · BERLIN · HAMBURG

1949

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Professor Hans Bohnenkamp, Hochschuldirektor, Pädagogische Hochschule Celle

Gedruckt bei Georg Westermann, Braunschweig

Die „Pädagogischen Studien“ wollen in zwangloser Folge kleinere Arbeiten veröffentlichen, die, im Leben der Pädagogischen Hochschulen Niedersachsens entstanden und für die Auseinandersetzung in und zwischen ihnen gedacht, doch weitere Verbreitung wünschen lassen. Der Begriff der Pädagogischen möchte dabei in seinem weitesten Umfange verstanden sein, mit dem er alle erzieherisch relevanten Fragenkreise von der Anthropologie und Ethik bis zu didaktischen und methodischen Problemen zusammenhält.

Zwar scheint dies erste, dem Gedenken Adolf Reichweins gewidmete Heft, das keine Studie, sondern eine Freundesrede enthält, in den gesteckten Rahmen nicht zu passen. Aber es findet wohl seine Rechtfertigung in dem besonderen Verhältnis, das die herausgebenden Hochschulen mit Reichwein verknüpft. Er hatte an der Begründung und am Leben der alten Pädagogischen Akademien Preußens, deren Tradition die Pädagogischen Hochschulen seit 1945 zu erneuern und fortzusetzen streben, gewichtigen Anteil, und von seinen Freunden aus jener Zeit lehren heute nach Schicksal und Wunsch nicht wenige an einer niedersächsischen Hochschule. Sie tun das im Gedenken an Reichweins Art und Geist.

Horst Wetterling

Archiv

„Gib mir den Mann, der nicht seiner Leidenschaft Knecht ist, und ich will ihm in meines Herzens Tiefe, in meines Herzens tiefster Tiefe tragen wie Dich.“
Hansel

Das erste, was ich von ihm kennenlernte, war seine Stimme. Eines Morgens im Mai 1920 drang sie zu mir aus dem Garten herauf durchs offene Fenster in meine Studentenwohnung. Sie war nicht eigentlich wohlklingend, eher herb und wie auf einem zerbrechlichen Instrument gespielt. Ich weiß auch jetzt noch nicht zu sagen, worin das Berwiegende lag, das von ihr ausging. Vielleicht war es die ruhige Freiheit des Atems, aus der sie kam, oder die offene Sicherheit, die aus ihr klang. Jedenfalls ließ sie mich aushorchen, obwohl ich die Worte nicht verstand, die da gesprochen wurden. Und als ich später hörte, Adolf Reichwein wäre dagewesen und käme zu Mittag wieder, er wäre vom Friedberger Wandervogel und hätte vor, nach einigen Frankfurter Semestern nun in Marburg weiter zu studieren, war ich doppelt gespannt auf ihn. Denn der das sagte, sprach von ihm wie von einem Besonderen, so, wie man zu jener Zeit in der Jugendbewegung den inneren Rang, den man jemandem zuerkannte, ohne viel Worte deutlich zu machen wußte.

Ich war damals auf Menschen solchen Schlages aus, um sie für unseren Bund zu gewinnen. Das war eine 1912 aus dem Wandervogel und der Freien Studentenschaft hervorgegangene Korporation, die sich mit ganzer Absicht den nüchternen Namen „Akademische Vereinigung“ gegeben hatte. Denn sie wollte ihre Gemeinschaft nicht auf inhaltliche Thesen gründen; es sollte genügen, daß man zueinander hielt und einander Rede und Antwort stand. Die Ordnung des Bundes war also nur dazu da, den Boden zu bereiten und zu erhalten, auf dem man sich — nun allerdings in wissenschaftlicher Zucht — auseinanderzusetzen und in seiner eigenen Meinung und Haltung zu rechtfertigen hatte. Das geschah denn auch mit Ernst und Nachdruck. Dazu aber wuchs auf diesem Boden — trotz einer gewissen Kühle, die er immer behielt und die ihm einzelne vorwarfen — ein reiches, viele ständige Gäste mitumfassendes geselliges Leben, das sich um weltliche und geistliche Musik und Theaterspiele schloß, in den großen Pfingstfesten gipfelte und in weiten Ferienfahrten auslief. Der

Institut

Krieg hatte dies Leben abgeschnitten und dem Bunde seine Besten genommen. Nachher war es nicht leicht gewesen, die zersprengten Reste über den schmerzlichen Lücken neu zusammenzuschließen; nun aber dispergierten wir wieder, sangen Bach, spielten Shakspare und schwärmten nachts auf der Schloßmauer. Nur: unsere Studienzeit ging zu Ende, und wir suchten junge Kräfte, das Bundesleben fortzusetzen, das uns der Erhaltung und Erweiterung so wert dünkte.

An jenem Mittag also kam Adolf Reichwein zu Tisch, und seines Wesens Wohlgeartetheit war offenbar. Über aufrecht-schlankem Leibe, unter rotblond-leuchtendem Haar ein junger Kopf von prachtvollem Ebenmaß, fein modelliert, mit straff gespannter Haut; die Augen hellblau zwischen zarten Lidern, die Hände schön geformt und im Sprechen knapp, aber einprägsam bewegt — ein Bild vollendetem Zusammenspiels guter Kräfte, heil und fertig. Er sprach mit lockerer Bescheidenheit, aber nichts war nur so hingewagt, alles eigen, ob empfunden oder gedacht. — Später hat dann seine Weise, sich im Gespräch oder auch im freien Vortrag zu äußern, eine lebendige Bestimmtheit und Eigenart gewonnen, die unverwechselbar im Gedächtnis haftet. Er war kein Sittenstecher und holte seine Worte und Bilder ohne Zögern aus den vielen Bereichen, die er kannte: aus den Wissenschaften, der Journalistik, aus Bauerntum, Kriegswesen, Politik und Industrie, von Handwerkern, Seeluten, Arbeitern und Monteuren, aus seinem Heimatdialekt — von dem seine Sprechweise eine schön leichte Tönung behielt — und aus vielerlei Jargon. Aber gerade weil seine Sprachform ihm nie Selbstzweck war, sondern genau und geschmeidig den vollen Gedanken wiederzugeben trachtete, geriet ihm auch die Form. Sie war wie ein buntes, aber vollendet geschnittenes Kleid seines Denkens — auch dann, wenn er im vertraulichen Umgang sich einmal einer jugendhaften Wendung bediente. Mir liegt da noch immer jenes sonderbar gesprochene „bueno“ im Ohr, daß er aus Mexiko mitgebracht hatte und so gern als Zeichen fröhlicher Zustimmung verwandte.

Aber damit habe ich schon vorgegriffen. Das erste Gespräch an jenem Nachmittag ging um das Studium, den Wandervogel und den Bund. Von ihm wollte er Ziel und Wesen wissen: ich setzte sie ihm in verbendem Eifer aneinander. Aber sie genügten ihm nicht. Zwar begriff er durchaus, wie nötig uns in der Jugendbewegung die geistige Zucht der Wissenschaft wäre, aber er vermiste im Programm die Möglichkeit gemeinsamen Handelns als Bund, und zwar vor allem in Richtung auf eine gerechtere und gütigere politische Ordnung. Doren Chancen sah er mit der jungen Republik gekommen, aber schon in Gefahr, verspielt zu werden. Die von der Not gezeichnete, aber zukunftssträchtige Gegenwart war ihm — so empfand ich seine Worte — zu schade, im bloßen Denken vertan und an die Musen verschenkt zu werden.

Trotzdem war er am gleichen Abend bei uns „auf dem Hause“ zum ersten der Rundgespräche, an denen er fortan mitthet. Sie gingen das

Semester lang um Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“, und ich erinnere mich, daß ihn wie uns die These, der Mensch sei nur da ganz Mensch, wo er spiele, beglückend bewegte. Zum Pfingstfest spielte er in der Lutherkirche einen Geigenpart in einer Bachsonate und am Schröder Brunnen eine kleine Rolle in Shakespeares „Was ihr wollt“. Er spielte sich überhaupt schnell ein in den Bund und war bald der Führer seiner Füchse. Aber er ging darin nicht auf. Er studierte intensiv für sich, ohne viel Aufhebens von seiner Arbeit zu machen. Und als der Semesterschlußkonvent dem Brauch gemäß die Referate der Jungen über ihre Gedanken zum Bunde entgegennahm, um danach über die Aufnahme zu entscheiden, bekannte Adolf sich zum Wesen der Vereinigung nur mit zwei Vorbehalten. Mit dem ersten schränkte er die Gemeinschaftsideologie ein, die nicht vergessen dürfe, daß es zwischen Menschen noch engere und wesentlichere Bindungen gäbe als die des Bundes: die Ehe vor allem, die er früh zu schließen willens wäre. Mit dem anderen bat er zu erwägen, ob wirklich die „akademische Haltung“ zu den Zeitfragen unser letztes Wort bleiben müsse, ob es nicht doch Anlässe geben könnte, einer großen Sache auch einmal geschloßen heizuspringen mit dem Schwunge, den eben nur unsere heile Gemeinsamkeit uns gebe.

Inzwischen hatte sich mir etwas von der elementaren Entschiedenheit der Überzeugungen enthüllt, für die er jedermann jederzeit zum Handeln für verpflichtet hielt. Das war in Gesprächen über den Krieg geschehen, aus dem wir ja alle gekommen waren und von dem uns damals eine noch geringere Zeitspanne trennte als uns heute von seiner Wiederholung. Unsere Probleme damals waren denen der heutigen Jugend verwandt, nur waren sie offener, denn so über die Maßen grausig wie jetzt hatte sich das Wesen des Krieges noch nicht enthüllt, wenigstens nicht für jeden im persönlichen Bereich. Es war die Frage des Soldaten: kann ein Unterfangen, das so viel männliche Tugend geweckt, so viel willige Opfer gerufen und gefunden — und vor allem: jedem selbst bestätigt hat, daß er ein Kerl ist, kann ein solches Unterfangen dennoch verwerflich sein, darf es als verwerflich gelten? Adolf — der selbst als Stroßtruppführer ausgezeichnet, durch einen Lungenschuß schwer verwundet, durch einen Bajonettstich in den Arm noch damals am vollen Gebrauch seiner Rechten behindert war — Adolf antwortete sehr ernst, jedes Wort bedächtig wählend, mit einer Erzählung von vielen gestotzen Kanadiern, die er in einem flandrischen Walde einmal hatte liegen sehen und die ihm zum Inbild des grauenhaften Widersinnes geworden waren, der im Kriege walte. Nie und nirgends zu töten, war ihm die allerselbstverständlichste, allerswingendste Konsequenz der menschlichen Verantwortung. Er zog sie übrigens auf der ganzen Linie, für alles Leben und bis zur Ablehnung des Tötens aus Notwehr. Daß liebende, behütende Ehrfurcht vor allem Lebendigen der Quell des Guten sei, dafür habe ich dann auch in allen späteren

Jahren keinen bessern Zeugen und — vielleicht mit Ausnahme Albert Schweitzers — keinen inständigeren Arbeiter gefunden als Adolf Reichwein. Und hier ist vielleicht schon der Ort, einen ersten Hauptsatz für die Kennzeichnung seines Wesens zu wagen. Er sei aus dem Gegensatz genommen: Reichweins Wesen war der Roheit konträr. Har war er aus seinem Herzen feind. Wohl waren ihm Eigensucht schmäblich, Feigheit verädulich und Gier widerlich; aber Roheit wedte seinen hellen Zorn. Ob sie aus Stumpfheit oder Grausamkeit kam, sie brachte ihn in Harnisch. Denn sie verletzte am stärksten das Gesetz, nach dem er angetreten: mit männlichster Kraft dem schuldlos Schwachen und dem schutzlos Zarten beizustehen.

Die wache Behutsamkeit seines Wesens erstreckte sich auf den Umgang mit allem Gefornaten, ja mit dem Stoffe selbst. In seinen sprechenden Händen wurden Holz und Eisen, Stein und Glas, Fell und Faser auch für andere liebenswert. Als wir uns einmal an schönen und wohlfeilen, aber sehr dünnen Gläsern freuten, die wir in Händen hielten, und ich gegen deren allgemeinen Gebrauch ihre Zerbrechlichkeit einwandte, sagte Adolf, der Erzeuger rechne eben mit ihrem Massenverbrauch, aber die amerikanisierende Gepflogenheit, Dinge nach kurzem Gebrauch im Kehricht enden zu lassen, sei doch unanständig. Sparsamkeit sei ja viel mehr als eine ökonomische Tugend. Der fromme Sinn, mit dem unsere Väter etwa das Brot geachtet hätten, müsse unser Schalten und Walten mit allen Dingen bestimmen.

Die Zarten und Wehlosen unter den Menschen erschienen ihm gegenüber den Robusten und Gepanzerten von höherem Daseinsrecht, weil von reicherer Empfindung. Darum warb er sein Leben lang dafür, auf die Frauen zu hören und sie zu fragen, das Tun und die Ordnung im privaten und öffentlichen Bereich an ihren Wünschen und Zustimmungen zu messen. Als ich ihm einmal von zweien meiner Kinder schrieb, sie seien „redite Evastöchter“, warnte er mich vor dem Unernst dieser Wendung: von Eva stamme doch unser besserer, mahnender Teil. Ja, er billigte dem Zarten nicht nur ein höheres Recht, sondern er traute ihm im Grunde auch die höhere Macht im Dasein zu. Die Weisheit Chinas, nach der dem Schwachen über das Starke, dem Zarten über das Grobe, dem Weichen über das Harte der stille Sieg nicht nur gebührt, sondern auch zufallen wird, — diese gelassene Überzeugung der Geduld, deren seelische Quelle Reichweins sprühender Aktivität so fern erscheinen kann, kam doch dem, was er schon früh vom Leben hielt, ganz nah.

Nach in jenem ersten Jahre unserer Freundschaft begann er denn auch — als Dissertation bei Friedrich Wollers — seine Arbeit über Chinas Einfluß auf das europäische 18. Jahrhundert und begründete diese Wahl, die mir bei seinem brennenden Gegenwartsinteresse verwunderlich erschien, eben damit, daß er sich von diesem Wege in die Ferne eine Vertiefung der Wahrheiten verspreche, mit denen man Europa aus der Gewaltsamkeit seines Wesens lösen könne.

Archiv

Aber ich hatte zu den Umständen dieser Arbeit an Adolf damals noch eine andere, besorgtere Frage. Sie ging auf die Artung des Menschenkreises, mit dem sie ihn in Berührung brachte, eines Kreises mythischer Verehrung für einen lebenden Dichter und Seher. Zwar war auch ich, wie damals viele von uns, von den Versen dieses Dichters bewegt. Aber der Ausschließlichkeitsanspruch, mit dem er da in die bestimmende Mitte einer erlesenen Schar der imitatio gehoben wurde, und eine Art von zehrender Hitze, die von da her wehte, erfüllten mich mit Unbehagen. „Anflüg und Wuchs weist euch den Edlen aus“, sagte der Dichter. Adolf war von der Art, die in solcher Prüfung mehr als besteht, und ich war besorgt, daß der Kreis dieses esoterischen Kultes ihn ansaugen könnte. Aber er wies die Möglichkeit, die ich da für ihn fürchtete, mit lachender Sicherheit von sich, und ich weiß jetzt auch, daß sie wirklich nicht bestand. Man kann sagen: für das mediterrane Seelenklima, das man dort pries und suchte, lag sein Wesen zu nördlich. „Seine Augen waren wie vom Meerwind gewaschen“, schrieb mir neulich ein Freund, „er ist mir oft wie ein Wikinger erschienen.“ — Adolf selbst hat später mehrfach, wenn man ihn nach seinem Verhältnis zu Gruppen, Parteien und Bänden fragte, geantwortet, er gedenke als „Freibuteer“ zu leben, und wirklich hat kein Verband und Bund vermocht, ihn ganz mit Beschlag zu belegen und auszufüllen. Selbst an die Partei des Sozialismus, dem doch sein politisches Wirken und Werben galt, hat er sich erst in der hohen Gefahr fest gebunden, als andere schon überliefen. Der Mauer hatte er nicht bedürft, er sprang von außen in die Bresche.

Da er sich gegenüber allem Gruppeneist die Freiheit wahrte, konnte er sich den Individuen ungehindert öffnen. Von seinen menschlichen Begegnungen und Beziehungen zu berichten, das würde sein, als ob man ein Wunder erzählt. Er lebte schließlich in einem Kosmos von Verbindungen, deren Ausdehnung unaßlich, deren Stufung unbeschbar sein, deren Grund aber immer wesentlich war. Das Gewebe seiner Beziehungen ging über alle Schichten — vom Hafenarbeiter bis zum Industriekapitän, Gutsherrn und Minister —, über alle Berufe vom Philosophen und theoretischen Physiker bis zum Grobschmied, über Generationen und Gruppen von rechts bis links, über Länder und Kontinente von Berlin über Schweden, Holland, Frankreich, England, Amerika bis nach Japan, China und Neuseeland. Es wurde durch kein Vorurteil beschnitten und knüpfte sich an Leistung und Erfahrung jeder Art. Aber hinter der Funktion, auch hinter der apartesten Besonderheit — Reichwein hatte ein kleines Faible für Sonderlinge — suchte er doch immer die ethische Essenz, und die Stufe der Vertraulichkeit, die er den Menschen bestimmte, richtete sich nach den Zeichen, die sie auf dem Prüfstein der Moral hinterließen und deren sichere Deutung zu Reichweins Naturgaben gehörte.

Natürlich standen viele seiner Beziehungen im Dienste seiner Aufgaben, aber sie hingen davon nicht ab. Seine Hilfsbereitschaft war fast

Insti

sprichwörtlich, und auch mit seiner Findigkeit und Kraft zu helfen rechnete man später wie mit einem Fixum. Aber es war doch immer mehr als Dank, was die Menschen an ihm band. Seine helle Aufgeräumtheit — ich habe ihn kaum je gedrückt, niemals innerlich abwesend gefunden — ließ seinen Reichtum an Erlebnissen und Ideen immer gegenwärtig sein, man schied von ihm erfrischt, befeuert und erhoben. Er war bezaubernd — und zwar auf die nachhaltigste Weise. Aber: andere Männer haben Jünger, Schüler, Gefährten und Genossen, die folgen ihnen und verlassen oder verbiegen oft ihre eigene Lebensbahn. Adolf hatte vor allem Freunde; das will sagen, daß er sie sein ließ, wie sie waren, und sie in ihrer eigenen Art auf ihren eigenen guten Wegen ermutigte. Durch ihn wurde man mit sich selbst beglückt. Das ist vielen so geschehen. Er hatte die Gabe, vielen nahe zu sein und keinem zu nahe zu treten. Und viele würden auf die Frage, wer ihr bester Freund wäre, ohne Besinnen „Reichwein“ geantwortet haben. Hätte man ihn so gefragt, so wäre er wohl in Verlegenheit geraten. Für eine Antwort darauf war er zu reich.

Ein frühes Beispiel seiner Freundschaftsfähigkeit und -würdigkeit begann eben in der Zeit, in der er sein Chinabuch schrieb. In Berlin lebte der Sinologe Wilhelm Schüler, früher lange Jahre Missionar, Sprach- und Kulturforscher in China, nun Lehrer an der Universität, Vater zweier Bundesbrüder. Reichweins Verbindung mit ihm knüpfte sich über sächliche Fragen, wurde aber, als Adolf wenig später — in seiner ersten Berliner Zeit — bei Schülers wohnte, zu einem Verhältnis inniger Zuneigung, in dem die Spannung der Generationen aufgehoben schien. Wilhelm Schüler war älter als Reichweins eigener Vater, war zudem mit chinesischem Seelenart durchtränkt und hatte zu Europa den entsprechenden Abstand der Sicht und des Wesens. Sein Christentum lehrte und lebte Menschenliche, von der Hast und Unrast unserer westlichen Tage hielt er freundlich lächelnde Distanz. Aber gerade das mag ihn befähigt haben, Reichweins heiles und reines Wesen schnell und ganz zu entdecken. Als ich ihn einmal besuchte und nach Adolf fragte, sagte er: „Er schläft“ und nach kurzem Zögern: „Wollen Sie ihn sehen?“ Wir gingen leise auf den Balkon, er betrachtete mit verhaltener Innigkeit die im Schlaf nur noch geklärte Reinheit dieses Antlitzes und sah mich dann wortlos leuchtend an. Als Vater Schüler später starb und der Tod seinem versöhnlichen Leben einen erhabenen Ausklang gab, wachte Adolf die letzte Nacht bei ihm. Er sprach dann davon und sagte: „Jeder stirbt doch wohl auf seine Art.“ Das hat sich in mir fortbewegt gleich einem anderen Satz über den Tod, den er mir nach dem frühen Scheiden eines meiner Kinder schickte. „Ihr Weggang“, schrieb er, „ist eine schmerzhaft und tiefgreifende Erinnerung, daß wir unser sinnliches Dasein nicht so wichtig nehmen sollen wie unser Dasein als Sinnbild.“

Der Anfang meiner eigenen Freundschaft mit ihm — um in diese Zeit zurückzudenken — blieb nicht ohne Belastungsprobe. Noch im gleichen

Jahre, in dem er nach Marburg gekommen war, beendete ich mein Studium, verließ Stadt und Bund und hatte dann von Holland her nur noch entfernten Anteil an den Marburger Dingen. Ich hörte und las von Adolfs schneller Promotion und seinem ebenso schnellen Übergang in die Volksbildungsabteilung des Berliner Kultusministeriums, aber ich sah ihn nur kurze Tage während dieser Zeit und entsinne mich nur eines vornehmen Gesprächs, das wir beim Anstieg über den blühenden Hang eines Lahnberges führten, auf dessen Gipfel wir die Pfingstnacht beim Feuer verbringen wollten. Es ging um die blaue Blume der Romantik und ließ ihn zweifelnd fragen, ob wir denn recht täten, dergleichen in unseren Tagen noch zu suchen. — Zwei Jahre später, zu Pfingsten 1923, befanden wir uns in Abterode am Fuße des Hohen Meißner, wohin der Bund um der Konzentration der künftigen Auseinandersetzung willen sein Treffen verlegt hatte, in scharfem Disput um die künftige Richtung der Vereinigung. Er wollte sie politisch und pädagogisch aktivieren, ich suchte sie bei ihrer akademischen Neutralität zu halten. Mein Argument, dem Einzelnen bliebe ja alle Entscheidung unbenommen und die Nötigung, sich vor dem Forum des Bundes zu rechtfertigen, könne ihm nur nützen, fand er lau und eigentlich verkehrt. Denn das bisherige Ergebnis wäre doch, daß allzu viele von uns, geistig und ästhetisch versponnen, den Weg zur Entscheidung nicht fänden, und mindestens ebensosehr, wie geistige Offenheit Voraussetzung zu vorläufiger Ordnung sei, könne doch umgekehrt wirkliche geistige Freiheit erst auf dem Boden einer neuen Ordnung gedeihen. Wir einigten uns nicht. Das hatte zur Folge, daß der Bund blieb, was er war, sich später zu Zeiten wirklich philosophisch-theologisch ein wenig verspannt — und Adolf ihm gleichwohl treu blieb. In den Abteroder Tagen aber befehdeten sich zwei Lager noch mit anhaltendem Ernst, während Adolf und ich längst spazierengingen und einander lachend aus unserem seitherigen Leben erzählten. So souverän verwirklichte er, der Jüngere, aus der Weite seines Wesens für sich selbst, was ich ihm als Programm des Bundes nicht hatte aufreden können: daß nämlich menschliche Bindung und programmatische Übereinstimmung nicht voneinander abzuhängen brauchen. — und unsere Freundschaft hielt und befestigte sich trotz der ungünstigen Prognose, die man ihr aus unserem Dissensus gestellt hatte. Als zehn Jahre darauf Deutschland sein Gesicht verloren hatte, fanden wir uns auch einig, daß es, um das zu verbüten, so sehr an politischer Aktivität wie an geistiger Liberalität gefehlt hätte. Aber wer außer ihm hatte in unserer Generation die Kraft, beides gleich überzeugend zu repräsentieren?

Daß er das schon so früh konnte, ist wohl auch einer der Gründe für die befeuernde Wirkung, die sein Einspringen in die Volksbildungsarbeit hatte. Von Berlin ging er bald zu praktischem Wirken nach Jena, übernahm die Geschäftsführung der dortigen Volkshochschule und bald darauf die Leitung der Heimvolkshochschule der Zeiß-Werke. Was er in den

jungen Arbeitern vorfand, mit denen er sich dann in dem spartanischen Hause am Beutenberg zusammenlebte, war glühende Hingabe an ihr sozialistisches Zukunftsbild. Die hat er nicht gemindert, sondern durch gründliche Studien zu dauernder Einsicht erhoben. Was er aber zufügte, das war — nach dem eigenen Zeugnis seiner Schüler — nichts Geringeres als eine erfüllte Gegenwart. Wer so illüsig an eine gute Zukunftsordnung glaubt und das Vorhandene für so verwerflich ungeordnet hält wie seine jungen Sozialisten dort, der ist leicht geneigt, die Gegenwart unverbindlich zu nehmen. Dem hielt Reichwein sein „Hier und Jetzt“ entgegen, lehrte und lebte die Verpflichtung und den kostbaren Gehalt des Tages und der Stunde. Er nahm dazu die Deutungshilfen an, die ihm die deutsche Klassik bot. Von ihr, namentlich von Goethe und Hölderlin, war er schon früh und wesentlich erfüllt, — so wesentlich, daß seine Handschrift sowohl im Rückgreifen auf gewisse Einzelformen als vor allem in ihrem hingehend temperamentvollen Fluß davon mitgestaltet wurde. „Wir sind erst durch Goethe einer nahegehenden, dem Menschen eingeborenen Kraft voll innegeworden: die göttliche Wirklichkeit in der Erscheinung zu fassen“, so schrieb er später. Nun, er ward dieser Kraft inne, indem er selbst sie hatte und übte; sie prädestinierte ihn, lebendig zu lehren, und half durch ihn seinen Schülern, vor dem Tage weder in die Zukunft noch in die Vergangenheit noch in ein spekulatives Nirgendwann zu fliehen. Es wurde seine Kunst, Gegenwärtiges für Auge, Hirn und Herz vernehmbar zu machen. Einmal, im Anbruch zu einem Abend mit zwei anderen Freunden, sprachen wir beiden von dem, was da wohl herankommen würde. Ich meinte, wir würden wohl symphilosophieren. „Nur zu“, sagte er, „aber es ist die Frage, ob ich Euch dahin folge. Es gibt Wichtigeres.“ Nun, wir philosophierten, er „folgte“, aber dann rief er uns alle zurück zu den Fakten.

Mit Fakten sich selbst zu füllen, „was die Wimper hält“, war auch das Ziel der Weltreise, die er von Jena aus im Auftrage der „Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaft“ unternahm, aber auf eigene Faust weit über den gesteckten Rahmen ausdehnte. Sie begann im Sinne des Auftrags in den Vereinigten Staaten. Aber Adolf folgte den betretenen Routen nicht, sondern kaufte sich einen alten Ford, lernte im Handumdrehen fahren und durchquerte den Kontinent auf seine Weise: aus der Rolle des an Universitäten und Institute empfohlenen Gastes in die des unbekanntem Besuchers einsamer Farmen, des Tramps und Landarbeiters hin- und herwechselnd, wie die Gelegenheit es gab. An der Westküste segte er sich eine Weile in Seattle fest und begann sein Buch über „Die Rohstoffwirtschaft der Erde“, besuchte aber von da aus Pelzjäger und Holzfäller in Alaska und ließ sich dann auf der „President Madison“ als Matrose anheuern, um Japan und China zu sehen. An Bord lernte er navigieren und wurde Junior officer, befreundete sich aber auch mit der Chinesen-Crew der Wäther und Köche.

Archiv

die für die Kuomintang Waffen schmuggelte. An Japans Ostküste stieg er unheurlaubt aus, durchquerte das Land, meldete sich in Kobe an Bord zurück, wurde auch wirklich weiter mitgenommen, kam nach Schanghai und ging dort vor den Chinesen als deren Versuchsballon — nämlich mit einem zerlegten Karabiner unter dem Anzug — durch die englischen Posten. Nach seiner Rückkehr an Amerikas Westküste wurde die Fälschung seiner Papiere — er hätte der Heuer zuliebe seine Nationalität tarnen müssen — von amerikanischer Polizei entdeckt, aber mit jugendhaftem Verständnis und voller Hilfsbereitschaft wieder zugedeckt. Adolf ging dann durch Kalifornien nach Mexiko, reiste dort zu Pferd und Boot, gesellte sich einem General im Kampf gegen Aufständische, bis ihn der Ekel vor der Brutalität aus dessen Lager trieb, und kehrte weit später als vorgesehen zurück. Ich vergesse unser Wiedersehen nicht: er kam mir auf einer breiten, leeren Treppe der Berliner S-Bahn von oben entgegen und zog, als grüße er die Heimat, von weitem langsam den Hut. Dem ersten Blick schon schien er breiter, kraftsicherer, aber noch heller geworden.

Er brachte dreifache Ernte heim. Zu oberst die wissenschaftliche, mit der er weit über den Kreis seiner Jungarbeiter hinaus das deutsche Wissen mit Material und Ergebnissen bereicherte. Darunter die der Erfahrung mit Menschen aus der Mitte und aus den Grenzbereichen des Lebens, von denen er uns viele so gültige wie farbige Geschichten erzählte und in den „Erlebnissen mit Tieren und Menschen“ aufzeichnete, Geschichten, die, wie er selbst dazu schrieb, voraussetzten, „daß ich das Leben in allen seinen Formen liebe, weil diese Liebe allein Erkenntnis bringt“. Zuunterst die der eigenen Erprobung. Das Mißtrauen gegen die domestizierende Verweichelung der Zivilisation war ja ein Element der Jugendbewegung, aber ich weiß keinen aus ihren Reihen, den das Problem darin so ernsthaft bewegt und zu so wirklichen Lösungen geführt hat wie ihn. Daß die Daseins erleichterungen unseres unliegendsten Lebens uns Erprobungen ersparen, auf deren Bestehen wir doch angelegt sind, und daß es uns deshalb an härtesten wie schneidigenden, an ermutigenden wie begütigenden, überhaupt an elementaren und klaren Bewährungen fehlt, deren die Natur in uns bedarf, das war ihm fast schmerzhaft deutlich. Das Rezept, das er sich und anderen dagegen verschrieb, war: an die Grenzen gehen, sich dahin begeben, wo der technische Wall unseres Daseins ans Freie stößt und der Mann gegen die Elemente steht. Da Gefahr ihn lockte, hat er dabei gewiß auch die Grenze zwischen Kühheit und Leichtsin überührt, aber doch nicht überschritten, wie ich meine. Denn freilich hat sein Leben oft am dünnen Faden gehangen: jener alte Ford, mit dem er in den Mountains abstürzte und neben dem man ihn bewußtlos liegen fand, ist nicht der einzige Wagen geblieben, der seinem Schneid zum Opfer fiel; und die alte Zigeunerin, die ihm einmal aus der Hand orakelte, er müsse sich vor dem Fallen hüten, hat — wie er selbst lächelnd zugab — Recht

Insti

behalten; ein Absturz von der südenenglischen Steilküste, an der er brütende Vögel klanca wollte, ist ein weiteres Beispiel dafür. Aber Leichtsinm wäre durch derlei Erfahrungen wohl korrigiert worden; seine Kühnheit wuchs daran.

Da er sich Rechenschaft legte, konnte er es verantworten, auch andere — seine Jungarbeiter, Gruppen der Jugendbünde und in entsprechender Beschränkung später auch die Kinder seiner Schule — auf solche Grenzgänge mitzunehmen. Im „Hungernmarch durch Lappland“, den er als Bericht von einer dieser Unternehmungen schrieb, steht der Satz: „In der Botscheidung gibt es keine Umwege.“ Das ist ein lapidarer Ausdruck für die erziehende Kraft, die er auf diesen Fahrten suchte und — fand, weil sie ihn selbst in die Lage setzten, im elementaren Tun und Dulden Vorbild zu sein.

Aber sein passionierter Wagemut trieb ihn auch in Regionen, wohin er keine Schär mitnehmen konnte. Ich muß auch heute, nachdem der zweite Krieg meine Begriffe von fliegerischen Möglichkeiten noch einmal erweitert hat, unumwunden sagen, daß Adolfs Art zu fliegen ausgesprochen kerk war. Wo überall und wie er gestartet und gelandet ist und was da oben inzwischen geschah, davon wäre manches zu berichten. Adolf ging eben auch hier an die Grenze — sowohl seiner Kraft als der Möglichkeiten seiner kleinen Klemm, die er so liebte. Dies libellenhafte Gebilde aus Birkenholz und Seide mit dem kleinen 40pferdigen Salmson-Motor — der nur zu Zeiten recht schwer ansprang, so daß wir uns beim Anwerfen die Arme müde zogen — war ihm toner wie dem Künstler seine Geige und dem Reiter sein Pferd. Und wenn er flog, hatte er die Heiterkeit des von seinem liebsten Spiel Erfüllten. Die war so mitreißend und ansteckend, daß man sich ihm trotz der geahnten Gebrechlichkeit des Unternehmens bedenkenlos anvertraute. Ich bin nie ein beseligterer Fluggast gewesen als im offenen Vordersitz der kleinen Klemm, aus dem mir doch der scharfe Fahrwind gleich beim ersten Flug die Karte entriß. (Adolf lachte nur.) Und wenn wir auch manchmal bedenklich an Höhe verloren, weil Adolf so oft den Motor drosseln mußte, um mir Rede und Antwort zu stehen, — die Freiheit in Sonne und Wind hoch über dem Teppich der Erde war nie so beglückend, wie wenn er am Knüppel saß. Er selbst hat sie genossen und genußt — er flog ja mit offenen Augen und offenem Kopf, und keine Art zu schauen war ihm gemäßer als die des Vogels: rasch, scharf und umfassend. Bis in die bevorzugten Bilder seiner Sprache ist diese Art gedrungen — und daß er vier Jahre hatte fliegen dürfen, gehört zu den Geschenken, für die er dem Leben noch in seinen letzten Stunden Dank gesagt hat.

Klar im Geist, mit Anschauung erfüllt, erzieherisch erfahren und ritterlich erprobt, trat er 1928 in die Zeit seines sichtbarsten Wirkens. C. H. Becker, der weitblickende preußische Kultusminister, wählte ihn aus der

ihm verbundenen Schar junger Deutscher als seinen persönlichen Referenten. Schon 1924 hatte Adolf an einer Besprechung des Ministers mit jungen deutschen Kräften, deren Wortführer damals Fritz Klatt war, über die künftige Bildung des Volkshlehrers wichtigen Anteil gehabt; ich erinnere mich noch bildhaft, wie er dort, gelassen an das Pult gelehnt, mit unbefangener Siderheit Männern wie Spranger und Guardini seine Gedanken über staatsbürgerliche Erziehung entwickelte. Damals hatten wir uns mit unseren Vorschlägen gegen die „erfahrenen“ Schulmänner nicht durchgesetzt. Jetzt aber — 1929 — griff Becker den Gedanken wieder auf, und Reichwein wirkte bestimmend mit an der Gründung jener zweiten Gruppe der Pädagogischen Akademien — z. B. Altona, Frankfurt/Oder, Halle, Kassel —, mit denen die Jugendbewegung ihren bislang mächtigsten öffentlich-erzieherischen Einfluß gewann. Und als 1930 die Minister wedselten, ging er als Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde an die Pädagogische Akademie nach Halle.

Zur Gründungsfeier der Akademie schrieben ihr die Dozenten je einen Wahlspruch ins Stammbuch. Adolf wählte den Satz von Marx: „Die Philosophen haben die Welt interpretiert, Ihr sollt sie umgestalten.“ Das bestimmte auch den Sinn seiner Lehre und seines Lebens inmitten der Studenten, die ihm aus dem Hörsaal in Zeltlager, auf Fahrten und auf Streifzüge folgten, in seiner Wohnung heimisch wurden und ihn überall verehrten. Aber er beschränkte sich auf Halle nicht und wurde nicht nur in dem wörtlichen Verstande, in dem die Flugplakmonteure die Bezeichnung gebrauchten, sondern auch im übertragenen Sinne der „liegende Professor“: mit seinem Sperrholzvogel bei den Schwesterhochschulen, in Arbeitslagern, Freizeiten und bei den Bündischen Jugendgruppen auftauchend, kaum einem Rufe sich versagend, heiter und gelöst Vortragend und debattierend, als hätte er viel Zeit. Unternehmungen und Fahrten anregend und Beziehungen vermittelnd, am anderen Tage von einer Wiese startend und von oben Abschied winkend.

Ein Nimbus, gewoben aus Abenteuern. Kraft zu helfen und Präsenz des Geistes, umgab ihn in diesen Jahren. Der Kreis, in den er trat, verwandelte sich ihm an, wurde hellhörig und aufgeräumt. In Prerow bei Fritz Klatt, wo wir uns in den Sommern trafen und mit Studenten, die wir mitgebracht hatten, und anderen jungen und alten Gästen des Freizeitheims Kurse hielten, behaupteten die anderen Lehrenden in getrennten Stunden ihre Hörerzahl nur schwer, aber in gemeinsamen Rundgesprächen gewannen sie durch Adolfs Aufmerksamkeit Profil und Gewicht.

Er glaubte, wie viele gute Menschen, an das Gespräch. Aber er konnte es auch führen — in dem Doppelsinne, den „führen“ hier haben kann. Ihn fronte die Kunst, einander „die Bälle zuzuspielen“, wie er das nannte. Auch in den späteren, dunkleren Jahren, als der Kreis der Sprechenden klein, heimalidi und besorgt geworden war, verstand er es, ihn im Spiel

des Gleichgewichts zu halten, und noch während des Krieges gab es in seinem Hause, ohne Aufwand und Anspruch, Abende voll Harmonie.

Er konnte binaufliegend erzählen. Seine erlebten Geschichten standen jede für sich in einer Atmosphäre voll Licht und Frische, Untergründiges klang leise mit, aber der Hauptklang war helle Güte. Am Strand in Prerow oder unter dem Gehäke einer Mühle in Barchin baunte er uns mit ihnen nächtelang. Wenn dann morgens die Sonne aus der See heraufkam und wir auf dem Heimweg lange Schatten auf den Sand der Dünen warfen, lebte in uns etwas von der Weite der Welt, dem Spiel des Schicksals und der Tapferkeit des Herzens.

Mit dem Jahre 1933 verlor er sofort seinen Lehrstuhl in Halle. Die kleine Klemm mußte er verkaufen. Aber zur gleichen Zeit tat er etwas sehr Zukunftsfrohes: auf sich und seine Frau vertrauend und auf die Wiederkehr der Freiheit hoffend, gründete er seine Familie.

Einen Ruf in die Türkei auf einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeographie erwog er sehr gründlich. Seine Emigration beschäftigte uns mit ihm im Sommer auf dem Darß, und als er vor uns abfuhr, sangen und winkten wir ihm einen Abschied ins Ungewisse. Aber er entschloß sich, zu bleiben und den Versuch einer pädagogischen Insel zu machen, eines heimlichen Modells künftiger freier Ordnung. Er ging in das braun gewordene Ministerium, das seinen Namen und Ruf natürlich kannte, und erbat sich in Ruhe eine einklassige Schule. Man war verduzt und auch charmiert, gab ihm Tiefensee im Kreise Niederbarnim, landschaftlich schön und leicht erreichbar, mit 40 Schulkindern in der Gemeinde, und gewährte ihm sogar zwei Junglehrer seiner Wahl als von ihm zu fördernde Assistenten, die er sich auch heranzog, aber durch das Mißtrauen und die Mißgunst der Parteistellen schnell wieder verlor. Nun stand er mit seiner Frau allein, übte und lehrte die Kunst, aus Nichts etwas zu machen, und schuf damit — in eigener Mühsal tags und nachts — die Schule in ein Kinderland um. Ich kenne keine Stelle, welche die Gedanken der deutschen „pädagogischen Bewegung“ inniger befolgt und schöner bestätigt hätte als Tiefensee. Im Sommer war der Garten mit seinen selbstgezimmerten Tischen und Bänken, aber auch mit seinen Beeten und Bäumen, und waren weiter Feld, Wald und Seeufer wichtiger als die Schulstube. Wenn man aber winters in die Klasse kam, fand man sich wie in einer Familienwerkstatt: es roch nach Leim und Spänen; Materialien und entstehende Gebilde — Brauchgut und Modelle — lagen auf Tisch und Bord, Zeichnungen und Bilder bedeckten die Wände. Von kleinen und großen Händen wurde gefalzt und geklebt, geknetet und gemalt, geschnitzt und gehobelt, gehämmert und gelötet, geschnitten und gewebt mit Frohlichkeit und Rücksicht auf den Nebenmann. In einer Ecke stand eine Gruppe in Betrachtung oder Besprechung vertieft, während eines der großen Mädchen mit den Kleinsten rechnete und schrich. Adolf war überall zugleich, beantwortete Fragen.

griff helfend zu, gab stumme Winke, sammelte hier und da die ganze Schar zu einem besinnlichen Gespräch und sorgte, daß die Stücke eines vieltgliederigen, elastischen Zeitplanes ohne Lücke ineinandergriffen. Wenn er mittags die Kinder entlassen hatte, begannen für ihn Kontrolle und Rechenschaft, Probieren und Planen. Nachmittags kamen immer Kinder, um weiter zu basteln, Stücke zu üben, den nächsten Morgen vorzubereiten, und abends saß Adolf bis in die Nacht über Büchern und Heften, Zeichnungen und Tabellen oder Schraubstock und Feile. Er ging wieder an die Grenze seiner Kraft; Frau und Freunde wurden besorgt, aber er wehrte ab: „Dies Instrument muß ich auf alle Möglichkeiten durchprobieren.“ Erst als er das wirklich getan hatte, schrieb er davon einen Bericht, in dem er seine Kinder als „Schaffendes Schulvolk“, seine Schulmeisterautorität als Vorbild im Können und die wirklichen An- und Anforderungen der Umwelt als die vorzüglichsten Lehrgegenstände begriff und über dem als Motto das Pestalozziwort stehen konnte: „Das große Fundament aller Bildung ist entwickeltes Kraftgefühl.“ Die Zeit — 1938 — hatte wenig öffentliches Organ für den Schatz, der ihr da geboten wurde, aber stille Wirkung tat er doch, und auch die Schule selbst strahlte sie aus. Freunde kamen zu Besuch und wurden zu den Kindern in die Arbeit gespannt, Handwerker halfen bauen und zimmern, und der Förster im Dorf, einmal nach seinem Urteil über Reichweins Wirken gefragt, gab zur Antwort: „Der Professor? Wissen Sie — der hat unsere Kinder frei gemacht.“ Er arbeitete entwerfend und erprobend mit am Unterrichtsfilmbüro; die Hochschule für Lehrerbildung in Cottbus schickte ihm Studenten als Praktikanten, holte ihn zu Vorträgen und hatte 1939 gerade seine Ernennung zum Rektor ihrer Versuchsschule eingeleitet, als ihn das Ministerium an das Volkskundemuseum in Berlin berief, damit er dessen Arbeit pädagogisch fruchtbar mache.

Darüber brach der Krieg herein, er erschwerte und verdunkelte die neue Aufgabe mehr und mehr. Gleichwohl packte Reichwein sie mit Schwung und führte sie zu klaren Lösungen. Aus seiner Schulwerkstatt wußte er gut, daß kindliches Schaffen im Kopieren von Vorlagen nicht zu sich findet; deshalb sichtete, nutzte und deutete er die Museumsschätze als historische Beispiele materialgerechten Werkens, ließ ihre Grundformen mehr als ihre Zierden sprechen und ordnete sie vor allem nach den Grundstoffen, denen er in den Räumen des Prinzessinnenpalais Unter den Linden je eine große Ausstellung („Ton und Töpfer“, „Wirken und Weben“, „Holz im Handwerk“, „Werkstoff Eisen“) widmete. In ihnen belebte er die sorgsame und unromantische Auswahl fertigen Gutes durch die Prozesse des Werdens; der Töpfer an der Scheibe, der Weber am Stuhl, der Schneider an der Bank und der Schmied an der Esse machten deutlich, daß „der Stoff mitformt“, und wo es ging, ließ er die besuchenden Kinder gleich selbst probieren. Seine eigene Liebe zu Stoff und Form lebte darin

mit; ich erinnere mich auch noch, wie ihn die allen Pflanzenfarben in ihrer Klarheit und in der harmonisierenden Begrenztheit ihrer Möglichkeiten gegenüber der schillernden und lauten Willkür der Anilinergüsse erfreuten und er eifrig die Rezepte zu sammeln und neu zu erproben trachtete, oder wie er bei dem alten, verehrungswürdigen Kunstschmied Schramm sein Verständnis für Eisen als Werkstoff verteilte. Trotz Bomben und überfüllter Züge reiste er im Reiche umher und warb bei Präsiden, Regierungen, im Arbeitsdienst und Frauenwerk für die Gleichberechtigung des Werkchaffens in der musischen Erziehung. Er reiste sogar im Auftrage der Wehrmacht zu politisch neutralen Vorträgen über Wirtschaftsgeographie nach Dänemark, Frankreich und Rußland.

Aber das war doch von Adolf nur mehr ein Teil, wenn auch ein echter. Die Arbeit, die er in Tiefensee und Berlin tat, war gewiß wie ein klar und groß entworfenes, überall dichtes, farbreiches und haltbares Webstück, ein Muster für Kompande. Aber sie war zugleich die immer dünner werdende Decke über einem leidenschaftlicheren Tun. Seine eigene Degradierung hatte ihn nicht verwundet, er hatte sich schon zur Härte im Nehmen errogen. Ihm blieb ja zudem Verehrung genug, dazu ein Arbeitsfeld und widerwilliger Respekt selbst seiner Gegner. Aber der Sozialist in ihm war verwundet durch den Pseudosozialismus Hitlers, der Deutsche durch die Verzerrung und Entstellung deutscher Art, der Wahrhaltige durch den vorlogenen und so verführenden Mißbrauch echter Werte, der Freie durch die Knobelung des freien Wortes, der Mensch durch die brutale Gewalt. Zuerst hoffte er, das Gewitter würde sich schnell abregnen, man könnte so lange unter ein Dach wie das seine treten und in gereinigter Luft bald neu beginnen; er hat die kalte Konsequenz des puren Machtwillens und die Dämonie entfesselter Hilfskräfte, die da am Werke waren, lange unterschätzt. Aber je mehr Deutschland geblendet wurde, je mehr sich das Unwesen festraß und je drohender das Unheil wuchs, um so entschlossener wurde sein tätiger Widerstand. Er begann mit weitreichenden Erkundungen über Verbleib, Gesinnung, Tätigkeit und Tarnung der alten Bekannten, von denen nur wenige fallen gelassen werden mußten, während neue dazukamen, so daß das Netz seiner Beziehungen eher enger als weiter wurde. Seiner Festigung dienten schon die meisten Besucher in Tiefensee. Dort traf man sich; hinter dem pädagogischen Interesse wachte das politische. Als wir zur Taufe von Adolfs Sohn im Schulhause Pate gestanden hatten, konzentrierten am Nachmittage alte Jenauer Schüler von ihm, aber mit den Geigenkästen und Flötenfunicralen brachten sie Informationen herein und hinaus.

Den Ruf nach Berlin nahm Reichwein vor allem deshalb an, weil er den Menschen und Ereignissen dort näher war, auf die es ankam. Es ist ihm nicht leicht gefallen zu konspirieren, denn Heimlichkeit lag ihm nicht, und Verstellung hat er seinem Wesen kaum abringen können. Wo es

Archiv

nottat — und es wurde immer nötiger —, konnte er vollendet schweigen und durch die präsenste Fülle seines Geistes namerklich ablenken. Aber was ihm lag, war entwaffnende Offenheit, mit der er in die Gewissen drang, so daß sie den Verrat schreuten.

Der „Kreisauer Kreis“ war der Ring des Vertrauens, in dem er stand und wirkte. Kreisau, das Moltkesche Familiengut in Schlesien, war der Ort heimlicher Besprechungen, in denen etwas Erstauuliches gelang. Daa dort einigten sich Männer aller früheren politischen Lager auf ein Programm der Ordnung des Reiches, das in den ersten vorgesehnen Schritten fest, klar und bestimmt war, in den späteren alle Möglichkeiten einer gerechten Sozialordnung offenlielt. Ich darf das Inhaltliche dieser Entwürfe hier übergchen, sie gehören der Geschichte und harren ihrer baldigen Darstellung. Nur vom Pädagogischen darin, das mich durch Adolf in jedem Urlaub bewegte, sei gesagt, daß es zu den ersten geplanten Schritten gehörte. Es ging dabei vor allem um die Universitäten: nicht nur um die selbstverständliche Wiederherstellung der ganzen Freiheit von Lehre und Forschung, sondern auch um eine neue Intensität und Höhe der geistigen Bemühung, für deren Ermöglichung und Sicherung die Errichtung besonders herausgehobener Stätten zu bedenken war. Ebenso sehr aber ging es um die Lehrerbildung, für deren akademischen Charakter Adolf seinen Kreis erst hatte gewinnen müssen und die dann so geplant werden konnte, wie es unserer Erfahrung entsprach.

Es ist sehr schön zu wissen, daß Reichwein in den letzten Jahren — nächst seiner Familie, die in der Frau und vier Kindern sein Wesen spiegelt — ihm umgab, viele Berliner Bombennächte tapfer und heil überstand und nach der Zerstörung von Wohnung, Hab und Gut in Kreisau wohnte — in den alten und neuen Freunden dieses Kreises menschlichen Rückhalt höchsten Ranges hatte. Die geistige Lebendigkeit und selbständige Freiheit, die geprägte Lauterkeit und menschliche Güte Mierendorffs, Haubachs und der Grafen Moltke und York — um von den Toten die zu nennen, die mir selbst zum Bilde geworden sind — müssen helle Lichter werden in Deutschlands Gedächtnis an seine dunkelste Zeit.

Der Kreisauer Kreis war keine Verschwörung, um Hitler Gewalt anzutun, sondern die geistige Vorbereitung dessen, was nach dem schnell und sicher kommenden Ende seiner Macht zu geschehen hatte. Adolf hat den Gedanken, dies Ende durch Tyrannenmord noch zu beschleunigen, unter oft erneuerten Zweifeln verworfen. „Die Kur ist schrecklich, aber sie muß sich vollenden, anders lernt Deutschland nicht“, sagte er mir im Gespräch, aber er ließ doch erkennen, wie schwer es ihm wurde, daran festzuhalten, wenn ihm eine neue Nachricht aus dem großen, nicht endenwollenden Sterben traf.

Als ich ihn im Januar 1944 zum letzten Male besuchte, war er voll Trauer über Mierendorffs Tod und voll zweifelnder Sorge über die von

Institut

einigen Kreisauern eingeleitete Verbindung zu Gördeler und dessen Kreise, Mollke wurde wenig später verhaftet; Adolf schrieb, der Bliß wäre jetzt auch in sein Dach gefahren. Ende Mai, als ich kurz in Deutschland war, verfehlten wir uns mit unseren Telegrammen, und ich traf Adolf nicht. Anfang Juli, als ich einen halben Tag gehabt hätte, ihn aufzusuchen, war er verschwunden, und ich fuhr, Schlimmes ahnend, zur Truppe über die Grenze.

Es wird — wenn das überhaupt geschehen ist — für Adolf und seine Freunde kein leichter Entschluß gewesen sein, dem Versuch einer Gewaltlösung zuzustimmen und sich an ihm zu beteiligen. Für den letzten Schritt, den Adolf selbst dabei tat, empfahlen ihn wohl sein Mut, seine menschenverbindende Vertrauenswürdigkeit und die Weite seines Westens (ich erinnere mich noch eines früheren Gesprächs zu dritt mit Mierendorff, in dem Adolf in der Frage des Ostens und des Kommunismus der Vorurteilsloseste und Weitherzigste gewesen war). Er und Leher verhandelten also mit der kommunistischen Widerstandsgruppe und wurden dabei durch einen Spigel verraten und verhaftet, noch ehe die Freunde am 20. Juli scheiterten.

Gefesselt, gequält, die Hoffnung nicht lassend und ungebeugt verbrachte Reichwein 8½ Monate in den Kammern der Gestapo, bis ihm der höhrende Freisler hinter den Schranken des „Volksgerichts“ sein Urteil sprach. Was wir tun konnten, sein Handeln für die Augen der Machthaber zu verharmlosen und wenigstens Begnadigung zu erwirken, wo wirkliches Recht ihn befreit und erhöht hätte, war wenig und ganz ohnmächtig. Am Nachmittag des 20. Oktober 1944 saßen seine Frau, Gräfin Mollke und ich in von Ohnmacht und Sorgen ersticktem Gespräch, während er sein Leben ließ. Die Art, wie man es ihm nahm, wie man ihn heimlich und feige den Zärtesten, Offensten und Kühnsten zu Tode brachte, ist ein schriller Widersinn.

Ein englischer Freund hat von ihm geschrieben, er hätte „die kontemplative Weisheit eines taoistischen Mönches mit dem Feuer eines makellosen Kreuzritters“ vereinigt. Daraus spricht die Verwunderung vieler Freunde über die Verbindung von Weite und Tiefe, Kraft und Lauterkeit in dieser einen Natur. Philosophische Interpreten des menschlichen Wesens meinen, zwischen den Werten der Fülle und der Reinheit bestehe Antinomie. Daß dem nicht notwendig so ist, dafür ist Reichweins Wesen ein — vielleicht einamer — Beleg. Seine fast magische Anziehungskraft entsprang ja nicht nur aus der Spannweite seines Geistes, in der zudem fast alles Kennen vom Können kam, nicht nur aus der Fülle des Erlebten und aus seiner Zähigkeit im Ertragen wechselnden Geschicks, die an den ähnlich drahtigen und rothaarigen T. E. Lawrence erinnert, nicht nur aus der Vielfalt seiner starken Tugenden, sondern vor allem aus der darunter sich erhaltenden und immer durchscheinenden Reinheit seines Wesens. Sie

war also „helle Magie“. In dem Bilde, das wir uns von ihm machen, fehlen sowohl die Verhangenheit nächtlichen Trauerers wie das Dunkel der Dämonie. Aber der Eindruck des ungestört Universellen wird dadurch nicht beeinträchtigt, sondern erst ermöglicht.

Es gibt wohl keine Deutung für dies Phänomen, es wuchs aus den Gaben des Schöpfers. Aber um es besser anzuschauen, kann vielleicht ein Hinweis dienen, noch einmal aus dem Gegensatz: Reichwein war ohne Ressentiment. Sein Herz blieb allen Werten offen, heimlicher Neid konnte es nirgends verriegeln. Da seine innere Ehrlichkeit sich vom Schönen jeden Sinns auch da ganz ergreifen ließ, wo er es selbst nicht zu erfüllen glaubte, hielt sie ihn rein und machte ihn reich.

Um das freilich durchzuhalten, mußte er auch eigenes Können erproben und sich des so Entdeckten freuen. Das tat er im Kleinsten: Als wir einmal am Strande Bogen schossen, sagte er im Draufzukommen: „Das habe ich noch nie gemacht“, nahm nach einer Weile des Zusehens Pfeil und Bogen in die Hände, zog die Sehne, schuß, traf und sagte dann strahlend: „Ich kann's.“ In großen Dingen sagte er das nicht, aber Natur und Schicksal haben ihm das Glück des Könnens oft vergönt.

Er kannte das Faszinierende der Macht. In seiner ersten Berliner Zeit stand wohl nicht zufällig eine Cäsar-Büste auf seinem Tische. Aber er hat — und erst das bringt uns an seines Könnens harten Kern — die Leidenschaft des Herrschens ganz auf sich selbst gewandt. Er war Meister der Selbstzucht. Askese wäre ihm zu billig erschienen. Aber er genoß mit feinsten Sinnen und so, daß er den Wein des Lebens nicht vergoß und den Kristall seines Willens nicht trüben ließ. Was er sich, Müdigkeit niederkämpfend, an Entbehrungen und vor allem an ständigen hohen Leistungen abverlangte, wie er sich wach und geschmeidig hielt und dabei fröhlich blieb, das streckte sein Wesen in seine bleibende Form: er war, vom eigenen Willen gespannt, wie ein federnder Bogen aus Stahl.

Natürlich konnte er nicht alles. So konnte er sich kaum versagen, weder menschlicher Bitte noch der Fülle des Augenblicks. Die Geschichte, wie er, bis zur letzten Sekunde angefüllt, in Schanghai die Abfahrt seines Schiffes versäumte, ihm in einem Schnellboot nachjagte und mit letzter Kraft an einer Stahltrasse die hohe Bordwand hochenterte, ist wie ein Bild seines bis zum Besten gefüllten Lebens, in dem er manche warten ließ, aber schließlich doch getreulich kam. — Er konnte auch nicht im Hintergrund heimlich am Faden ziehen, konnte nicht andere vorschicken und vor sich schieben. Was er dachte und wollte, sagte und verantwortete er selbst; Gefährten und Gegner kannten ihn von Angesicht. — Er konnte schließlich keinen Menschen zum bloßen Mittel machen. Von einer politischen Funktion, die das wohl gefordert hätte, sagte er einmal: „Das kann ich nicht.“ Politik war für ihn kein „hohes Spiel“, sondern das Feld des Kampfes für die Moral. Darum argumentierte er auch nie nur

Inst

politisch mit den Begriffen der Macht, sondern immer ethisch mit Gründen des Rechts.

Die Welt ist wohl noch so, daß man es schwer hat, wenn man Großes will und diese drei Küste nicht besitzt. Aber ihr häufigeres Fehlen würde doch Wege frei machen in eine Zukunft, die dem menschlichen Herzen gemäßer ist. Reichweins „Dasein als Sinnbild“ zeichnet sie vor. Er war ein Genie des Herzens.

Gab es solch einen Mann wirklich? Ich habe mich 24 Jahre so fragen und an seinem Leben die — oft bestürzende — Antwort finden können: Ja, das gibt es. Meine Zuversicht in den Menschen, den Deutschen zumal, ist durch niemanden so gestärkt und geweitet worden wie durch ihn. Denn freilich „... einen bessern findest du nit“.

Bücher zur Methodik und Didaktik

Das Unterrichtsgespräch

Sechs preisgekrönte Arbeiten
herausgegeben vom
Rechtsschulamt Oldenburg-Holst.

*

Artur Kern

Rechtsschreiben in organisch-ganzheitlicher Schau

*

Gustav Rose

Natürliche Lösungsmittel im Rechenunterricht

*

Prof. Heinrich Kempinsky

Kurzweiliges Übungsrechnen im 1. Schuljahr

Kurzweiliges Übungsrechnen im 2. Schuljahr

*

Prof. Dr. Emil Hürcks

Lehrbeispiele für den evdkundlichen Unterricht



Georg Westermann Verlag
Braunschweig Berlin Hamburg

Pädagogische Studien

Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschulen Niedersachsens

Heft 2

Helmuth Kattel

Schule unter dem Evangelium

Zum Problem der Konfessionalität im Schulwesen

Die folgende Untersuchung möchte der Verständigung zwischen den herabgebrachten Fronten dienen. Nicht dadurch, daß sie den Beteiligten gut zuredet, sondern dadurch, daß sie die Diskussion der Grundprobleme neu aufgreift. Es ergibt sich dabei nämlich die sachliche Tragwürdigkeit so mancher überlieferten Bogenerschaften.

Die Glieder der evangelischen Kirche haben dabei noch einen besonderen Grund zu gesammelter Besinnung über diese Probleme. Es liegen einige neuartige, grundsätzliche Entscheidungen von maßgebenden kirchlichen Instanzen vor, die es zu verstehen, zu bejahen oder zu bekämpfen gilt.

Das Buch geht von einer knappen Orientierung über die in dieser Problematik herkömmlichen Begriffe und von den wichtigsten kulturpolitischen Daten aus, die direkt oder indirekt die gegenwärtige Lage bestimmen.



Georg Westermann Verlag
Braunschweig Berlin Hamburg

"ARGUS" Nachrichten-Bureau
Berlin-Tempelhof, Boelckestr. 91a
Fernruf 66 40 54

Gelsenkirchen

Deutsche Rundschau, Stuttgart

Nr.

Dat.

2.

Feb. 1951

10-106156-101

HANS RFLUG

Zum Gedächtnis Adolf Reichweins

267

Wer nicht ergriffen ist, kann nicht ergreifen

Im Jahre 1933 gab ein bald darauf zur Auswanderung gezwungener deutscher Sozialpolitiker einem seiner Kinder die Vornamen Goethes, um schon durch die bloße Namengebung in der nationalsozialistischen Terrorzeit die geistige Ueberlieferung, in der wir stehen, aufrechtzuerhalten. So nannte später auch der Mann, dem diese Zeilen gewidmet sind, seinen einzigen Sohn Roland, um mit diesem Namen in einer Zeit der Unfreiheit gleichsam für die Rolande, das bildhafte Symbol der alten Städtefreiheit, zu votieren. Indem wir vor der Aufgabe eines Neuaufbaues stehen — und welcher Bereich wäre davon ausgenommen? — bedürfen wir dabei der rückwärtigen Verbindungen zur abendländischen Ueberlieferung, vor allem zum Gedanken der geistigen und politischen Freiheit. Dazu gehört auch, Erinnerung und Bild der Männer wachzuhalten, die ihren entschlossenen geistig-politischen Kampf gegen das Hitlerregime mit dem Leben bezahlt haben. Unter diesen Opfern der erniedrigendsten Ausmerzungsverfahren haben wenige so vorbildliche Bedeutung gehabt wie Adolf Reichwein, dessen Leben nach dreieinhalbmonatiger qualvoller Haft am 20. Oktober 1944 am Galgen endete.

Adolf Reichwein wurde am 3. Oktober 1898 als Lehrersohn in Bad Ems geboren und entstammte beiderseits fränkisch-hessischen kleinbäuerlichen Ahnen. Der Friedberger Gymnasiast und Wandervogel kehrte siebzehnjährig nach schwerer Verwundung als Kriegsfreiwilliger des ersten Weltkrieges auf die Schulbank zurück. Die Studienjahre in Frankfurt und Marburg sahen ihn aktiv in der studentischen Reformarbeit, wie er namentlich in der Marburger Akademischen Vereinigung eine führende Rolle spielte. Nach volkswirtschaftlichen und historischen Studien promovierte er mit 22 Jahren in Marburg unter bewußtem Verzicht auf das Staatsexamen und eine der üblichen akademischen Laufbahnen. Sein Lebensziel war die damals in einem Aufschwung befindliche Volkshochschulbewegung. Nachdem er als Student schon gemeinsame Freizeiten für Studen-

ten und Arbeiter abgehalten hatte, ging er von der Universität aus zunächst mehr organisatorisch in die soziale und erwachsenbildnerische Arbeit, um dann jahrelang praktisch erzieherisch als Leiter der Volkshochschule Jena zu wirken. Von hier holte ihn der damalige preußische Kultusminister C. H. Becker, mit dem ihm später eine nahe Freundschaft verband, als persönlichen Referenten in sein Ministerium. Nach dem Abgang Beckers wurde Reichwein Professor für Geschichte an der Akademie Halle. Hier war von 1933 an seines Bleibens nicht mehr. Unter Verzicht auf eine ihm angebotene Professur in Istanbul blieb er im Lande, gründete seine Familie und wurde Lehrer an der einklassigen Volksschule in Tiefensee bei Berlin. 1939 wurde er an das Deutsche Museum für Volkskunde in Berlin berufen, wo er die Schulabteilung einrichtete. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode.

Das sind die nackten biographischen Daten. Aber wie wenig besagen sie über dieses trotz des gewaltsamen frühen Endes doch so reiche und in gewissem Sinne erfüllte Leben, mag man nun an die menschlich-pädagogischen Auswirkungen denken, an die literarischen Leistungen, unter denen die umfangreiche „Rohstoffwirtschaft der Erde“ neben Landeskundlichem und Erzählendem an der Spitze steht, an den Weltreisenden und Flieger im eigenen Flugzeug oder an den letzten politischen Einsatz. Aus Begegnungen mit Adolf Reichwein in fast fünfundzwanzig Jahren sei versucht, etwas von seinem bedeutenden und besonderen Wesen deutlich zu machen. Das ist keine leichte Aufgabe, denn Reichwein war bei aller klaren Prägung seiner Persönlichkeit, bei der Entschiedenheit seiner politischen Stellungnahme und seiner sittlichen Rigorosität doch eine komplexe Natur, ein Mann von vielerlei Möglichkeiten, von mehreren Schichten und sehr eigentümlichen Ausstrahlungen.

Als wir uns 1920 als Marburger Studenten kennenlernten, traf einem gleich in der ersten Begegnung das Besondere einer eigenwilligen und reichen Persönlichkeit entgegen. In diesem sehnig-schmächtigen Menschen mit dem zugleich fein-durchgeistigt und herb-männlich geschnittenen Gesicht sprach einem unmittelbar und ohne Worte eine starke Kraft im Man konnte nicht gleich sagen, ob eine Kraft des talhaft Wirkenden oder geistig und künstlerisch Gestaltenden. Aus der Rückschau läßt sich sagen, daß beides in Reichwein war, damals noch Keim und Potenz, später vielseitig sich verwirklichend und eine seltene Anziehungs- und Strahlungskraft entfallend. Zu einem Genie ermangelt es der hohen, objektivierten Lebensleistung, aber Reichwein war zweifellos genial. Was er unternahm, hatte etwas von dem Divinatorischen des Genialen, wie er als Student die Kluft zwischen Arbeitern und Akademikern zu über-

brücken suchte, wie er seine Mitstudenten vor die politische Verantwortung führte, wie er in jungen Jahren eine Pädagogische Provinz auf landwirtschaftlich-industrieller Grundlage mit volkerzieherischer Zielsetzung plante, wie er sein Jenaer Volkshochschulheim aufzog, mit jungen Zeißarbeitern die abenteuerliche Lapplandfahrt durchführte, wie er allein um die Welt fuhr und Plan und Anschauung für sein großes volkswirtschaftliches Werk gewann. Auch sein Landschulalexperiment in Tiefensee, das seinen Niederschlag in dem Buch „Schaffendes Schulvolk“ fand, seine übrige literarische Arbeit, seine kulturpolitische Tätigkeit im Rahmen des Volkskundemuseums und seine pädagogische und politische Wirksamkeit im Sammeln von Menschen für die Aufgaben der Zukunft, all dies trug die Signatur des Genialen, das kernbildend und ankrystallisierend weiterwirkt.

Mit dieser Aufzählung allein schon ist eine Wirkungsfülle angedeutet, von der ein Teil genügt hätte, einen Menschen besonderer Art hervorzubringen. Aber es ist nur ein Ausschnitt aus Reichweins Lebensleistung, die sich erst nach Sammlung der Dokumente und einer zusammenfassenden Darstellung überblicken läßt, wie sie von seinen Freunden vorbereitet wird. Auch dann wird noch vieles um den früh Hinweggenommenen Geheimnis bilden. So wies ein Studienfreund einmal auf Reichweins eigentümlich überlegene Weisheit hin, die er in Zusammenhang brachte mit seiner Doktorarbeit über den Einfluß Chinas auf das 18. Jahrhundert. Für jenen Beobachter bezeugte die Themawahl eine fast magisch zu nennende Urverbundenheit dieses guten Europäers mit östlicher Weisheit und Tiefe, die unter der Schwelle seines ereignisreichen Lebens wie ein stiller, klarer See ruhte. Jene Weisheit manifestierte sich in Erkenntnissen, in weiter Ueberschau des Blickes, in plastischer Bildhaftigkeit und einer kombinatorischen Kraft von Denken und Schauen, Deuten und Gestalten, wie sie mir in solcher Fülle bei keinem Mitlebenden wieder begegnet sind.

Reichwein hatte viele Möglichkeiten in sich. Ich greife eine heraus, die dem Schriftsteller naheliegt. Neben seinem denkerischen Vermögen, seinem erzieherischen Eros, seiner politischen Energie hatte Reichwein eine genuin künstlerische Anlage. Er besaß, was zu einem großen Dichter gehört: mächtige Erlebnis- und Wirklichkeitsfülle, schöpferische Phantasie, sicheres Maßgefühl, konstruktive Kraft und einen gleich eigenwilligen und geschmeidigen Stil. Neben seinen Geschichten, die vor kurzem wieder herausgekommen sind, mag dies ein Erlebnis bezeugen. Im Sommer 1932 leitete Reichwein bei Fritz Klatt in Prerow einen pädagogisch-politischen Kursus, in dem er geradezu prophetisch die deutsche und euro-

päische Schicksalslinie aufzeigte. Eines Abends saßen wir um ein Feuer am Strand, und Reichwein erzählte seine lappländische Odyssee, in schön gebauten Sätzen, manchmal im Ton sich steigend, dann wieder in gleichmäßigen Fluß fallend, aber immer von einer unvergleichlichen epischen Gestaltungs- und Bildkraft durchwirkt, erlebtes Leben als gesprochenes Kunstwerk geformt. Die vielen Menschen saßen wie von einem Magier gebannt in atemlosem Schweigen, das nur hier und da das Klustern des Feuers unterbrach. Wie aus einem Zauber entlassen kehrte man danach in kleinen Gruppen zurück. Eine russische Studentin sprach für alle, als sie sagte: „Es war schöner als ein Märchen, und Märchen waren für mich bis jetzt das Schönste, was es gibt.“

Es war bewußter Verzicht, daß Reichwein die künstlerische Gestaltung nicht zum Lebensberuf machte. Er äußerte einmal, daß das Wirken durch Sprache und Dichtung, Gedankenarbeit und Wissenschaft nicht mehr unsere Aufgabe sei, daß wir auf das Feld des tätigen Lebens gerufen seien und hier unsere Gestaltungsaufgaben lägen. So wollte er in die zerfahrene Menschenwirklichkeit der Weltkriegsgeneration klärend und ordnend, helfend und zielsetzend, wegweisend und neubauend hineinwirken. Reichwein tat dies auf eine doppelte, tief in seiner reichen Natur angelegte Weise: erzieherisch und politisch zugleich. Während des letzten Krieges machte ihm eine alte Freundin einmal den Vorwurf, die politisch begabten Kräfte der Weltkriegsgeneration hätten auf diesem Felde nicht den gestaltenden Einsatz gefunden. Reichwein entgegnete, daß Menschen unserer Art der List und Verschlagenheit, Brutalität und Gemeinheit der Hitlerclique nicht gewachsen seien, daß wir mit solchen Mitteln nicht Politik machen könnten und nicht machen wollten.

Damals bezeichnete Reichwein als seine eigentliche Aufgabe das Erzieherische. Wer ihn gekannt hat, weiß aber, wie leidenschaftlich er Anteil an der Politik nahm, wie ihn das Schicksal Deutschlands, Europas, der Welt als unsere Mitverantwortung bewegte. Das Wissen um die herannahende Katastrophe, die ungeheure Verantwortung, die der Weg in den Abgrund auf die Einsichtigen legte, ließen ihn mit dem Fortgang des Krieges immer stärker und bewußter aus dem Bereich der Erziehung in den der Politik hinübergehen. Er trat in den Kreis von Männern, der das äußerste Wagnis auf sich nahm, Deutschland vor dem sicheren Sturz in den Abgrund zu retten. Als entschiedener Sozialist, zugleich befreundet mit Konservativen wie Moltke und Yorck, war er dabei das wertvollste Bindeglied zwischen den sozialistischen und konservativen Trägern des 20. Juli. In dem Bemühen, auch die Kommunisten in die Widerstandsfront einzubeziehen, fiel Reichwein am 5. Juli 1944 in die

Hände der Gestapo. Die Verhaftung der kleinen Gruppe wurde einer der unmittelbaren Anlässe zum Attentat am 20. Juli. Auf tragische Weise bewahrheitete sich Reichweins Ausspruch, daß wir jenen unterweltlichen Kräften nicht gewachsen waren: getrieben von der Verantwortung gegenüber dem nahen Unheil, setzte er alle Bedenken beiseite und fand in dem Bemühen um Deutschlands Rettung den echten Märtyrertod.

In dem aufwühlenden Schicksalsgang hat viele nichts so getroffen wie der Tod Reichweins. Dieser Mann ist unersetzlich, sein Tod hat eine Lücke gelassen, die nicht einer und viele füllen können. In der Doppelheit des Erziehers und Politikers vereinigte Reichwein eine seltene Führungsbegabung. Welterfahrung und Weitblick, Wissen und Weisheit, Entschlossenheit und Behutsamkeit, Charakterstärke und seelische Zartheit, Schwung und Nüchternheit, Tatbereitschaft und Opfersinn prägten diesen besonderen Menschen, dessen Fluidum sein Freundeskreis noch spiegelt. Sein Tod legte eine schwere Verantwortung auf den Rest unseres Lebens. Auch an solchem Schicksal ermessen wir die Tiefe und Wucht der Katastrophe. Mir scheint ein innerer Zusammenhang zwischen dem Tod von Menschen wie Reichwein, Moltke, Yorck, Leber, Gultenberg und der Vernichtung von Städten wie Frankfurt, Braunschweig, Dresden, Köln, Nürnberg zu bestehen.

Unsere früheren Ahnungen vom Kriegsende hat die Wirklichkeit noch überboten. Das Ausmaß dieser Wirklichkeit zu beschränken, war das Ziel der Männer, die im Sommer 1944 zur politischen Tat schritten. Ende 1918 schrieb der Dichter Gerrit Engelke in seinem letzten Brief: „Ueber alles aber triumphiert der Geist.“ Dieses Wort könnte als Motto über Reichweins Lebensgang stehen; er kämpfte auch im Politischen mit den Mitteln des Geistes gegen Ungeist und Gewalt. Alle Zerstörungen und Schrecken können uns nicht abhalten, wie unser Freund ein Bürger der Mitte Europas zu bleiben, auf seinem Wege für Freiheit und Recht zu wirken. Um abschließend das Geleitwort auf Reichwein anzuwenden: er war ergriffen, und darum konnte auch der Tote noch ergreifen.

Ich habe Hoffnung

Als ich zurückkam,
traf ich manche an, anders
als ich sie verließ.
Wunden trage auch ich, unheilbare,
und im Verlust leb ich
wie sehr viele.
Aber nun sagen sie:
Alles ist schwarz und ohne Hoffnung,
nichts lohnt sich.
Ich habe die Sonne wiedergefunden:
Ist das so wenig?
Der Morgenwind rührt an meine
von Kummer bewohnte Stirn und sagt:
Ich komme wieder.
Ist das nichts?
Bald, o bald werden die Äeste grün
vor meinem Fenster.
Und dann, in dieser Wildnis, zuweilen
sehe ich ein Gesicht,
in dem ich den Menschen erkenne.
Das läßt mich leben.

Walter Bauer.

Drei Charakterbilder

ADOLF REICHWEIN entstammte jener deutschen Jugendbewegung, die im Oktober 1913 zum Hohen Meißner zog. Im ersten Weltkrieg junger Soldat, dann Student, Doktor der Geschichte, Leiter der Jenaer Volkshochschule, Führer von jungen Arbeitern auf abenteuerlichen Auslandsfahrten und Alleingänger auf einer ebenso abenteuerlichen Weltreise durch die USA, Alaska, Japan, China und Mexiko — das war der Werdegang. 1928 wurde er der persönliche Referent des Preussischen Kultusministers C. H. Becker. Von dieser Stelle aus hatte Reichwein maßgeblichen Anteil an der Errichtung und Entwicklung der Pädagogischen Akademien.

Das Jahr 1930 sieht Reichwein als „liegenden Professor“ an der Pädagogischen Akademie zu Halle: bei seinen Studenten als Lehrer verehrt und zugleich mit seiner kühn geflogenen kleinen „Klomm“-Sportmaschine Beziehungen über ganz Deutschland pflegend und in Diskussionen und Vorträgen für Europas Wirtschaftseinheit werbend. Als er 1933 unter der Hitler-Regierung entlassen und antrethet wurde, konnte es scheinen, als sei ein mit allem Tuch am Winde geschnodes Schiff gestrandet. Doch Verbitterung besiegte Reichwein nicht. Die ihm angebotene Emigration auf einen wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstuhl in die Türkei lehnte er ab; statt dessen entschloß er sich, in Deutschland zu bleiben und als Landschullehrer mit den Kindern einer Dorfschule ein heimliches Modell freier Ordnung zu schaffen, bis es wieder öffentliche Freiheit gäbe.

Aber neben seinem erzieherischen Wirken blieb in Reichwein der politische Wille wach, und bald drängte ihn die drohende Katastrophe zu unmittelbarer Tätigkeit im deutschen Widerstand. Es war das Ziel des Kreisauer Kreises, dem Reichwein angehörte, die nach dem Zusammenbruch der Tyrannei erforderliche Neuordnung des deutschen Lebens denkend und planend vorzubereiten. Für diese Ordnung, die frei, menschlich und gerecht hätte werden sollen, ließ Reichwein am 20. Oktober sein Leben unter des Henkers Hand.

LUDWIG SCHWAMB wurde am 31. Juli 1890 geboren. Er war vor der Hitlerzeit Staatsrat im Hessischen Ministerium bei Leuschner. In seiner Berliner Wohnung fand die erste Begegnung zwischen Leuschner, Leber und Mierendorff statt, wie auch später unter seiner vorsichtig Umschau haltenden Obhut manches entscheidende Gespräch im Hinblick auf den 20. Juli 1944 geführt wurde.

Er war ein Freund seltener Art in schlechten und auch in guten Tagen. Wo der Freund stand, stand er. Das schönste an seinem Wesen war seine scheue Empfindsamkeit, die ihn vor Freunden zwar manchmal gehemmt und kühl erscheinen ließ. Dafür brach aber im engen Freundeskreis ein herrlicher Humor aus ihm hervor.

Als Sinnbild der Freundschaftstiefe ging er am 23. Januar 1945 in den Tod.

HERMANN MAASS. Geboren am 23. Oktober 1897, kam Hermann Maass aus der sozialistischen Jugendbewegung. Bis 1933 war er Geschäftsführer des Reichsausschusses der deutschen Jugendverbände. Ernst und schwer war sein Wort, immer das Ergebnis durchdachter und innerer Auseinandersetzungen. Wie der Wächter und Hüter der Gesetzmäßigkeit, der Unverrückbarkeit eines einmal erkannten Rechtes, zwang er die Freunde zur Rechenschaft, zur Überprüfung der Wege zu dem „So steht es geschrieben“. In seinem letzten Brief an seine Frau, die unmittelbar nach der Vollstreckung seines Urteils starb und sechs unmündige Kinder hinterließ, schildert er sich selbst so prägnant, wie es kein anderer besser könnte.

„Seit meiner Jugend waren für mich allein gültig menschliche Liebe, Gerechtigkeit und der Einsatz für eine wohlgeordnete Gemeinschaft, die auch vor Gott bestehen könne, die treibenden Kräfte, die mich über die Familie und den Beruf hinaus zum Einsatz für Volk, Staat und Gesellschaft drängten.“

Leuschner schätzte ihn und sein Urteil sehr. Maass war der Verbindungsträger von Leuschner zum Militär. Sein gewaltsamer Tod erfolgte am 20. Oktober 1944.

Haftbericht

Von Pfarrer Dietrich Bonhoeffer †

Die Aufnahmeformalitäten wurden korrekt erledigt. Ich wurde für die erste Nacht in eine Zugangszelle eingeschlossen; die Decken auf der Pritsche hatten einen so bestialischen Gestank, daß es trotz der Kälte nicht möglich war, sich damit zuzudecken. Am nächsten Morgen wurde mir ein Stück Brot in die Zelle geworfen, so daß ich es am Boden auflesen mußte. Der Kaffee bestand zu einem Viertel aus Kaffeesatz. Von außen drangen in meine Zelle zum erstenmal jene wüsten Beschimpfungen der Untersuchungsgefangenen durch das Personal, die ich seither täglich von morgens bis abends gehört habe. Als ich mit den anderen Neusingelierten anzutreten hatte, wurden wir von einem Schließer als Stroiche etc. etc. tituliert, jeder wurde nach dem Grund seiner Verhaftung gefragt; als ich sagte, daß mir dieser nicht bekannt sei, antwortete der Schließer höhlich lachend: „Den werden Sie schon bald genug erfahren!“ Es dauerte ein halbes Jahr, bis ich einen Haftbefehl erhielt. Beim Durchgehen der verschiedenen Büros wollten gelegentlich Unteroffiziere, die meinem Beruf erfahren hatten, sich kurz mit mir unterhalten. Es wurde ihnen bedeutet, daß niemand mit mir sprechen dürfe. Während des Wadens tauchte plötzlich ein mir unbekannt gebliebener Unteroffizier auf und fragte mich, ob ich Pastor N. kenne; als ich dies bejahte, rief er: „Das ist ein guter Freund von mir“ und verschwand wieder. Ich wurde in die abgelegenste Einzelzelle auf dem obersten Stock gebracht; ein Schild, welches jedem den Zutritt ohne besondere Genehmigung verbot, wurde angebracht. Es wurde mir mitgeteilt, daß mein Schriftverkehr bis auf weiteres gesperrt sei, daß ich nicht, wie alle anderen Häftlinge, eine halbe Stunde des Tages ins Freie dürfe, worauf ich der Hausordnung gemäß einen Anspruch habe. Ich erhielt weder Zeitungen noch Rauchwaren. Nach 48 Stunden wurde mir meine Bibel zurückgegeben. Sie war darauf untersucht worden, ob ich Säge, Rasiermesser etc. eingeschmuggelt hatte. Im übrigen öffnete sich die Zelle in den nächsten zwölf Tagen nur zum Essenempfang und zum Heraussetzen des Kübels. Es wurde kein Wort mit mir gewechselt. Ich blieb ohne Mitteilung über Grund und Dauer meiner Haft. Wie ich aus Bemerkungen ernahm und wie sich auch bestätigte, war ich auf der Abteilung für die schwersten Fälle untergebracht, wo die zum Tode Verurteilten und an Händen und Füßen Gefesselten lagen.

In der ersten Nacht in meiner Zelle konnte ich wenig schlafen, da in der Nebenzelle ein Häftling mehrere Stunden hintereinander laut weinte, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Ich glaubte damals, das würde auch zu den allnächtlichen Erlebnissen gehören; es hat sich jedoch in all den folgenden Monaten nur noch einmal wiederholt. Von dem eigentlichen Betrieb im Hause bekam ich in diesen ersten Tagen völliger Isolierung nichts zu sehen; nur aus dem fast ununterbrochenen Schreien der Schließer formte ich mir ein Bild von den Vorgängen. Der wesentliche Eindruck, der bis heute derselbe geblieben ist, bestand darin, daß hier der Untersuchungshäftling bereits als Verbrecher behandelt wird und daß praktisch für den Gefangenen keine Möglichkeit besteht, sich bei un gerechter Behandlung zu seinem Recht zu verhelfen. Später hörte ich mehrfach Gespräche von Schließern, in denen sie ganz unverblümt sagten, bei einer eventuellen Meldung eines Gefangenen über ungerechte Behandlung oder gar darüber, geschlagen worden zu sein — was an sich streng verboten ist — würde man doch niemals dem Gefangenen, sondern immer ihnen glauben, zumal sich immer ein Kamerad finden werde, der unter Eid für sie auszusagen würde; ich habe auch von Fällen erfahren, in denen diese üble Praktik befolgt worden ist. . . .

Seit einiger Zeit wird in der „DDR“ auch das Tonband als Unterrichtsmittel gefördert. Rundfunksendungen dürfen – ohne Urheberrechtliche Beschränkung – mit schleifenartigen Magnatongeräten mitgeschnitten werden. Außerdem weist das DZI-Verzeichnis 78 Tonbandtitel auf (vergleichsweise hierzu: FWU: 83 Titel, Landesbildstelle Berlin: 550 Titel), und zwar für Deutsch, Musik, Russisch, Englisch, Berufskunde und Geschichte.

Die Notwendigkeit, die Methodik der Film- und Funkpädagogik in die Lehrerausbildung einzubeziehen, wird in West und Ost erkannt. Allerdings gibt es an den Pädagogischen Hochschulen und Instituten Westdeutschlands noch keine Pflichtvorlesungen hierüber, so daß diese Ausbildung mehr oder weniger auf freiwillige Teilnahme an Kursen während der Lehrerfortbildung beschränkt ist. In der „DDR“ ist bereits 1953 die Teilnahme aller Lehrkräfte an Fortseminaren für die Methodik von Film, Bild und Ton verbindlich gemacht worden.

Im ganzen gesehen, muß gesagt werden, daß die Bedeutung der modernen Unterrichtsmittel für die Erreichung bestimmter Bildungs- und Erziehungsziele in der „DDR“ klar erkannt und daß sie deshalb (auch bezüglich der Geräteversorgung) mit größerem finanziellem Aufwand gefördert werden als in der Bundesrepublik. Damit kann nichts über die Qualität gesagt werden. Aber es will uns scheinen, daß im Westen hier allzu oft an unrichtiger Stelle gespart wird. Film, Bild und Ton sind nützlich als Unterrichtshilfen – aber sie sind unentbehrlich für die großen und dringenden Aufgaben der politischen Bildung, der Erziehung zum demokratischen Staatsbürger.

Pädagogische Blätter, 8. Jg. Nr. 9 (Sept. 1957)
Adolf Reichwein (1898–1944)

Ein Pädagoge im Kreisauer Kreis

In den Tageszeitungen des Jahres 1944 standen viele Todesanzeigen. Meist kündeten sie von der „stolzen Trauer“ derer, die nun ohne ihren Vater, den Mann oder Bruder weiterleben mußten. Der Schlichtentod hatte Ernte gehalten. Zu dieser Zeit aber wurden in Deutschland Briefe geschrieben, die mit dem Satz endeten: „Die Veröffentlichung einer Todesanzeige ist unzulässig.“ Einer dieser Briefe mit dem Absender: „Der Oberrechtsanwalt beim Volksgerichtshof“ lautete: „Der ehemalige Professor Dr. Adolf Reichwein ist durch den Volksgerichtshof des Großdeutschen Reiches wegen Hoch- und Landesverrat zum Tode verurteilt worden. Dieses Urteil ist am 20. Oktober 1944 vollstreckt worden.“

So endete in schriller politischer Dissonanz ein Erzieherleben. – Bald nach dem ersten Weltkrieg, als 1920 die Universitätsausbildung mit der Promotion abgeschlossen war, entdeckte der Lehrersohn Adolf Reichwein die Erziehungswissenschaft im weitesten Sinne als Betätigungsfeld. Er lehrte zuerst an der Jenenser Volkshochschule, war dann Referent im Preussischen Kultusministerium und erhielt 1930 die Professur für Geschichte und Staatsbürgerkunde an der Pädagogischen Akademie in Halle. Drei Jahre zuvor hatte er ausgedehnte „Abenteurerfahrten“ durch die Vereinigten Staaten, Mexiko und Japan unternommen. So trug sich Reichwein neben wirtschaftswissenschaftlichen Studien einen großen Reichtum an praktischer Erfahrung und persönlicher Kenntnis des „Draußen“ zusammen. 1933 wurde er, Mitglied der SPD, aus seinen Ämtern entfernt.

Reichwein begann in Tiefensee bei Berlin, sich eine „pädagogische Provinz“ zu schaffen. Aber entgegen den anderen, Literatur geliebten Landschaften, herrschte hier nicht dichterische Phantasie, sondern wohlwogener Planer, nicht ein Ideengebilde, sondern „Schule der Tat, der überzeugenden Zeugnisse“. (A. Reichwein, *Schaffendes Schulkolk*, neu herausgegeben von seinen Freunden, Braunschweig 1951, S. 13. Im folgenden werden nur die Seitenzahlen in Klammern hinzugefügt.) Hier wurde eine Umwertung überkommener Anschauungen über die Landschule ermöglicht, weil ein Erzieher mit der Erkenntnis Ernst machte, daß auch an der kleinsten schulschen Einheit, der „Einklassigen“, die auf ein großes Gesamtziel hin entworfene Bildungsarbeit geleistet werden kann. Wie im letzten das Schicksal des Dorfes dem Schicksal des Volkes verbunden ist,

so trachtet die Landschule „nach einer Tüchtigkeit und Werkgesinnung, die über das ganze Dorf hinausweist und sich der Werkgemeinschaft der Deutschen verbunden weiß“ (8).

Damit ist eine Ansicht Reichweins skizziert: Erziehung kommt ohne Bindung an das Volk nicht aus, sie kann nicht losgelöst sein von den „Notwendigkeiten, die dem Volk als politische in jedem Jahrhundert seines Schicksals neu aufgegeben werden“ (11). Damit soll aber nicht dem Historisieren das Wort geredet werden; im Gegenteil: „Der Beruf aller echten Lehrer ist die Deutung der lebendigen Vorgänge...“ (11), d.h. im gegenwärtigen Geschehen liegen die Schnittpunkte von Vergangenen und Zukünftigen, entscheidet sich, was im Deuten Bestand erhält und sich als tragend erweist und was sich überholt. Es darf aber nicht übersehen werden: Deuten ist nicht zurückgezogenes Meditieren, sondern birgt die stete und bewußte Entscheidung vor dem Vorgang selbst. Bei dem Erzieher entscheidet die Kinderschar immer mit, vor der er steht; beide bedingen sich gegenseitig und haben dadurch eine Gemeinschaft auf, wie sie auch z.B. in Familie oder Werkstatt vorliegt. Hier läßt sich ein zweiter Grundsatz Reichweins anfügen: „Das Geschehen, dem Willen des einzelnen entzogen, nur als Gemeinschaftsleistung faßbar, und unser persönlicher erzieherischer Wille treffen sich. Sie münden ineinander und bilden einen einheitlichen Strom, das bewußtgewordene Leben des Volkes. Jenes mit wechselnden Namen immer wieder neu benannte Unentrinnbare, das Schicksal, wird im Bereich der Erziehung umgeschmolzen zu förderndem Willen und persönlicher Leistung. Wir haben unsere Aufgabe erfüllt, wenn wir diese Jungen und Mädchen zu unserem Teil darauf vorbereiten, eines Tages an ihrem Arbeitsplatz Mitvollstrecker dieses Schicksals zu sein“ (14). Aber die Gemeinschaftsleistung als tragender Grund der Erziehung fordert von allen, die der Gemeinschaft angehören, eine innere positive Einstellung. Ohne sie wäre alles Bemühen umsonst. Sie bedarf des Einfühlungsvermögens aller und eine „Sitte des Verhaltens... Denn keine gemeinschaftliche Gestaltung ist ohne Sitte möglich“ (15).

Reichweins Gedanken zu den erzieherischen Grundfragen entstammen der deutschen geistesgeschichtlichen Tradition. Er liefert mit seinem Entwurf ein Modell der Umwandlung, das uns zeigt, wie stark die geistige Umwelt auf ihn gewirkt hat. Der Einfluß der dialektischen Philosophie ist offensichtlich, Beispiele für den Niederschlag sozialistischer Gedanken ließen sich reichlich anführen. Sie hat der Student aufgenommen, mit kritischem Verstand geprüft und immer wieder an Cognitionen erhärtet, sie haben dem Manne zu weltanschaulicher Konsequenz und ausgeglichener Haltung verholfen und nicht zuletzt dem im Kerker Gequälten rechtfertigende Kraft verliehen.

Volksgebundenheit, Gemeinschaftsleistung und Sitte sind die Merkmale für die Erziehung, wie sie Reichwein denkt. Niemand besser als er selbst hat diese Grunderfahrungen durch sein Wirken als Erzieher zu Leben verstanden, denn er forderte, „daß heute nur Erzieher sein kann, wer unansetzbar im Volke steht und die Spannungen des geistig schaffenden Menschen in diesem sich umschaffenden Volk verkörpert“ (12).

Es kann hier nicht auf die methodischen und psychologischen Erörterungen, sondern nur auf die reformpädagogischen Gedanken Reichweins und seine politisch konsequente Haltung eingegangen werden. Das Schicksal hat uns inmitten der Vernichtungswut des SD ein paar Blätter erhalten, die heute von nahezu unschätzbarem Wert sind; die „Kreisauer Dokumente“. — Reichwein wirkte seit 1939 in Berlin am Museum für Volkskunst. Er kam dadurch wieder enger mit seinen politischen Freunden, vor allem mit Julius Leber und Theodor Haubach, zusammen. Diese standen im Widerstandskampf gegen das Dritte Reich, Reichwein stellte sich zu ihnen. Er nahm an den Besprechungen des Kreisauer Kreises teil, dessen politische Mittelfigur Graf Moltke war.

Von Reichwein stammen die programmatischen Sätze über die Schule. Sie bilden einen Teil der Ergebnisse, die in den Besprechungen vom 22. bis 25. Mai 1942 erzielt wurden. Da diese Dokumente allgemein recht unbekannt geblieben sind, werden hier die beiden wichtigsten Abschnitte wiedergegeben. Dabei fällt sofort die geistige Verwandtschaft dieser Sätze mit den oben mitgeteilten Gedanken Reichweins ins Auge. Alle wesentlichen Grundzüge finden sich hier wieder; sie sollten einmal das Fundament der neuen deutschen Schule werden.

ED-106156-107

Die Erziehungsarbeit, die die Schule gemeinsam mit Familie und Kirche zu leisten hat, bestimmt die künftige Stellung des Menschen zu Gott und seine tätige Mitgliedschaft in den lebendigen, natürlichen Gemeinschaften: Familie, Beruf und Volk, Gemeinde, Staat und Kirche. Die Schule soll das Redat des Kindes auf eine ihm gemäße Erziehung verwirklichen. Sie soll seine stiltlichen Kräfte wecken und stürken. Tätiges Lernen formt den Charakter für das spätere Leben. Das Kind soll jenem Maß von Wissen und Können erwerben, das dem geforderten Leistungsbild seiner Altersstufe entspricht.

Die Charaktererziehung bildet einen anständigen Menschen religiöser Grundhaltung, der gute Sitten und Redlichkeit, Wahrheit und Aufsidhtigkeit, Nächstenliebe und Treue vor seinem Gewissen zur Richtschnur des Handelns zu machen imstande ist. Der so erwogene Mensch wird die Rolle besitzen, selbstverantwortliche Entscheidungen zu treffen. Lernen dient der stiltlichen Bildung der Persönlichkeit und der Vorbereitung auf das praktische Leben. Fachschulen und höhere Schulen, die auf der Volksschule oder deren Grundstufen aufbauen, schaffen in lebendiger Fortführung der Volksschularbeit bei wachsender Mitverantwortung des Schülers ein organisch gefügtes Wissen und Können.

Reichwein plante, zu einer Zusammenfassung des Widerstandes auch mit den illegalen kommunistischen Gruppen Verbindung aufzunehmen. Schon beim ersten Treffen, bei dem zwar die Anonymität der Teilnehmer gewahrt wurde, muß ein Spitzel anwesend gewesen sein, denn als man am 4. Juli 1944 zum zweiten Male zusammenkommen wollte, wurde Reichwein verhaftet. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Verhaftung sofort eine tödliche Gefahr darstellte. Die schwerwiegendste Belastung für ihn erfolgte im Zusammenhang mit dem Geschehen des 20. Juli. Auf einer der letzten Ministerlisten, die Goerdeler bereits fertiggestellt hatte und die dem SD in die Hände fielen, stand auch der Name Reichwein. Da griff Freisler zu.

Schon im Wissen um das, was ihm bevorstand, hat Reichwein dennoch seine Aufgabe als Erzieher nicht vergessen. Der letzte Rat an seine älteste Tochter, vier Tage vor der Aburteilung niedergeschrieben, lautet: „Sei auch Du hilfsbereit, wo immer Du Gelegenheit hast. Denen, die es brauchen, zu helfen und zu geben gehört zu den wichtigsten Aufgaben im Leben. Je stärker man ist, je mehr Freude man hat, je mehr man gelernt hat, um so mehr kann man helfen.“ Mit diesem Brief allein halten wir den Beweis in der Hand, wie ernst es Reichwein mit dem war, was er lehrte, als er von den Erziehern sagte: „Wir sind die lebendige Brücke von gestern zu morgen.“ Horst-Dettlef Kochan

Weltkongreß der Lehrer und Erzieher in Frankfurt/M.

Dem großen Weltkongreß der Lehrer und Erzieher (WCOTP), der am 2. August begann, gingen die Tagungen von zwei Lehrerverbänden voraus, der Internationalen Vereinigung der Lehrer an Volksschulen (FIAI) und der Lehrer an höheren Schulen (FIPESCO), deren Dachorganisation die WCOTP ist. Von der Arbeit der beiden Verbände auf ihren Tagungen kann hier nur andeutungs- und auszugsweise berichtet werden. Die FIAI hatte sich als erstes Thema die Frage gestellt, wie der Geographieunterricht der internationalen Verständigung dienen könne. In der Diskussion wurde die Grundforderung erhoben, statt der Übermittlung geographischer Daten die Einführung in das Wesen des Menschen zum Hauptanliegen dieses Unterrichtsfaches zu machen. Diese bedeutsame Aufgabe verlangt eine sinngemäße Methode. Ihre Eigenart besteht in der vergleichenden „Gegenüberstellung der Lebensbedingungen von Angehörigen der gleichen Berufsgruppen in den verschiedenen Rei-

ten der Welt“, und sie bietet damit die Möglichkeit, den erzieherischen Wert des Geographieunterrichts zu verwirklichen. Die starre Folge von Unterrichtseinheiten, die jeweils ein einzelnes Land umfassen, wird durchbrochen. Es wird z.B. anschließend an das Thema „Die deutsche Landwirtschaft“ über die Weizenfarmen in Kanada und die Plantagen in Afrika, über den chinesischen Reisbauern und den holländischen Gemüse- und Blumenzüchter zu sprechen sein. Entscheidend für den Erfolg dieser Betrachtungsweise wird die Persönlichkeit des Lehrers sein, seine Aufgeschlossenheit gegenüber der Aufgabe, den Geographieunterricht solcherart in den Dienst der Völkerverständigung zu stellen. Um dem Lehrer die hierfür unerläßliche Hilfe zu geben, sind zentrale pädagogische Informationszentren einzurichten, die neuwertes und objektives Material bereitzustellen. Notwendig ist u. a. ferner die Ausstattung der Schulen mit allen modernen Hilfsmitteln und eine ausreichende Stundenzahl. Endlich wird in der Entscheidung des Kongresses die Bedeutung eines gegen-

seitigen internationalen Lehrer- und Schüleraustausches nachdrücklich unterstrichen.

Mit dem zweiten Thema: „Wie wird die Auslese der Kinder im Rahmen der allgemeinen Schulen vorgenommen?“ wandte sich der Kongreß einem der schwierigsten Probleme in der Pädagogik der Gegenwart zu. Einmütigkeit herrschte darüber, daß eine Anlese um so unsicherer ist, je mehr sie zeitlich auf einen bestimmten Punkt in der geistig-seelischen und körperlichen Entwicklung des Kindes zusammengedrängt wird. Es

gibt verschiedene Möglichkeiten, dies zu vermeiden. In einer Entschlebung bezeichnet die Konferenz die „Einrichtung eines besonderen Beobachtungs- und Lenkungs-zweiges“ als den geeigneten Weg. Die Differenzierung der Schüler muß sich auf ein langes und sorgfältiges Studium der Begabung stützen. Voraussetzung sind Differenzierungsklassen mit nicht mehr als 25 Schülern. Den Nationalverbänden wird empfohlen, die Aufmerksamkeit der Eltern auf die im Problem der Auslese beschlossenen pädagogischen und sozialen Gesichtspunkte zu lenken. Kn.

Glaube an Europa

Vom Europäischen Schultag 1957

An dem im Rahmen des Europäischen Schultages veranstalteten Aufstufungswettbewerb hatten sich in diesem Jahre 500.000 Schüler aus neun Ländern (Belgien, Dänemark, BR Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien und Schweden) beteiligt, erheblich mehr als im Vorjahr. Der Anteil der aus Westdeutschland eingegangenen Arbeiten war mit 18.000 verhältnismäßig gering. Zu diesem Wettbewerb werden immer drei nach Altersstufen gesonderte Themen gestellt. Ein nationaler Prüfungsausschuß ermittelt die beste Arbeit in jeder Gruppe des Landes, worauf ein internationales Sekretariat die Hauptpreisträger erwählt. Die ältesten Schüler (18- bis 19-Jährige) hatten das Thema zu bearbeiten: „Welche Ergebnisse der letzten Vergangenheit haben deiner Meinung nach einen überzeugenden Beweis dafür erbracht, daß die verschiedenen Nationen Europas gemeinsame Interessen haben und durch diesen Zusammenschluß einen wichtigen Auftrag in der Welt erfüllen könnten?“ Sieger wurde hier ein englischer Schüler. Seine Arbeit übertrug sowohl inhaltlich wie in der Form die des besten Deutschen, des 16-jährigen Hans Kekerl vom Staatlichen Katholischen Lehrerseminar in Lebach/Saar. Dieser hatte nicht das gleiche breite historische und politische Wissen wie sein Mitbewerber zu verwenden und kam diesem auch nicht in der Fähigkeit des sachlichen, klaren Urteilens gleich. Beide Verfasser stellen den Proletatskampf in Ungarn und die Span-Krise in den Mittelpunkt ihrer Behauptungen. Die stilles Begehren für den Zusammenschluß der europäischen Völker finden sie in deren gemeinsamer geistiger und kultureller Grundlage und geben ihrem Glauben an die Verwirklichung der europäischen Idee mit dem unerschütterlichen Optimismus der Jugend Ausdruck. Kn.

Die Wirtschaft fordert Schulreform

Die Schule verlangt, d. h. die Lehrer verlangen — das war die Forderung, zu der in den letzten Jahren Vertreter der Wirtschaft oft bereit waren, wenn sie wieder einmal mit Hilfe von Prüfungsergebnissen Mängel in den Leistungen von Schulabgängern festgestellt hatten. Um so erfreulicher ist es, wenn führende Männer der Wirtschaft die wahren Gründe für das Versagen junger Menschen gegenüber den Anforderungen der modernen Wirtschaft erkennen. Sie liegen in der heute in allen Schulsystemen üblichen Wissensüberladung, die jede echte Bildung zu behindern droht. Das gesamte Bildungssystem, dessen Grundlagen in der Zeit des Biedermeiers gelegt wurden, muß als wesentliches Ziel die charakterliche Erziehung, die Bildung der Persönlichkeit des Heranwachsenden in den Vordergrund stellen. Eine Schulreform in diesem Sinne

verlangt eine neue Ordnung des gesamten Bildungswesens, also neue Lehrpläne und -methoden, neue Wege der Lehrerbildung, der Begabtauslese und -förderung, Ausbau der Volkshochschule u. v. a. m. Damit ist der Inhalt eines Memorandums angedeutet, das die zu einer Konferenz in Ettlingen vom 21. Vertreter führender deutscher Industrieunternehmen ausarbeiteten. Kn.

Die Hauptstelle für Erziehungs- und Schulwesen, Berlin-Schöneberg, Grunewaldstr. 87, zeigt eine Ausstellung vom 1. September bis 15. Oktober 1957 „Lehr-, Lern- und Arbeitsmittel für thematische Erdkunde in der Oberstufe: Vorkahre-, Wirtschafts- und Siedlungsgeographie, Klima und Cosologie“. Die Ausstellung ist geöffnet von Montag bis Freitag 9 bis 19 Uhr.

Mitarbeit in der Hochschule für internationale pädagogische Forschung. Die Hochschule, die im April 1958 ihr 6. Arbeits- und Studienjahr eröffnet, bietet in- und ausländischen Lehrern aller Schulstufen, Schulpflichtungsbeamten, Jugendleitern, Jugendgruppenleitern usw., die Hochschulreife, eine abgeschlossene Berufsausbildung, hinreichende praktische Erfahrung, Neigung und Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit besitzen, die Möglichkeit, als Mitarbeiter ein Jahr in einem der Forschungsbereiche der Hochschule zu arbeiten, z. B. in der allgemeinen und vergleichenden Pädagogik, der Sozialpädagogik, der pädagogischen Psychologie, Schulpsychologie und Erziehungshilfslehre, der Testpsychologie u. a. m. — Anträge auf Zulassung für das kommende Arbeits- und Studienjahr sind bis spätestens 1. Dezember 1957 beim Senat der Hochschule (Frankfurt a. M., Schloßstr. 28) einzureichen. Über Einzelheiten (Finanzierung, Unterkunft, Arbeitsthemen) gibt ein Merkblatt Auskunft, das beim Sekretariat der Hochschule angefordert werden kann.

Gemeinschaftskunde im Schulfunk

In der Zeit vom 1. Oktober 1957 bis zum 31. März 1958 sollen nach einer Verfügung des Senats für Volksbildung die B-Klassen der Berliner Oberschulen an jedem Donnerstag um 19 Uhr Schulfunksendungen über Gemeinschaftskunde (politische Bildung) hören. Es sind insgesamt 20 Sendungen vorgesehen, die von einem Ausschuß Berliner Lehrer zu einem Teil aus den Programmen einiger deutscher Rundfunkanstalten der letzten Jahre ausgewählt wurden. Ein großer Teil stammt aus der eigenen Produktion der beiden Westberliner Sender.

Es handelt sich dabei um einen pädagogischen Versuch, dessen Ergebnisse für die weitere Gestaltung der gemeinschaftskundlich-staatsbürgerlichen Unterrichts nützlich sein können. Sie sollen zu den Feststellungen dienen, ob es bereits Sendungen gibt, die einen geeigneten Weg zur politischen Erziehung unserer Jugend weisen, welche Inhalte und welche Formen solche Sendungen haben müssen, und schließlich soll die Frage beantwortet werden, ob

Marie Schöner
Jan 49
Adolf Reichwein
106156-108

das ihren Lebensraum so eng beschränkten hatte. Wieber andere schlüßten als die Neten Einzelgänger der menschlichen Gesellschaft in irgend ein Versteck, um dort eine Zeitschrift oder ein Buch zum ersten Mal durchzuführen. Aber sie alle erlagen in kürzester Zeit dem Stacheltrabakoller! Damit wurden sie meist aus eigener Schuld zu den unentraglichsten Qualgeißten für ihre Kameraden, bis sie auf der Rekonvaleszenz des Hospitals von aller Gesellschaft abgesperrt wurden, oder in harten Ringen mit sich selber zur Gesundheit und damit zu den Kameraden zurückfanden.

Das war auch der Sinn all des Arbeitens und Lernens; die Gesundheit zu erhalten und zu festigen, die Kameradschaft auf engstem Raum zu sichern und vorhandenes Wissen und Können zu pflegen oder neu zu erwerben. Das trauerten alle, die sich auch für ihre Kameraden mitverantwortlich wußten, daß der Verlust der oft schwer angeschlagenen Gesundheit - viele von uns waren ja schon verwundet - die Möglichkeit auf die Heimkehr ernstlich gefährden konnte. Und wie sehnten wir uns alle vom ersten Tag der Gefangenschaft an nach der Heimat, in der wir Geschwister, Eltern, Frauen und Kinder in Gefahr und Not warteten! Wir mußten einfach gesund bleiben oder wieder gesund werden! Das beste Heilmittel neben guter ärztlicher Hilfe, die uns immer zuteil geworden ist, war und blieb planvolles und zweckentsprechendes Arbeiten. Und nichts lag näher, als Praxis und Theorie sinnvoll zu vereinen und damit den Sinnen und Gliedern wie dem Geist das Rechte zu geben. Damit waren auch die Hände gebunden, die von nun an bisher Kronen so aneinander hängen sollten, daß auch langes Besaisammensein auf wirklich eigenem Raum freudvoll und friedlich bleiben konnte. Daß es nicht immer so geblieben ist, liegt in der Natur des Menschen selber. Unser Schaffen mußte sinnvoll und freudvoll sein!

Die Strenge des Lagerlebens schrie ja geradezu nach Freude, und darum mußte auch in das Schwaben selbst Freude hineingelegt werden. Sport und Theater kamen zur rechten Zeit zur Geltung, und es ist manches Stück über die Werten der selbstgekauften Theaterbarocke gegangen, das seinesgleichen in der Heimat suchen kann. Wer ohne Arbeit wäre das Leben in der Gefangenschaft sinnlos geworden. Aus dieser Enghöhle heraus haben wir in unserer Arbeit und durch sie auch all das wieder zu schaffen versucht, was wir in der Heimat zurückgelassen hatten und was uns mit Eltern und Großeltern verbunden hatte. Es mag vielleicht eine Flucht in die Pracht vergangener Zeiten genannt werden, wenn wir in unsern Erzeugnissen neben der strengen, geradlinigen Neuzeit die Lebendigen und leichtbeschwingten Stilarten unserer Großmütter und Vorfäter wiedererkennen lassen. Es konnte und durfte auch gar nicht anders sein; denn die harten Linien des Gefangenenlebens mußten ihren Ausgleich finden. Gefangenschaft war nicht Leben, sondern eine harte und schwer lebende Pause in ihm. Aber sie mußte ausgefüllt werden. Und unser ganzes Sein mußte nach Leben drängen und konnte dieses auch nur im Werk unserer Hände und Sinne erleben lassen.

Die Not des Nichts aber war überwunden nach hartem Kampf durch den Glauben an das Leben und seinen Schöpfer!

Johann Eberhard

Kontemplative Weisheit eines Zweiflers. Adolfs und das Feuer eines maßlosen Kreuzritters vereinigten sich in der Natur Adolf Reichweins (1899-1944). Jedenfalls war er ein leuchtendes Feuer, an dem viele sich erwärmten. Ein leicht gekauert, drohtiger, kleiner Mann mit einem Schopf goldroten Haars und schief blühenden gläsernblauen Augen, war Adolf Reichwein einer der wildesten und gleichzeitig gütigsten Menschen, die mir begegnet sind. Er ist 1899 als Sohn eines Dorfschulmeisters nördlich des Saarus bei Frankfurt/Main geboren, im Lande Wilhelms von Nassau. In Friedberg in Hessen, wo er zur Schule ging, war er Führer des Wanderozels. Ganz jung wurde er Soldat und kämpfte an der Westfront mit. Dann hat er an den Universitäten Frankfurt und Marburg studiert. Mit 21 Jahren schrieb er als seine Doktorarbeit ein Buch über den Einfluß chinesischen Geistes auf europäische Ideen im 18. Jahrhundert, ein Buch, das auch in einer englischen Übersetzung bekannt wurde. Er schrieb es in einem ungeheizten Zimmer in Berlin während der Revolutionenmonate.

Ich begegnete ihm das erste Mal auf dem Hellesauer Jugendtreffen 1923. Er war damals Mitglied des Leuensteiner Kreises mit Fritz Klatt, Erich Trammiler, Günter Rafter und anderen zusammen. Dann besuchte ich ihn im Winter 1923/24 in Jena, wo er Leiter der Volkshochschule der Carl-Zeiß-Werke war. Er und seine junge Frau waren ganz arm, aber unbelämmert, voller Wissen, Feuer und Enthusiasmus. Er neigte zum Sozialismus und setzte seine Hoffnung auf die jungen Proleten, obgleich er auf die Parteipolitik keinen großen Wert legte. Ich stütze mich mit ihm, weil er intellektuelle Formulierungen und Anreize für mich wichtig sind. Lange Zeit hindurch hatte ich das Gefühl, daß seinem Leben die klare Linie oder der Brennpunkt fehlte. Später habe ich Beder gegenüber beklagt, daß Adolfo wie ein Baum ist, der immer weiter blühen will und nicht eintreten will in die grüne Ruhezeit, in der die Früchte sich zwischen den Blättern im Schatten ausbilden. Aber sein männlicher Handschlag und die Ritterlichkeit seines Geistes waren mit immer lieb. Er war E. E. Lawrence ähnlich, er liebte Geschwindigkeit und Gefahr. Aus den Einkünften seines dicken Buches „Kohlstoffwirtschaft der Erde“ kaufte er sich ein Flugzeug, ein Gedicht aus Bienenholz und Seide, und damit flog er nach Venedig, um E. J. Beder zum Geburtstag zu gratulieren. Er flog zurück und verunglückte. Immer kam er um Haarsbreite mit dem Leben davon.

Als seine erste Ehe auseinanderbrach, ging er nach Amerika. Er wollte Japan und China kennenlernen, täuschte amerikanische Staatsbürgerschaft vor und fuhr als „amerikanischer Matrose“ auf dem Passagierdampfer „President Madison“ nach Japan. Dort wollte er einige berühmte Japaner besuchen. Darum verließ er das Schiff, ohne um Landurlaub zu bitten, und war wieder Dr. Adolf Reichwein aus Jena. Bierzehn Tage später meldete er sich in Kobe wieder auf seinem Schiff beim Kapitän, der

ihn mit ein paar großen Flächen nach unten schickte. In Schanghai half er bei einem Aufstand auf Seiten der Kuomintang, indem er Waffen an den englischen Posten vorbeischmuggelte.

1929 wurde Reichwein zum Pressesekretär im Kultusministerium ernannt und wurde damit Beder's rechte Hand. Er war auf dem Wege, Karriere zu machen. Später machte Beder ihn zum Professor an der Pädagogischen Akademie in Halle/Saale. Aber die Nationalrevolution hob ihn aus dem Sattel, und er sollte pensioniert werden. Das war mehr, als ein Reichwein ertragen konnte. Er war entschlossen, auszuprobieren, ob er nicht ein Stück der Seele Deutschlands, die nun politisch verloren war, auf dem pädagogischen Gebiet noch retten könnte. Bedurfte man in Preußen noch seiner Dienste? Wenn nicht, dann aber auf und davon! Er fuhr geradenwegs nach Berlin und verlangte einen der neuen Abteilungsleiter zu sprechen. Dieser Mann, ein gewisser B., war ein kagyludelnder Nazi-Ideologe. Reichwein war ihm als einer der unabhängigen Führer der Sozialistischen Linken bekannt. Die zwei Männer traten einander gegenüber, und ein heftiger, rücksichtsloser Wortkampf begann. Reichweins Mut zwang den Nazi zur Bewunderung „Perz Reichwein“, sagte er. „Sie sind ja der geborene NS-Führer, aber stehen ja auf der falschen Seite, verdammt nochmal. Was in Teufels Namen wollen Sie eigentlich? Wollen Sie mit uns arbeiten?“ Ich will für Deutschland arbeiten“, sagte Reichwein ruhig, „geben Sie mir eine einlässige Volkshochschule“. „Abgemacht“, sagte B. und schlug mit der Faust auf den Tisch. Und so wurde Professor Dr. Reichwein Dorfschulmeister.

Reichwein schrieb einen Bericht über diese Schule in Liefenke, den zu lesen die reinste Freude ist. Er schildert darin seine dreißigjährige solide, unbedeutende Arbeit und gibt das Bild einer Dorfschule, wie sie in jeder Gegend der zivilisierten Welt stehen könnte. Nichts an diesem Buch erinnert auch nur von fern an Nazi-ideologie oder Propaganda. Daß Reichwein so etwas leisten konnte, ohne die Behörden sich zu Gegnern zu machen, ist ein Beweis für sein Genie. Das Buch ist voller überzeugender Bilder, auf denen man eine schöpferische Schulfamilie sieht, die im Tun und Schaffen leert, unter der väterlichen und kameradschaftlichen Führung eines klugen und der Sache willenlos hingeegebenen Lehrers.

1938 hielt Reichwein Vorträge über „ländliche deutsche Erziehung“ in Südwestengland und vermied auch dabei mit unwahrscheinlicher Geschicklichkeit jede politische Nuance. Ich half ihm, diese Kasse vorzubereiten, und half ihm weiter dabei. Reichwein zeigte zuerst einem Schmalflin, der nicht bis zehnjährige Volksschüler bei der Arbeit am Modell eines Bauernhauses und Bauernhauses zeigte. Das Material für dieses Modell war äußerst billig und einfach. An seiner Schule gab es einen Fonds von 120 RM jährlich für Materialausgaben; an den meisten sonstigen Schulen betrug die entsprechende Summe nur 60 RM und wurde aus einer Gemeindeförderung bezahlt. Bücher, Werkzeuge und

Nagelheber in verschiedenen Größen. Einige Stück Stabeisen, die wohl verblechlich liegen geblieben waren, wurden von unsrem Schlossern im großen Küchenherd gegläht, dann gespalten, geschmiedet und gehärtet. Unsere Nagelheber waren fertig. In gleicher Weise entstanden Meißel und Strenmeisen, ja eines Tages brachte ein Kamerad ein Stück Flachseisen, aus dem die so sehr benötigten Hobeisen entstanden. Nun konnten wir also in unsern Baracken, unbedröht von den sehr aufmerksamen amerikanischen Aufsichtsorganen, die Pressapparatkleidungen von den Wänden lösen, die unter den Verkleidungen liegenden sehr brauchbaren zweiten Bretter lösen und dann die Platten wieder aufsetzen.

Die einzige Feile zauberte in den geschliffnen Händen eines Kameraden für jede der 12 Baracken des Kompaniebereiches zuerst eine Säge und später eine zweite und dritte hervor. Als Blätter dienten uns für die groben Sägen die Stahlbänder aus unseren Betten, von denen je eines durch Verpandungsdraht oder Kistenbänder ersetzt wurde.

So ausgerüstet konnten nun die einzelnen Baracken in gegenseitigem Wettbewerb darangehen, Tisch und Stühle der einfachsten Bauart, stumpf gestoßen und genagelt, in die einzelnen Wohnungen zu stellen. Mancher, der nie vorher einen Hammer in der Hand gehabt hatte, schlug sich in jenen Tagen die Finger wund, weil das heimtückische Werkzeug nur selten den Nagelkopf, aber recht oft die Finger traf. Den beruflich vorbelasteten Kameraden aber konnte und durfte diese „Materialvergandung“ – wie sie sagten – nicht genügen. Sie schufen sich langsam und unauffällig als Einzelne oder in kleinen Arbeitsgruppen Einzelmöbel ganz gediegen, wenn auch unverteilter Bauart. Das aber hätte beinahe eine Katastrophe ausgelöst.

Die erste monatliche Barackenkontrolle hatte noch nichts Auffälliges in der Einrichtung an den Tag gebracht. Bei der zweiten jedoch waren einzelne Stuben bereits geprüft und bei ihrer einfachen Ausstattung nicht weiter ausgefallen. Eine Eckbank mit Tisch und ein Wandchränken in oberbayerischer Art in einer Stube und ein vollendet schöper Schachtisch in der Nebenstube aber veranlaßten den Captain zu der Frage, woher diese Möbel kämen. Man ließ es Farbe bekennen. Ich nahm meinen Nagelheber, löste von der Wand ein Stück der Verkleidung ab und wies auf die Vertiefungen unter der Verkleidung. So war mir dessen sicher, daß mir 30 Tage blühten, wenn die beiden kontrollierenden Offiziere nicht genügend Verständnis für unsere Lage aufbrachten.

Sie brachten es auf und legten für den Nachmittag eine Besprechung fest, in der die Möglichkeit der weiteren und besseren Ausfertigung von Barackeneinrichtungen überlegt werden sollte. Als Ergebnis dieser Besprechung erhielten wir zwei vollständige Werkzeugkisten für Schreiner und die Auflage, daß wir uns eine richtige Werkstatt einrichten könnten. Aber einer der Kameraden mußte für die Leistung dieser Werkstatt und das gesamte Werkzeug die volle Verantwortung übernehmen, der deutsche Kompanieführer aber auch die, daß von nun an nur noch das zur Verfügung gestellte Holz aus dem Holzlager verarbeitet werden würde. Von dem Tag an konnte eine kleine, aber arbeitsfähige Schar von älteren und jüngeren Kameraden unter der Leitung einiger weniger

Fachleute darangehen, nicht nur die einzelnen Wohnbaracken ganz nach Geschmack ihrer Bewohner auszustatten. Man glaubt gar nicht, wie viele Geschmacksrichtungen es allein unter 175 Mann geben kann! Sie konnten auch den Gemeinschaftsbaracken ein Aussehen geben, das den amerikanischen Aufsichtsorganen immer wieder die Anerkennung abzwang.

Im Spätherbst 1943 haben wir dann zum ersten Mal der Öffentlichkeit in erfolgreichem Wettbewerb mit den anderen Pazerkompanien Zeugnisse von unserer Schaffen geben können. Neben Einrichtungsgegenständen aller Art, die lediglich Gebrauchsgüter waren, wurden da bereits viele Kunstlerisch – nicht nur handwerklich – wertvolle Arbeiten auf den Gebieten der Raumgestaltung, des Kunsthandwerks, der Plastik und Malerei zur Schau und zum Verkauf gestellt. In dieser Ausstellung fehlte kein Gegenstand, der aus Holz, Glas und Metall hergestellt werden konnte, selbst Uhren von der feinen Kuckucksuhr bis zur großen Standuhr fehlten nicht. Da luden die begehrtesten Stühle zu kurzer Kaffee, kunstvoll gedrechselte und geschmückte Schachspiele zu erhasen und überlegten Sägen. Und gar mancher Fachmann stand kaum vor der ohne Maschinenhilfe gebauten Drehbank.

In einer kleinen Druckwerkstatt führten einige Kameraden, die ein Sewerbelehrer angelehrt hatte, den Papierz und Stoßdruck mit selbstgeschliffnen Handdruckböcken und Nadeln vor. Sie ließen vor den Augen der erstaunten Zuschauer, mögen dies nun die eigenen Kameraden oder in Sonderführungen amerikanische Soldaten und Zivilbevölkerung gewesen sein, die schönsten Holz- und Linolschnitte wie die eigenartigsten Decken und Vorhangstoffe an selbstgefertigten Holzpressen entstehen.

So geruchsam und geräuschlos ging es in einer anderen Werkstatt nicht zu. Dort löhten und bröhnten die Dosen und Meden unter den Schlägen von Meißeln und großen Hämmern. Das, was kleiner Konserven geborgen hatte, sollte zu Tassen und Kesseln, zu Schmelzpfannen und Obfischalen, zu Kannen und Platten sich biegen, dehnen und formen. Wie einfach aber war das Handwerkzeug! Ein paar kleine Sandfächer auf grob gezimmerten, schwebten Bohlenrücken und einige kurze Schienenstücke als Armbocke mußten die Schläge abfangen, die von den Treibhämmern auf Konservendosen und Blechblech schier pausenlos herrleberschlugen. Auch die Hämmer, kleine und große, waren nicht von irgend einer Fabrik geliefert, sondern von unbedrückten Wasserhähnen abmontiert oder im großen Küchenherd von unserm Schlossern gegläht, gebogen und geschmiedet worden aus Abfallstücken, das sich irgendwo im Lager gefunden hatte. Feine oder grobe Stiele hatten sie dann zum rechten Werkzeug werden lassen. Selbst die Blechscheren und Zangen hatten geschickte Hände erst schaffen müssen wie die vielfältigen Punzen, mit deren Hilfe den in ihre vorgegebene Form getriebenen Gegenständen die letzten Verfeinerungen und Details eingepreßt wurden.

Einer unserer sachkundigen Besucher hat uns einmal gesagt: „Euch Deutschen braucht man bloß ein paar Nägel und einen Hammer zu geben, und ihr baut euch eine kleine Ländchen daraus“. Geringschätzung liegt sicher nicht in diesem Urteil.

Aus der Gemeinschaftsbaracke einer Kompanie

war eine altdeutsche Stube mit gezapften Stühlen und Tischen, handgezeichneten Jagdbildern, den Fenstern mit Zugscheiben aus Flaschenböden und all den handgeriebenen Bechern, Pokalen und Rauchgeschürten und dem großen geschmückten Kronleuchter aufgebaut worden.

Eine andere Kompanie hatte ihr Spielfeld und Lesezimmer mit handangelegten Spieltischen, kunstvoll gefügten Bücherständern, einem großen, eingeleigten Rundtisch mit den zugehörigen 12 Polsterstühlen zur Schau gestellt. Eine Deckenleuchte aus getriebenen Schalen mit handgeformtem Pergament schenkte Spielern und Lesern ein gleichmäßiges ruhiges Licht.

Die dritte Kompanie aber lud in ihrem freundlichen Bauernstübchen die müden und durstigen Besucher zu kurzem Verweilen bei einer Holzkanne „echten“ Koberbräus aus den Swaten. Nur die echten Maßkrüge fehlten. Aber sonst war alles vorhanden, was ein Herz erfreuen konnte. An den weiß geschneierten Abornischen mit gedrechselten Buchenfüßen boten derbe, aber doch heueme Stühle aus gutem Buchenholz, deren Lehnen die Wappen bayerischer Städte trugen, auch bewirtschafteten Besuchern eine sichere und feste Sitzgelegenheit.

Kästchen, Schränke und Truhen mit kunstvollen Beschlägen aus allen Jahrhunderten erfüllten alle Wünsche nach sachgerechter Aufbewahrung der bescheidenen Besitztümer eines Kriegesgefangenen. In ihnen konnte aber ebenso gut der Überfluß an edlen und Gebrauchsgütern eines neuzeitlichen Haushaltes geborgen werden. Plaisirs und Gemäde in allen Stilarten und Schmuck aller Art neben Spielzeug aus allen Nationen legten ein bereites Zeugnis ab für den Gedankeneichtum begabter Dilettanten wie für das reiche Können wirklicher Künstler.

Naturgemäß konnte diese Ausstellung nur einen Teil des aus dem Nichts herausgewachsenen Aufanges zeigen; denn die Abertausende von Karren Erde für den Kompaniegarten und die geplanten Rasenflächen, die vielen Tonnen selbstgebrochener Steinplatten für die Fußwege konnte niemand von den Plänen und Entwürfen ablesen, die unsere Architekten zum Beweis ihres Könnens und Schaffens vorlegten. Hunderte von Sträuchern und Baumzöglingen hatten unsere Gartengestalter für die Pflanzung der Lagerwege und Barackenzwischenräume aus dem Wald holen müssen. Und unsere Sportplätze ließen nach Spielbeginn das mühsame Begräumen und Verlagern von Abertausenden von Kubikmetern Erde und Kies nur zu leicht vergessen. Fleiß und guter Wille hatten allenthalben viele Hindernisse überwunden und das Lager zu einem erträglichen Lebensraum gestaltet. Mancher von den ehemaligen deutschen Soldaten hat dort zum ersten Mal in seinem Leben die Wahrheit des Spruches kennen gelernt:

Keine Arbeit ohne Schweiß,
ohne Fleiß kein Preis!

Warum aber all diesen Schweiß für einen Zustand, der doch gemiß nur vorübergehend sein konnte? Dürten wir es denn im „füßen Nichtstun“ nicht schöner?

O ja, da wählten sich genug den ganzen Tag zwischen den Zählungen und den Mahlzeiten auf ihren Betten herum und schimpften über das Sägen und Hämmern in den Nebenstuben. Andere konnten wieder nichts Besseres, als in jeder freien Minute am Stachelbraut entlang zu zerrnen und mit ihrem Schicksal zu hadern.

Material mußten davon beschafft werden, und doch hatten die Schulen wahre Vorratskammern schöpferischer Aktivität. Er illustrierte dies, indem er von seiner Schule und der Arbeit dort erzählte. Die Kinder im Alter von 6-14 Jahren, etwa 40 an der Zahl, kamen morgens um 7 Uhr zur Schule und blieben bis 12 Uhr 30 Min. Die meisten kamen nachmittags wieder - aber Nachmittagsunterricht ist in deutschen Volksschulen freiwillig - und machten allerlei praktische Arbeit mit. Sie schufen einen Schulgarten, sie machten Ställe für Kleinvieh, Bänke und Tische für den Unterricht im Freien, im Obstgarten. Als sie ein Kreishaus bauen wollten, mußten sie Kieselsteine von einem geschnittenen Schornstein sammeln und die Hausböden des Dorfes nach alten Glasflaschen absuchen; ein alter Ofen von einem Abfallhaufen wurde herbeigeholt und in Ordnung gebracht. Und mit Hilfe zweier Väter, von denen der eine ein Glaser und der andere ein Maurer war, bauten die Kinder sich ihr Gewächshaus. Musik spielte im Schulleben eine große Rolle. Da nicht genug Geld da war, um Klöten und Blockflöten zu kaufen, pflanzten die Kinder Sonnenblumen in ihrem Garten und machten später klingende Instrumente aus den Stengeln. Sie spielten auf diesen selbstgemachten Blockflöten bei den Dorffesten, die die Schule zu Weihnachten, am 1. Mai und zum Erntedank veranstaltete.

Reichwein erklärte, wie die Kinder durch solche sparsamen Methoden, ohne Hilfe eines teuren Apparates und kostbarer Geräte lernten. Sie hatten für die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände ein gesteigertes Interesse, weil alles im Zusammenhang mit lebendiger Erfahrung und praktischer Arbeit gelehrt wurde. Während der Volksschulezeit wird in keiner Weise Rücksicht genommen auf den Beruf des Kindes, den es später ausüben wird - das geschieht in den ebenfalls obligatorischen Berufsschuljahren für die 15- bis 18-jährigen an den Nachmittagen -, aber die Kinder wurden zu einem lebhaften Verständnis der sie umgebenden Landschaft erzogen. Er zeigte dies an Hand eines Lehrfilms, der in kluger und amüsanten Weise den Lebenslauf der Kanne schildert, die von den Nabelbäumen lebt und endlich ganze Wälder vernichtet.

Während seines Aufenthaltes in England hat Reichwein eine Anzahl englischer Schulen besucht, darunter auch ein paar ganz moderne senior-elementary (Central-)Schulen. Er fühlte, daß diese, so bewundernswürdig schön sie auch waren, auf dem falschen Wege sind. Eistens werden die Kinder aus ihren Helmatorten weggeholt und dadurch ihrer Heimat entfremdet - und zweitens sind sie in übertriebener Weise mit lauter Apparat ausgestattet. Glänzende verchromte Wasserbähne, Glasbänke und Stahlrohrmöbel - was haben die mit den Bauern, Kubern und Arbeiterhäusern zu tun, aus denen die meisten der Kinder stammen? „Etwas aus nichts zu machen“, die Sparsamkeit und das Selbstvertrauen zu wecken, die Phantasie und Spontanität anzuregen, tiefe Liebe zur Unabhängigkeit zu erwecken - vor allem aber Verantwortungsbewußtsein zu erziehen - wie viel wichtiger war das alles als das Einfüttern einer vorgebauten Wissenschaft und sogenannten „Kultur“!

sozialistischen Beziehungen wurde Reichweins Werk von den Behörden gewertet und geachtet. Kurz vor Beginn des Krieges wurde er aus Tiefensee wegberufen, um höheren Orts an der Verbesserung des ländlichen Erziehungswesens mitzuarbeiten.

Reichwein verwirklichte in seiner praktischen Schularbeit in gewisser Weise E. H. Vedders Ideen trotz des Nationalsozialismus. Der Mut und die Selbstverleugung, mit denen Adolf Reichwein seine Aufgabe erfüllte, sind kennzeichnend für eine breite Minorität von Deutschen, die danach streben, die konstruktive und experimentelle Arbeit der vorhergegangenen Ära innerhalb des hitlerischen Rahmens in Deutschland doch weiterzuführen. Diese Männer waren nicht nur tapfer, sie waren fromm und stetig. Adolf Reichwein war sich der dunklen Seiten des Nationalsozialismus und der Korruption an höheren Stellen durchaus und mit Bitterkeit bewußt. Er sah den häßlichen und unangenehmen Dingen ins Auge und blieb immer gerecht und voller Hoffnung auf das Gute. Ich könnte mir keinen Menschen vorstellen, der im Ausland mehr Vertrauen und Respekt gefunden hätte als Reichwein. Er war Europäer und Deutscher, ein Mann voller Weisheit und Erfahrung, der trotzdem gerecht hatte, wie man im kleinsten Rahmen einer Dorfgemeinde vorvollste Arbeit leisten kann. Als ich die obige Schilderung von Reichweins Leben fertig geschrieben hatte, erfüllte sich das heroische Leben dieses edlen Menschen. Er setzte seine Arbeit an einer wahren Volkserziehung bis in den Krieg hinein fort. Durch eine Übersetzungsarbeit des Deutschen Volkskunde-Museums in Berlin, die auf seine Veranlassung gegründet wurde, gelang es ihm, in der Schule und in die Erwachsenenbildung eine Materiallehre einzuführen, die von den Eigenschaften und dem Gebrauch der natürlichen Materialien des Handwerks (wie Lehm, Holz, Fibern, Metallen) handelt. Er baute diese Lehre in seinem

besonderen Sinne aus und glaubte dadurch beitragen zu können zu der Überbrückung der Kluft, die den heutigen Menschen vom Material seiner Arbeit trennt. Er besand sich damit als Erzieher auf einem ähnlichen Wege wie Erich Bill als Handwerker-Künstler in England - obgleich Reichwein niemals die Ständigkeit der Maschine lernte wie Bill. Aber schließlich mußte er erkennen, daß es unmöglich war, solche Erziehungsarbeit innerhalb einer geistig und moralisch so korrupten Nationalerziehung zu leisten.

Sein Gewissen sagte ihm, daß man den bösen Geist Deutschlands austreiben und jedenfalls ihn daran hindern müsse, zum Schluß noch in einer Situation von Niederlage und Untergang letzte Erseße zu begeben. So betrat er entschlossen den Pfad der Beschöderung und verbündete sich mit anderen tapferen und edelgestimmten Männern zu einem Artemis auf das Leben Hitlers. Er wurde dazu ausersehen, als Vermittler zwischen der äußersten Rechten und Linken zu wirken, wurde verraten und gefangen genommen. Es folgten drei und ein viertel Monate Ketter, Fetter und Hunger, und endlich wurde er im Oktober 1944 durch Erhängen hingerichtet. Aber während dieser ganzen Zeit und in allen diesen Schrecknissen, die sie mit sich brachte, handelte es sich eigentlich mehr um einen moralischen als um einen politischen Kampf. Reichwein nahm sein Schicksal auf sich und sah die Folter als eine Läuterung der Seele vor dem Tode. Er hatte ja sein Los gewählt, und wie er einmal in seiner nitterlichen Weise sagte: „In der Entscheidung gibt es keine Umwege.“ Rolf Gardiner (Dieser Abschnitt stammt von einem Kapitel aus einem während des Krieges geschriebenen Buch von Rolf Gardiner, das bisher nur in Abzügen veröffentlicht worden ist: „Wisdom and Action in Northern Europe, a Chronicle of Youth“.)

DAS GESPRÄCH

Möglichkeiten einer religiösen Kultur?

Zu dieser von Paul Tillich gestellten Frage (Neue Schen, Sept./Okt. 1948) ist eine ganze Anzahl verschiedener Buchstaben aus der Leserschaft eingegangen, so daß wir sie am besten in einem zusammenfassenden Bericht besprechen; denn die Veröffentlichung mehrerer einzelner würde der Vielfalt der Äußerungen nicht gerecht. Frage zwei und drei („Dürfen wir nur schweigend warten, wenn andre, die ein heiliges Schweigen und Warten nicht kennen, aus Selbsthaß und Mächtiger Unheil und Verherrlichung anrühren?“ - „Machen wir uns nicht wieder schuldig, wenn wir durch Schweigen und Warten Unrecht zulassen?“) sind ja eigentlich nur eine einzige, und ihre Beantwortung ist nicht allzu schwer. Daß man nicht schweigend warten dürfe, wenn ..., daß man sich durch wartendes Schweigen als neu schuldig mache, darin stimmen die Einsender im wesentlichen überein. Das Hauptproblem Tillichs aber war in Frage eins enthalten: „Besitzen wir noch Symbole, die Kraft genug in

sich tragen, wieder eine religiöse Kultur aufzunehmen?“

Als Beispiel des Typischen der Einfendungen sei zunächst die folgende mitgeteilt, wobei nur anzumerken ist, daß nicht alle so zentral und selbstverständlich von der Gültigkeit christlicher Symbole sprechen:

„Zu Ihrem Bericht über Paul Tillich, Möglichkeiten einer religiösen Kultur? nur das Folgende:

1. Das christliche Kreuz ist da, dazu Mariä und Sakrament. Da sind die Kraftquellen für eine neue Kultur. Sie wird nur dann besser sein als das Vergangene, wenn sie ernstet und ehlicher genommen wird.
2. Der heutige Christ hat fastwoll als Kämpfer zu leben, nicht gegen Andersmeinende, sondern gegen andere Meinungen, die offenbar nicht aus gutem Willen kommen, er hat offen zu kämpfen gegen öffentliches Unrecht und gegen jeden Mißbrauch der Macht.
3. Durch Zulassen, Schweigen, blinden Gehorsam fügen wir der alten neue Schuld hinzu. Der innerlich freie religiöse Mensch wird

wissen, daß er die größten Pflichten vor allen anderen hat. Auch Mahatma Gandhi hat so gedacht."

Grundsätzlich ist nun zuzurück zu dem Problem zu sagen. Erstlich: Das Verhältnis von Mensch und Gott und damit das wirkliche und mögliche Spielfeld religiöser Kultur kann von zwei Seiten aus gesehen werden, nämlich vom Menschen und auch von Gott her. Daß der Mensch „von heute“ der göttlichen Lebensführung weichen entsittet ist, religiöse Symbole also nicht zu nutzen weiß, kann der aufmerksame Betrachter kaum verkennen. Diese Tatsache kann man ebenso gut als gegen den Menschen sprechend wie gegen die Symbole sprechend auffassen, und hier sagen die Einen: „wir besitzen keine Symbole, die...“ (womit sie psychologisch sicherlich recht haben), die anderen hingegen sind der Meinung: „die Symbole, überhaupt die objektive Substanz des religiösen Lebens, also auch religiöser Kultur sind da; es liegt an uns, wenn sie sich nicht auswirken.“

Eine Einsenderin schreibt: „Wer sich mit der Frage nach den Möglichkeiten einer religiösen Kultur und der Verpflichtung, für sie einzutreten, als einem inneren Anliegen bereits auseinanderzusetzen begonnen hat, wird so gleich bemerkt haben, daß die Fragestellung in dieser Formulierung nicht bis zum Kern vorstößt. Wir haben eine Schwäche tiefer anzusehen: es handelt sich zunächst nicht darum, ob wir noch Symbole besitzen, die Kraft genug in sich tragen, wieder eine religiöse Kultur aufzunehmen, sondern es geht zu allererst darum, ob wir selbst Kraft genug haben zu einer Religiosität, die Symbole aufrichtet oder neu belebt, die unsere Zivilisation wieder zu Kultur im eigentlichen Sinn machen könnte. Unschärfe des Ausdrucks muß gerade hier vermieden werden. Nicht selbst die Symbole der Kirche haben ihre Kraft verloren, sondern der Mensch hat sich von ihnen abgewandt infolge einer allmählichen Veränderung im Gesäuge des Lebensbewußtseins durch mehrere Jahrhunderte.“

Wenn alle Menschen sich metaphysisch leben und nehmen könnten, würden zweifellos alle dem angeführten Gedanken und seinen selbstverständlichen Folgerungen zustimmen. Da aber nur zu viele sich, kurz gesagt, nur mehr psychologisch nehmen, werden entsprechend viele der Meinung sein, „wir“ hätten keine gültigen, leitend-tragenden Symbole „mehr“ und müßten „unseren gegenwärtigen Zustand als heilige Entfremdung“ hinnehmen und im Warten und Schweigen wieder dem Göttlichen entgegenwachsen.“

In dieser Stelle wird deutlich, daß man der in Rede stehenden Frage niemals durch empirische Betrachtung und intellektuelle Erwägung bestimmen kann, sondern nur durch die Kraft des Glaubens. Jede empirische Betrachtung nimmt einerseits den subjektive-psychologischen Stand, andererseits den historisch-faktischen Befund zu wichtig, jede solche Betrachtung oder, genauer, jede Entscheidung der Frage auf Grund einer solchen Betrachtung ist Zeichen fehlender oder gelähmter geistiger Aktivität. Wer eine befriedigende Lösung der Frage sucht, muß sich über die Gültigkeit und Schranke jedes möglichen „wir“ klar sein. Keiner, der in irgend einer Form irgendwemiger Art des Unglaubens

gerecht zu werden sucht, kommt zu einem freien und schöpferischen Ja bzgl. der Eilich-schen Frage; religiöse Kultur entsteht nicht durch Menschen, die sich erst prüfend umsehen, ob derlei heute wirklich noch oder wieder möglich sei, sondern nur durch solche, die sie im Glauben zu verantwortlichen trachten. Es gibt Menschen, die die Möglichkeit einer religiösen Kultur in sich reiflos haben verkümmern lassen, eine solche Kultur also gar nicht mehr wünschen können; es gibt Menschen, die den entscheidenden Mangel in sich sehen, aber die Schuld sich, nicht der Symbolwelt geben, und es gibt Menschen, die in und mit religiösen Symbolen auch heute noch oder wieder leben. Entscheidend muß sich ein jeder selbst. Abschließend kann gesagt werden:

Schwerlich wird man durch bloßes „Warten

und Schweigen“ - „wieder dem Göttlichen entgegenwachsen“; denn der irdische Mensch befindet sich in einer Fallrichtung, die selbstechtigt vom „Göttlichen“ immer weiter fortführt. Ernstlich und vernünftig kann man nur wählen zwischen dem Zustand, wie man ihn meistens heute vorfindet („ich merke nichts von der Möglichkeit einer religiösen Kultur und will meine „Leere“ nicht vorzeitig füllen lassen!), und dem Entschluß, der vielen wesensgemäß, keinem einzelnen Menschen jedoch objektiv verschlossen ist, einer religiösen Kultur zu dienen, allem Sinnverloren, aller Wahrscheinlichkeit, aller Individualisation und Säkularisation zum Trotz, und Menschen der zweiten Art werden allein, ob nun als katholische oder als evangelische Christen, die „religiöse Kultur“ erhalten, beleben und weiterführen.

Wegbereiter der Zukunft

MÄNNER UND FRAUEN UNSERES VERTRAUENS

Die Antwort unserer Leser

1. Gertrud Bäumer - Werner Bergengruen - Hans Carossa - Hanns Lilje - Rudolf Alexander Schröder - Albert Schweitzer - August Winnig
2. Gertrud von Le Fort - Romano Guardini - Reinhold Schneider - Ina Selidel - Wilhelm Stählin - Ernst Wiechert - Theophil Wurm

Wegbereiter der Zukunft

Männer und Frauen unseres Vertrauens

Wie mit ständlicher Sicherheit vorauszusehen war, ist auf unsere Frage im letzten Sept./Okt.-Heft eine ganze Flut von Einwendungen eingelaufen, die allermeisten glücklicherweise auf einer Postkarte, wie wir es erheben hatten; aber manche Einsender haben es sich doch nicht nehmen lassen, die von ihnen genannten Namen objektiv oder auch autobiographisch zu begründen. Ein Leser, kein ganz junger, nannte unter den Bestaltern seines Vertrauens auch seine Mutter - mit einer Begründung, die ich veröffentlichten könnten, wenn der Raum dazu reichte. Aber un schwer kann sich ein jeder diese Begründung denken. Die eigene Mutter wird wohl fast jedes Menschen Vertrauen besitzen; aber ihre Erwähnung geht doch etwas am Sinne unserer Frage vorbei; im Grunde galt sie nicht dem Privatleben, sondern dem gemeinsamen Schicksal, nicht der nächsten menschlichen Stütze, sondern der geistigen Orientierung. Und die Mütter sind zwar im allgemeinen des unerschütterlichen Vertrauens würdig, nicht aber eigentlich „Wegbereiter der Zukunft“...

Fast ausnahmslos ist unsere Anfrage aber richtig verstanden worden, es sind nahezu nur Namen von Persönlichkeiten genannt worden, denen - mehr oder minder - Führungskraft zukommt. Freilich - wie aber auch zu erwarten war - kaum solche, die heute im öffentlichen

Leben stehen und die man fortwährend in den Zeitungen genannt findet. Die Einsender haben die „Sterne“ eines inneren Reiches angefaßt, und nicht nur Deutsche - so würde z. B. Viktor Gollancz genannt - und auch nicht nur Lebende - so hieß es z. B. bei einigen Einsendern: „und Mahatma Gandhi, wenn er noch lebe“. Vielen Einsendern war es, wie sie erwähnt haben, gar nicht leicht fünf Gestalten zu finden, denen sie mit Vertrauen in die Zukunft folgen wollten; einer hat bekundet, er könne leider keine einzige nennen, und das war, wie wir zufällig wissen, ein sehr geliebter, gründlicher Geist.

Im ganzen ergeben die Einsendungen ein ziemlich klares Bild unserer Leserschaft, etwa so, wie wir es erwartet hatten. Selbstverständlich gibt es bei einer so großen Stimmenzahl eine Menage von Splitterstimmen. Es wurden heimische Pastoren, persönlich verehrte Lehrer, privatim geliebte Heimarbeitsstellen, Ärzte, die einem Einzelnen etwas Besonderes bedeuten, Leiter von Singwachen, Karthäusern, Protestanten, Anthroposophen und Juden genannt. Die Stimmen, die in dieser Art das Bild reich und kompliziert machen, treten aber aufs Ganze gesehen weit hinter denen zurück, die sich auf verhältnismäßig wenig führende Persönlichkeiten konzentrieren. Das Gesamt-bild ist nicht nur klar, sondern durchaus auch einheitlich.

Wir möchten es nicht in Gestalt einer Prozentrechnung vorführen - die Methode Gallup ist

106156-110

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

s. Seite 60 B.

Vom
Verfasser überreicht

Prof. Dr. Herm. Mitgau
GÖTTINGEN

22/IV/51

MARBURG UND DIE "AKADEMISCHE VEREINIGUNG"
SOMMER-SEMESTER 1914

" Dem ewig jugendlichen Geist der Wahrheit und Schönheit, dem neuerwachten unter uns und seiner schaffenden Gewalt (...) huldigen auch wir auf künftige schönere Tage und weihen uns so mit vielen anderen begeisterten Herzen. Im hohen Beruf dieser Zeit, wo die Erde sich wieder reinigt und die Völker sich beugen vor der wirkenden Hand der wandellosen Allgerechtigkeit, stolz, dass das hoffende Vaterland auch auf uns blickt mit Vertrauen, und alle bereit, Märtyrer zu werden für seine heilige Sache, schliessen wir hier von Deinem Geist umweht einen reinen und starken Bund, der sich ausbreiten und verjüngen möge von Gau zu Gau, von Geschlecht zu Geschlecht, und durch alle Adern des deutschen Landes die immer frischen Pulse eines wahrhaft glücklichen, gerechten und ehrenhaften Lebensströme, voll Mass und jugendlicher Schönheit."

Rödiger, Feuerrede auf dem Wartburgfeste der Urburschenschaft, am 18. Oktober 1817

In dieser glücklichen Stimmung begann mein erstes Semester aus dem Geiste der Jugendbewegung, ein heller Augenblick der Freiheit und Unbekümmertheit, dem lange Nächte der Not folgen sollten.

Marburg, den 29. Mai 1914

Wie von selbst sammeln sich Eindrücke der Fremde um eine besondere Erscheinung und hinterlassen das Bild des liebenswert-Neuen, Abstossendes freundlich verdeckend.

Meine Heimatstadt Braunschweig hat mich wahrlich verwöhnt an altstädtischer Geschlossenheit. Nicht anders auch hier: eine nicht grossräumig-behäßige, aber wunderbar anheimelnde Märchenwelt an alten, stillen winkligen Plätzen, an Treppen und Giebeln, deren einer noch höher hinaus will als der andere. So drängen sie den Berg hinan, ein wunderliches Gewirr von Gängen und Dächern unter sich lassend.

Eines der ältesten Gebäude, das "Hochzeitshaus", bewohnt die "Akademische Vereinigung" (A.V.), mit einem Blick aus den Saalfenstern über Stadt und Lahntal, den man nicht vergessen kann. Zur linken des Schlossaufganges im Grünen und hinter altem Gemäuer versteckt ein verwünschenes Häuschen mit einem Garten. In ihm ergehen sich nachts die Geschöpfe meiner geheimsten Träume; tags

trifft sich hier dann und wann die A.V. Nie in meinem Leben habe ich einen so schönen Platz gesehen. Ich fühle mich in dem Zauber der Grimm'schen Märchen versetzt. Woanders als hier kann ihre Heimat sein? Ein Maler Ubbelohde hat mir seine Augen geliehen und mich verführt, alles wie er zu sehen; ich kaufte mir seine Zeichnungen vom alten Marburg, zu Volksliedern und zu den Grimm'schen Märchen.

Schon unterwegs in Kassel hatte ich mich über eine Bäuerin in der eigenartig-schönen Hessentracht gewundert. Hier in Marburg begegnet uns diese Tracht auf Schritt und Tritt: Mädchen mit einem weiten bauschigen Faltenrocke in lebhaften Farben, das Haar in einen Knoten auf dem Kopfe zusammengebunden und gekrönt von einem kleinen Spitzenhäubchen mit langen, seitlich herabhängenden Bändern. Traglasten pflegen sie auf dem Kopfe zu transportieren, und ihr Gang mag davon etwas festes, aufrechtes erhalten haben.

So war ich - zum ersten Male für länger aus dem Elternhause entlassen - in Marburg eingezogen, in den Frühlingschimmer dieser Krone des Kur-Hessenlandes. Als wolle das mächtige Schloss auf dem Berge die Häuser, deren zahllose Fenster im Abendscheine glitzern, als wolle es die Menschen schützen, so lässt es seine Wachtposten, die schiefergrauen Türme, weit in das Lahntal spähen.

Erwartungsvoll waren Wilhelm Scholz und ich auf dem Bahnhofe an Studentengruppen, sofort an ihren bunten Mützen erkenntlich, vorbeigegangen; sie äugten nach Keilförsen. Doch uns liessen sie aus, obgleich sich Wilhelm in seinem neuen Hute und gelben Mantel äusserst fein machte. Mein riesiger Rucksack verdarb wohl alles. Und treppauf, treppab waren wir durch die Stadt gezogen und dann todmüde in die dürftigen Gasthausbetten gekrochen. Der Freund musste seinen letzten Kuchen mit mir teilen; er behauptete, ich wäre sonst verhungert.

Auf der Budensuche fand ich in dem Vororte Marbach unter der komischen Hausnummer 1 1/2 bei Jauernicks im Gasthofe ein heimeliges Stübchen. Es versteckt sich hinter wilden rankenden Rosen. Dahinter liegt ein Garten mit vielen Bienenkörben, von denen einer mir überlassen wurde. Abends werfen mir die Hessenmädele vom Dorfe Steinchen ins Zimmer. Über mir wohnt ein fleissiger Chemiker mit Damenbesuch, der meine ganze Moral herausfordert, nebenan ein anderer Kandidat, österreichischer Reserveleutnant bei den Kaiserjägern, der einen Zehnerl auf viele Meter genau trifft.

Sonntags gehe ich tanzen. Aus den Zeitungen wird festgestellt, wo Kirchweih gefeiert wird. Dann mache ich mich auf, oft mit anderen zusammen, und komme erst frühmorgens zurück. Es wird Backe an Backe (sprich Wange) getanzt, in den ersten Stunden aber noch ein sauberes Taschentuch dazwischen gelegt. Ich erinnere mich nicht, je so etwas erlebt zu haben. Bei den Mädele gern, bei ihren Burschen begreiflicherweise ungern gesehen, kommt es zuweilen zu Anrempelien, dann zu Schlägereien. Dabei bildete sich folgende Taktik heraus: Wenn die Feindlichkeiten zunehmen, treffen sich in der Pause alle Studiker auf den Pfiff "Burschen heraus" draussen und zählen die einsatzfähige Mannschaft. Ist sie stattlich, dann kommt wir in Reihe aufmarschiert in den Saal zurück; und nun geht alles friedlich weiter. Im Falle unserer erdrückenden Minderheit jedoch wird betäubt der Heimweg angetreten. Ärgerliche Erfahrungen lassen das auch als durchaus zweckmässig erscheinen. Trotz dieser Aushäusigkeit und einer jedesmaligen kleinen Verliebtheit, die ich mitnehme, kommt es bei mir nie zu Liebschaften. Undenkbar im Geiste des Wandervogels.

Mit meinem Theologiestudium ist es nicht weit her. In aller Frühe schon, nach einem unvergesslichen Wege über den Schlossberg, habe ich bei Licenziat Balla Hebräisch¹⁾, nachmittags dies und jenes. Im übrigen liege ich bereits früh in der Badeanstalt, schlemme pünktlich vier Uhr auf der Lahnterrasse im Café Vedder Baumkuchen mit Schlagsahne und Kaffee für 50 Pfennige und freue mich der vielen Bücher in den Auslagen der Elwert'schen Buchhandlung. Und diskutiere und schwärme stundenlang und nächtelang, die goldene Freiheit, den Frühling, Marburg und das Lahntal genießend.

1917

War das alles schön und sorglos -- und ein so kurzes Glück! Als die Auguststerne heiss duftete, war alles vorüber.

Mitten herein brach der Krieg. In den klaren Sommernächten hörte man ununterbrochen die rollenden Transportzüge. Der heisse August verband sich mit den Eindrücken der Mobilmachung, dass ich bis heute immer wieder um die Erntezeit daran erinnert bin.

Wenige Monate später sah ich nochmals Marburg, - als junger Kriegsfreiwilliger. Ich kam mir um Jahre älter vor und betrachtete die Stadt meines ersten Semesters wie ein verlorenes Paradies.

Gleich in den ersten Tagen hatte ich Dr. Hans Wix besucht, dessen Namen ich aus der Einigungsbestrebung im Wandervogel kannte. Er ist offenbar der führende Kopf der "Akademischen Vereinigung Marburg". Diese ist ein aus der Jugendbewegung hervorgegangener Studentenbund. Dr. Wix nahm mich freundlich auf, und ich blieb beim "Ockershäuser Mittagstisch" von Frau Bloch und ihrer Tochter, eines Wandervogelmädchens, zusammen mit einigen A.V.-ern, die schon aus den Ferien zurückgekommen waren.

Heidelberg, im Juni 1926,
nach einer Aussprache mit jungen A.V.-ern.

Anfangs des Semesters wurde ich "Probemitglied" der "Akademischen Vereinigung", nach einem schriftlichen Referate - wie es die Satzungen verlangten - im Juni endgültig aufgenommen. Mit heissem Herzen, die ganze Welt zu umfassen, war ich in das neue Leben eingetreten. Freilich wirkte die wissenschaftliche Sachlichkeit in der A.V. recht abkühlend; sie legte sich wie eine Mauer um die Bezirke des idyllischen Gartens, in den mich der Wandervogel versetzt hatte. Eher glich die A.V. einem Kloster mit Dienern in der Zucht des Geistes, und es waren nicht zufällig viele Theologen darunter. Ich sehe sie noch vor mir: die beiden Heinz und Gotthold von Rohden (deren schöne Tagebücher ihr Vater noch während des Krieges veröffentlicht hat), Heinz Küllenberg, meinen Leibburschen, den begabten Tümpel, Hänschen Schalow, den Kunsthistoriker, der das schönste, luftigste Zimmer oben auf dem Schlosse, Stein, der das rosenumrankte Gartenhaus bei Blochs in Ockershausen bewohnte, wie den alten Hessenpachanten Peter Liss, dem ich ob all' der Nöte, nicht verstanden, weil einsam auf mich selbst verwiesen zu sein, eines nachts mein beschwertes Herz ausschüttete. (In Loheland starb ich Jahre später seinen Bruder). - Sie sind sämtlich gefallen, von Kriege verschlungen, und mir ist seitdem, als seien Menschen ihrer Art überhaupt ausgestorben.

¹⁾ Mit dem ärgerlichen Erfolge, dass ich einige Monate später in der Notprüfung zu Braunschweig durchfiel.

Eine herrliche geschlossene Welt voller Vertrauen, Offenbarungen und Verheissungen, noch restloser Hingabe ohne Enttäuschungen und Berechnungen. Die Pädagogische Provinz, in der mich überall das Gesetz der Ehrfurcht umgab, - ein sorgenloses Dasein der Musse. Aber für mich jugendlichen Romantiker auch zu viel Problem und Theorie, ohne warme Nähe und Erlebnis. Schon der Name "Akademische Vereinigung" erschien mir viel zu abstrakt. Wie anders klangen doch "Wiking" oder "Skuld"! Die Anlaufzeit war zu kurz, um auf die Höhe gehoben zu werden, die dieser Kreis bester Köpfe aus der Jugendbewegung wie aus der Freistudentenschaft, zu der die baltischen Gebrüder Kroug und der gescheite Würzburger gehörten, in einer wahrhaft akademischen Gesinnungsgemeinschaft nach und nach gefunden hatte.

Es suchte mich in Marbach der Kandidat der Medizin August Römer aus Stuttgart auf, den ich dann den "Kaninchendoktor" nannte. Er hatte auf dem letzten Pfingstfeste der A.V. den Schreiber Licht im "Zerbrochenen Krug" gespielt. Für seine Dissertation schnitt er einem Kaninchen nach dem andern den Bauch auf und machte sie dann alle künstlich herzkrank, sofern sie nicht totwaren. Seitdem nehme ich alle Naturwissenschaften viel ernster als die Geisteswissenschaften. Nächstelang begegneten wir uns in Aussprachen (ich traf ihn Jahre später in der "Studentenhilfe"-Arbeit wieder, als er von den Herzkrankheiten längst zur praktischen Psychologie übergewechselt und ein bekannter Mann geworden war). -

In aller Herrgottsfrühe fuhren sonnabends die Verehrlichen mit Getöse hinauf ins Marbacher Kurhotel, zur Mensur, während unten in der Stadt überall an den alten Fachwerkhäusern ununterbrochen ihre bunten Fahnen Stiftungsfeste anzeigten.

Und die A.V.er singen zu dem alten Tanze: "sera, sera, sancti nostri domini" Beschwingt und geistvoll feiern sie in Kreise befreundeter Mädchen ihre Feste. So besonders das traditionelle Pfingstfest mit Laienspiel, so die Semesterabende. Es wird gute Musik gemacht. Heinz v. Rohden spielt meisterhaft Geige. Ich erinnere mich, wie jemand einmal stumm dirigierte und raten liess: welcher Satz einer Symphonie? - und man konnte ihn nennen. Auch einen komischen Auftritt mit dem Verleger Eugen Diederichs habe ich im Gedächtnis, der der A.V. nahe stand. Es war irgendwie bekannt geworden, dass er durch eine Anzeige seine - ich glaube - zweite Frau suchte, und unsere Mädchen umringten ihn mit der Frage: "Bin ich's?" - Zu demselben Pfingstfeste 1924 war der Rohden-Langaard-Tanzkreis vom Schlosse Bieberstein in der Rhön (später in Dirlos) eingeladen. Seine Tänze wie das ganze Auftreten wurden mir ein Erlebnis. Sechs Jahre später sollte ich dieser Gymnastik-Schule dann nähertreten.

Als Bund ausgeprägt akademischer Haltung hatte die A.V. sich sachliche Aufgaben gestellt. Der Idee nach wohl wichtigste, waren die "Wissenschaftlichen Abende" mit bestimmten Themen, mit Referaten und Korreferaten, oft geleitet von einem Universitätslehrer, der der A.V. nahestand. So war dies vor meinem Semester einmal der Sozialpädagoge Natorp gewesen, dem ich einen Besuch abzustatten hatte, oder der junge Philosoph Nicolai Hartmann.

Ich erinnere mich eines solchen Ausspracheabends über das heikle, brennende Thema: das Geschlechtsleben. Es wurde offen und persönlich gesprochen. Ich hatte mich an Hand von Konversationslexika ausgiebig darauf vorbereitet. Und da ich ehrgeizig und eitell war, ließ ich mich vorlaut und ausführlich hören. Ich vergesse nicht die schroffe, sittlich entrüstete Zurückweisung durch den älteren Hänschen Schalow, mir Grünschnabel das Wort zu entziehen; der gutmütige Hans Wix konnte ihn dann kaum beruhigen. Für lange Zeit war ich verscheucht. Eine Scheu vor dem "Hochzeitshaus" wurde ich nie los, und noch mitten aus einem der Pfingstfeste nach dem Kriege (1926) fuhr ich mit meiner Frau zornig wieder fort, den Geist akademischen Hochmutes und überspitzter Diskussion ablehnend. (Heute bin ich bereit, einiges meiner Überempfindlichkeit zur Last zu legen.)

Schaow fiel 1915 als Leutnant in Flandern, nachdem er mich kurz vorher nochmal in Brüssel besucht hatte, Wix bereits 1914 bei Langemarck, bei dem berühmten Studentenangriff. Welch' eine Blüte der Nation ging dahin! Die Jugendbewegung hätte mit diesen Köpfen ihre große Aufgabe wohl erfüllen können. Vielleicht wäre vieles dann ganz anders verlaufen. Es ist einer dieser albernen Gemeinplätze: "Jeder Mensch ist ersetzbar!" Wir merken es nur nicht oder zu spät, daß und wo sie fehlen -- die Vielen, die Einzelnen. Meist sind es dann die Historiker, die hinterher so etwas feststellen.

Im Februar 1951 zählte ein neues Verzeichnis ehemaliger AVer bis 1933, als der Bund aufgelöst wurde, 77 Anschriften. Zwölf AVer sind im zweiten Weltkriege geblieben, von den im Sommersemester 1914 mit mir aufgenommenen Zwanzig war keiner mehr dabei.

Insel Wörth, Obb., Juni 1945.

Zweimal nach dem Kriege habe ich an Treffen der "Akademischen Vereinigung" teilgenommen: August 1920 und Pfingsten 1926. Von jenem fand ich noch ein Lichtbild, auf dem wir singend im Zuge dahinmarschieren. Ich besaß eine geliebte Flöte und erging mich glücklich mit ihr. Shakespeare's "Sommernachtstraum" wurde, alter Überlieferung gemäß, gespielt, und zwar hervorragend. Neu hinzugekommen waren Wettkämpfe, ich trug sogar einen zweiten Preis mit Eichenkranz davon.

Ich wohnte bei einem älteren, blonden, mir noch unbekanntem AVer: Adolf Reichwein. Er trat mir sein Bett ab und war von besonderer Gastfreiheit und Aufmerksamkeit, daß ich ihm nachher noch von Heidelberg aus schrieb und ein Inselbüchlein zum Andenken schenkte.

Adolf Reichwein sollte ich später dann häufig begegnen: in den "Ockershäuser Blättern" der AV, in der wissenschaftlichen Aektüre, auf Tagungen, im Vorzimmer des Kultusminister, Becker zu Berlin 1929/30 und um dieselbe Zeit,

als nicht ohne wesentliche Mithilfe Reichweins die Pädagogische Akademie Frankfurt/Oder gegründet worden war, auf der AV-Tagung zu Halberstadt, wo er -- mit einem eigenen Flugzeug ankam, beim Skilaufen im Riesengebirge oder im Freundeskreise zu Frankfurt/Oder, zu Berlin (Fritz Klatt-Tagung u.a.) und mehrfach in Cottbus. Auch sind mir außer seinen Ausstellungen im Volkskunde-Museum Berliner Besuche im Hause seiner Schwiegereltern gegenwärtig, wo wir einmal 1933 im Garten einen herrlichen Zwetschenkuchen verzehrten (er befand sich mitten im Aufbruche nach der Türkei). Dann noch zu Anfang dieses Krieges in seiner neuen schönen Wohnung, bevor sie vollständig zerstört wurde.

Jede dieser Begegnungen war ausgefüllt von einer, sein Wesen kennzeichnenden Unmittelbarkeit und von eindringlich geistiger Auseinandersetzung. Sie sprang vom Falle sofort ins Grundsätzliche und knüpfte da an, wo sie das letzte Mal abgebrochen war, - jenseits von Raum und Zeit. Sofort kam eine so starke, rein menschliche Berührung zustande, daß sie eine kompromißlose Aussprache forderte und zuließ, oft genug Kampfansage, die mit letzter Schärfe ausgefochten wurde. Es kam zu einem der ritterlichsten Kämpfe von Mensch zu Mensch, gleich unerbittlich in der Sache, wie vornehm und gütig in der Gesinnung. Nie, daß er in Deckung ging oder mit verschlossenem Visiere kämpfte. Seine strahlende Liebenswürdigkeit gewann sofort jede Lage, seine seltene Erzählkunst die Herzen, die sich allem öffnen, was absichtslos überlegene Reife hervorlockt. Seine Sauberkeit überzeugte den Ungläubigen, seine unbestechliche Gerechtigkeit den Unsicheren.

Adolf Reichwein gehörte so zu den tragenden Kräften eines öffentlich-geheimen Gewissens, zu dem Forum jener anerkannten Richter, die das sind, ohne bestellt zu sein, die wirken und bestimmen, ohne zugegen zu sein. Nur hier und da hatte man sich eines solchen Menschen wieder zu vergewissern. Diese geistig-sittliche Rückendeckung der Zeit offenbart sich ja im letzten nicht in einem historischen Vorbilde so unmittelbar wie im Vorleben von Zeitgenossen. Reichwein war einer dieser geheimen Richter, die über die Werte unserer Generation wachten, die ein Stück öffentlichen Gewissens in sich darstellten.

Als junger Mensch empfand ich mich noch schützend von einer großen Zahl dieser guten Geister umgeben und schenkte ihnen mein ganzes Vertrauen. Die Kriege haben diesen Kreis, zu dem die Gefährten aus der „Akademischen Vereinigung“ gehörten, allzufrüh gelichtet. Hier ist der schwerste Substanzverlust zu spüren: er ließ uns Überlebende am anderen Ufer einsam zurück und hat uns bitter arm gemacht an dem, was unersetzbar, die eigentliche Seele einer Generation bestimmt.

Mit Adolf Reichwein nahm das Verhängnis Deutschlands ein großes Versprechen für die Zukunft von uns, als wir auf der Lebenshöhe zum entscheidenden Wirken - vielleicht - doch noch eine Chance fanden.

Göttingen, im März 1951

Hier habe ich von den Ältesten A.V.ern Wolfgang Kroug wieder getroffen. Es kam mehrmals die Rede auf unsere alte A.V. Lange Jahre hat er an einer "Chronik des A.V.-Gedankens" geschrieben. Es ist so eine Art Lebensroman geworden, der verdiente, in seiner Allgemeingültigkeit und als typisch für die Lage, ja besser für die Stimmung der Zeit vor dem ersten Weltkriege veröffentlicht zu werden.

Er zeigte mir einen Brief, den ihm Nikolai Hartmann im Sommer 1925 geschrieben hat (Nikolai Hartmann war in diesen Tagen - als wir über die A.V. sprachen - gerade gestorben): "Den eigentlichen Charakter dieser Idee zu bezeichnen, ist nicht möglich. Sie liegt weder in den Statuten noch in den Satzungen als solchen, sondern in etwas Unsagbarem, - im Geiste des ganzen, in der Art, wie immer über den Charakter der Geselligkeit hinaus ein weiterer Sinn waltet, eine lebendige Perspektive ins volle M e n s c h e n l e b e n hinauswies; und darüber hinaus konnte man deutlich sehen, wie der Einzelne, der in dem Kreise stand, nicht nur zu seinem Recht, sondern gerade zu einer rechten persönlichen Entfaltung kam. Die 'Akademische Vereinigung' gehört zu den unbestreitbarsten und schönsten Erfolgen der studentischen Jugendbewegung. Sie war eine der ersten, die mit der Tat und dem Beispiel voranging, und ist eine der wenigen, die sich voll und ganz bewährt haben."

Kroug schrieb, wohl als Nachruf auf Nikolai Hartmann gedacht, einige seiner Erinnerungen an Nikolai Hartmann auf und veröffentlichte sie in Heft V/23 der 'Deutschen Universitäts-Zeitung' Nr. 16. Darin: "Dass die 'geistigere Art der Geselligkeit' etwas besonderes war, kann die heutige, mit Ungewöhnlichem mehr als vertraute Studentengeneration kaum nachfühlen. Sie weiss nichts mehr von jener Geborgenheit, jener Sorglosigkeit der bürgerlichen Existenz und von jener teils stumpfen, teils friedvollen Sattheit des damaligen Lebens vor dem ersten Weltkrieg, von der einladenden und verführerischen Macht der Konvention und dem Meltau der Vorurteile, welche das damalige, im einzelnen doch so ehrliche Bürgertum beherrschten. Was wären heutigen Studenten von jenen Kampfpapieren gegen Philistertum und Heuchelei, die uns damals erregten, heute noch erregend? Die heutige Jugend ist im Angesichte ganz anderer und überdimensionaler Lügen aufgewachsen; sie wird von Schrecknissen bedroht, gegen die etwa akademische und gesellschaftliche Verkalkung, die Auswüchse des studentischen Eierkomments niedliche Verirrungen und die Mensuren auf dem Fechtboden harmlose Kinderspiele sind." Und er gibt ein Bild vom damaligen Leben der A.V.: "... Wie gestaltete sich nun jene neue und geistigere Art Geselligkeit zwischen den ungehobelten jungen Männern, die Weltanschauung hatten, und den Dozenten, die im Frack oder Cut zu den Tanzabenden erschienen? Unser Ziel waren keine gelehrten Gespräche; wir suchten den menschlichen Weg zu unseren Lehrern, einen vergnügten, ungezwungenen und doch irgendwie geformten Austausch von Herz zu Herz. Und so setzten wir denn kühnlich

zu Beginn einer jeden geselligen Veranstaltung, sozusagen als das der 'Fidelität' vorangehende 'Officium', - die ganze illustre Gesellschaft auf Stühle, die in einem grossen Kreise angeordnet waren, ohne Ansehen der Person; die bunte Reihe war Gesetz: kleine Geister - grosse Geister, Junge - Alter, elegante Damen - Naturburschen, Atheisten - Katholiken, Ultrarechte - Sozialisten. Und das ging! Denn alle konnten, ja mussten, bei der Kreisform einander in die Augen schauen, der Zauberkreis nahm jeden in seinen Bann, und doch blieb jeder er selbst. Und Nicolai Hartmann war an diesen Abenden wohl besonders vergnügt und witzig. - Zu Beginn einer solchen Geselligkeit war es Sitte, die neuen Gäste, die den Kreis betraten, auf humorvolle Art zu apostrophieren. Manchmal wurde ein Neuling, ob Professor oder nicht, veranlasst, mit dem Zeigefinger die unbekanntenen Gesichter im Kreise zu zählen, und so kamen die Gäste einander in anmutigen Anspielungen näher. Wenn Nicolai Hartmann einmal auf ein würziges Bonmot nichts Besseres zu antworten wusste, so sagte er etwa: 'Ich kann auch boxen - wollen wir?' Und lächelte dabei schelmisch..."

Ich bedauerte schmerzlich, dass sich dieser kleine, so anspruchsvolle Bund 1933 sang- und klanglos auflösen musste. (Er weigerte sich durch Beschluss, die Juden und Kommunisten aus dem Mitgliederbestande der Korporation zu streichen.)¹⁾ Nur spärliche Kreise persönlicher Freundschaften blieben zurück. -

Die germanische Vorzeit weiss von einer untergegangenen Welt paradisischer Frühe zu berichten, bäuerlichen Glückes und Friedens. Der Lichtgott Baldur stand im Mittelpunkt des religiösen Lebens. Dann brach ein dunkles Verhängnis ein, vertrieb die seligen Lichtgestalten vom Götterhimmel und setzte den unmenschlichen Schlachtengott Wotan zum Lenker eines unerbittlichen Schicksales ein.

Das Gedächtnis meiner Marburger Idylle liegt in einer solchen glückseligen Frühe beschlossen: Erwachendes Leben vor einer fürchterlichen Wende. Diese blühende Welt ging unwiderbringlich unter.

¹⁾
 Aus den "Grundsätzen und Satzungen der A.V.": Die A.V. bezweckt die Erziehung der Studenten zu bewusster und planmässiger Arbeit an den Kulturproblemen des akademischen Lebens. Sie steht auf dem Standpunkt, dass die schlechthin notwendige Bedingung jedes Kulturlebens nur eine solche allgemeine Grundlage sein kann, die eine gerechte und unvoreingenommene Regelung der kulturellen Gegensätze ermöglicht. Sie sucht daher in erster Linie die Studenten zu einer diesem Grundsatz entsprechenden Gesinnung zu erziehen. (1912)

INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE
MÜNCHEN
ARCHIV

ED - 106136 - MS

DER NEUE WEG

- Tageszeitung der christlich-demokratischen Union -

Halle (DDR), 21. 10. 1969, S. 4

Wahrer Patriot und Humanist /

**Adolf Reichwein vor 25 Jahren
von Faschisten ermordet**

(EB) Mit ihm wurde ein ausgezeichnete Volkswirtschaftler und hervorragender Pädagoge von den Schergen des Hitlerregimes ermordet. Kennzeichnend für Adolf Reichwein war sein überaus waches Interesse für die brennenden Probleme der damaligen Zeit, zu denen er vielfach in Veröffentlichungen Stellung genommen hat. Niemand ist dieser wahre Patriot herkömmliche Bahnen gegangen. Sieht hatte er in seiner Arbeit, die einzig und allein dem Wohle des Volkes galt, neue Ideen, die er mit Hartnäckigkeit verfolgte und in die Wirklichkeit umsetzte. In allen Situationen seines Lebens bewies Adolf Reichwein Unternehmungslust und Wagemut. Dabei aber auch Weltoffenheit. Daher kommt es sicherlich, daß sein Name meist mit den Instituten, an denen er einst gewirkt hat, eng verbunden ist.

1930 kam Adolf Reichwein, der zuvor als Pressereferent beim Preussischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in Berlin tätig gewesen war, als Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde an die neugegründete Pädagogische Akademie in Halle. Hier widmete er sich hauptsächlich der Ausbilde

von Junglehrern, da er in seiner bisherigen Arbeit als Pädagoge zu der Ansicht gekommen war, daß eine Weiterbildung der Erwachsenen nicht genüge, sondern man bereits mit einer systematischen Erziehung beim Kinde beginnen müßte. Hier in Halle hat er nach seinen eigenen Worten neben seiner Lehrtätigkeit aber auch mit ganzem Einsatz gegen den vordringenden Faschismus gekämpft. In seinen Vorlesungen hat er sich sehr

dann würden die Errungenschaften des Freiherrn vom Stein und alle demokratischen Einrichtungen weggefest."

Es war verständlich, daß ein derart aufrechter und standfester Deutscher den Nazis von Anfang an ein Dorn im Auge war und er daher auch kurz nach ihrem Machtantritt - Ostern 1933 - aus seinem Amt entfernt wurde. Er erhielt zwar sofort einen Ruf als Professor für Wirtschaftsgeogra-

Sein Vermächtnis ist uns Verpflichtung

off mit den faschistischen Anschauungen auseinandergesetzt, so z. B. im Sommersemester 1932 mit einem Referat: „Das Bild der Nation im politischen Schrifttum der Gegenwart.“ Im Oktober 1932 diskutierte er auf der Leuchtenburg öffentlich über das Thema: „Mit oder gegen Marx zur deutschen Nation“. Als Adolf Reichwein einst mit seinen Studenten in Naumburg war und Lastautos mit SA-Kolonnen vorüberfahren, sagte er: „Wenn diese SA einmal in Deutschland zur Herrschaft käme,

phie nach Istanbul, lehnte ihn aber nach reiflichem Überlegen ab, weil er sein deutsches Volk in einem Kampf um Sein oder Nichtsein nicht allein lassen wollte. Er bat um die Versetzung an eine hinklassige Landschule. Dies wurde ihm genehmigt. So übernahm er mit 35 Jahren im Oktober 1933 die Dorfschule in Tiefensee (Kreis Bad Freienwalde), wo er mit etwa 40 Kindern vom 6. bis 14. Lebensjahr eine neue Lehrmethode und Unterrichtspraxis begann.

So sehr Adolf Reichwein an seinem

Lehrerberuf hing, so sehr erfüllte ihn aber auch seine heiße Liebe zu seinem Volke. Sie zwang ihn geradezu, Stellung zu nehmen gegen das herrschende Regime. Er schloß sich dem sogenannten „Kreislauer Kreis“ an und war dort ein aktiver Mitarbeiter im Kreise dieser Widerstandskämpfer.

Am 4. Juli 1944 wurde er verhaftet, am 20. Oktober 1944 zusammen mit Dr. Julius Leber und Hermann Maaß vom Volksgerichtshof unter Vorsitz des berüchtigten Freisler zum Tode verurteilt und noch am gleichen Tage hingerichtet.

In einem Brief, den er vier Tage vor seinem Ende an seine Frau schrieb, stehen die Sätze: „Daß meine Gedanken auch immer wieder um das eigene Leben kreisen, brauche ich kaum zu sagen. Aber darüber läßt sich kaum jetzt schreiben, so wohl-tuend es auch wäre. Das eine drängt sich beim Überfliegen der Jahrzehnte auf: Wie reich und schön diese Zeiten für mich gewesen sind. Schließlich aber noch das Schönste und Reichste: Die 12 Jahre mit Dir und den Kindern. Wieviel Anlaß, dankbar zu sein

21. 10. 1969 DNW/HL S. 6

ED 102156-116
Institut

SD - 106156 - M7

L D Z - Liberal-demokratische Zeitung

- Organ der Liberal-Demokratischen Partei Deutschlands -

Halle (Saale), 21. 10. 1969, Nr. 250

Selbstloser Antifaschist

Zum Gedäken an Prof. Dr. Reichweins 25. Todestag

Vor 25 Jahren, am 20. Oktober 1944, erlitt Professor Dr. Adolf Reichwein, der Pädagoge und Geschichtslehrer, den grausamen Opfertod durch den Faschismus.

Im Mai 1930 war Adolf Reichwein nach Halle gekommen, um an der neugegründeten Pädagogischen Akademie (der jetzigen Thomas-Müntzer-Oberschule) eine Professur für Geschichte und Staatsbürgerkunde zu übernehmen. Adolf Reichwein selbst hatte großen Anteil an der Gründung der Pädagogischen Akademie in Halle. Schon wenige Wochen, nachdem er nach Halle übergesiedelt war, stellte er die ersten Kontakte zur halleschen Arbeiterjugend her.

Genau wie vorher in Jena führte er auch in Halle im Gebäude der Pädagogischen Akademie allwöchentlich mehrmals Vorlesungen, Vorträge, Filmveranstaltungen, Elternabende usw. — vorwiegend auch für Arbeitslose — durch. Für diese Veranstaltungen zog er auch andere Dozenten sowie Studenten der Pädagogischen Akademie mit heran. Im Jahre 1932

hielt er in der Volkshochschule Halle einen Vortragszyklus: „Hat die Erde Raum für alle?“ Noch im Januar 1933 begann er vor dem Bildungsausschuß der SPD in Halle eine Vortragsserie über „Planwirtschaft und Sozialismus“. Bis weit in den Februar 1933 hinein, da schon viele Professoren und Dozenten in Halle das Braunerherd angezogen hatte, hielt Adolf Reichwein seine Vorträge, und zwar bis die Polizei einrückte und diese verbot.

Im April 1933 wurde er von Naziminister Rust „beurlaubt“. Nach fast dreieinhalb Jahren verließ er dann Halle und übernahm in Tiefensee (Mark Brandenburg) eine einklassige Landschule. Meine Freundschaft mit Adolf Reichwein währte fast 14 Jahre. Oft habe ich ihn in Tiefensee sowie in Berlin-Südende besucht. Das Lehrerehats in Tiefensee wurde zum Treffpunkt erklärter Gegner des Naziregimes.

1938 übernahm dann A. Reichwein die Schulabteilung im Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Auch

hier war sein Büro Treffpunkt mit all seinen antifaschistischen Freunden, und hier holten wir uns Rat und Hilfe für den Kampf gegen den Faschismus.

Wer mit Adolf Reichwein in der Arbeit stand, stand mit ihm im Leben. Dem, der Willen und Tat zu den großen Aufgaben der Gemeinschaft Mensch bewies, war er Freund bis zur Selbstaufgabe. Er wußte um das Ziel, wußte, daß es darauf ankommt, die Welt nicht nur zu „interpretieren“, sondern auch zu „verändern“. Und in der Entscheidung gab es für ihn keine Umwegel Leben und Geist, Politik und Moral waren ihm unzertrennliche Einheit wie Denken und Handeln. So auch in den Jahren Deutschlands tiefster Erniedrigung.

Wenig Tage nach seinem 45. Geburtstag starb Adolf Reichwein im Zuchthaus Berlin-Mötzensee, ermordet am Galgen. Durch die Herstellung der Verbindung zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten zur Schaffung einer Massengrundlage gegen den Faschismus bekundete er seinen Willen zur Einheitsfront der Werktätigen. Für dieses hohe Ziel hat er sein Leben gegeben.

Walter Klauk

ED-106156-M8

INSTITUT

Neue Tagespost, Osnabrück

Nr.

Dat.

22. OKT. 1954

Reichwein: Genie des Herzens

Feierstunde der Pädagogischen Hochschule zu seinem 10. Todestag

Dem Wunsche zahlreicher Bürger der Stadt folgend, den 10. Todestag Adolf Reichweins nicht ohne ein würdiges Gedenken vorbeiziehen zu lassen, sammelte die Pädagogische Hochschule, die in seinen Namen trägt, am Abend des 20. Oktober eine im Geist der Verehrung verbundene Schar zu einer ernsten Feierstunde. Hochschuldirektor Prof. Lic. Kittel deutete an, daß die Hochschule Freude über die Bitte der Bürgerschaft empfunden habe und gern ihrem Wunsche nachgekommen sei, damit die Absicht aufgebend, erst am Tage des Semesterbeginns eine solche Stunde zu veranstalten.

Als Vertrautester im Freundeskreis mit Adolf Reichwein entwickelte Professor Bohnenkamp in seiner Rede Gedanken, die er bei der ersten Gedenkfeier für Adolf Reichwein in Celle ausgesprochen hatte. „Das erste, was ich von ihm kennenlernte, war seine Stimme, die zu mir durch ein offenes Fenster klang.“ Die Vereinigung von Reinheit, Kraft und Fülle in

der Natur Adolf Reichweins, seine fast magische Anziehungskraft, sein Eintreten für eine geordnetere und gütlichere politische Ordnung, sein vorbildliches System des Messens aller Lebensäußerungen am Prüfstein der Moral, band Prof. Bohnenkamp in die Markierung seiner Lebensbahn.

Er schilderte Reichweins Ausgang von der Jugendbewegung und seine Studienzeit in Marburg. Reichwein promovierte mit einer Arbeit über Chinas Einfluß auf das europäische 18. Jahrhundert. Später ging er in die Erwachsenenbildung. In Jena gründete er mit Jungarbeitern der Zeiß-Werke ein Volkshochschulheim. Als Stipendiat der „Notgemeinschaft deutscher Wissenschaftler“ reiste er auf abenteuerlichen Wegen durch die USA nach Japan, China und Mexiko. 1928 wählte ihn der preußische Kultusminister C. H. Becker zu seinem persönlichen Referenten. Reichwein nahm wichtigen Anteil an der Errichtung der Pädagogischen Akademien in Preußen und wurde an einer von ihnen - in Halle an der Saale - Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde.

1933 verlor er sein Amt. Er erbat sich und erhielt eine einklassige Schule in Tiefensee bei Berlin, aus der er mit großer Hingabe ein maßgebendes Muster moderner Landschulpädagogik machte. 1939 wurde er pädagogischer Berater des Berliner Volkskundemuseums.

Aber die Arbeit in Tiefensee war doch nur mehr noch ein Teil von Reichweins Wirken. Der andere gehörte dem deutschen Widerstand gegen Hitlers Regime. Reichwein führte den Grafen Moltke mit Mierendorf und Haubach zusammen und legte dadurch den Keim zum „Kreisauer Kreise“, in dem durchdacht und geplant wurde, was nach dem Zusammenbruch zu geschehen hätte. Mit Julius Leber wurde er durch einen Spitzel verraten - Anfang 1944 verhaftet. Dreieinhalb Monate wartete er in den Kammern der Gestapo auf sein Todesurteil. Am 20. Oktober 1944 wurde er hingerichtet.

„Die Art, wie man ihm sein Leben nahm, war ein schriller Widersinn“, sagte Professor Bohnenkamp. „Reichwein war ohne Ressentiment und ein Genie des Herzens. Er war ein erstaunlich heller und grundgütiger Mann. Sein Leben stärkt die Hoffnung auf den Menschen, den deutschen zumal.“

Edle Musik eines Trios erhöhte die Stunde, die das Beispiel eines „ganzen Lebens“ bezwingend vor Augen führte.

ED - 106156 - 120

METROPOL-GESELLSCHAFT, E. Matthes & Co.
Zeitungs-Ausschnitt-Büro
Gegr. 1926 Berlin-Charlottenburg 2 Uhlandstr. 184
Tel.: 91 68 31

Zeltung: Neue Zeit
Erscheinungsort: Berlin - Ostsektor
Datum: 20. OKT. 1959

Leben soll jeder wie das Feuer

Adolf Reichwein zum Gedenken an seinem 15. Todestag

In der Verhandlung vor dem sogenannten „Volksgerichtshof“ der Nazis gegen den 46jährigen Adolf Reichwein hat sein Offizialverteidiger schließlich, da ihm Einwände zu den „Tatbeständen“ nicht erlaubt waren, das Gericht möge doch die außerordentlichen menschlichen Qualitäten seines Mandanten berücksichtigen. Der berüchtigte Blutrichter Freisler schrie wütend: „Menschlichkeit? Menschliche Werte? Wer das große Vertrauen so sehr geschändet hat wie Reichwein, hat das Recht verwirkt, menschlich bewertet zu werden. Schluß, Schluß — kein Wort mehr! Verbrecher, Verbrecher...“ In der sogenannten Urteilsbegründung hieß es: „A. R. wußte von des Verräters Goerdelers Umsturzplänen, tat aber nichts dagegen. Außerdem wirkte er bei der Fühlungnahme mit Kommunisten entscheidend mit.“

Am Nachmittag des 20. Oktober 1944 wurde er durch Erhängen hingerichtet. „Die Art, wie man ihm sein Leben nahm, wie man roh, heimlich und feige den Zartesten, Offensten und Kühnsten zu Tode brachte, ist ein schriller Widersinn.“ So schrieb, erschüttert von der unfaßbaren Nachricht, einer seiner besten Freunde.

Dieser außergewöhnliche Mann, der erst kurz vor 1933 sich politisch exponierte und aktiv hervortrat, war in erster Linie Pädagoge, der in der Volksbildungsarbeit, als Professor an der damaligen Pädagogischen Akademie in Halle, nach 1933 als Dorfschullehrer und zuletzt als Leiter der Schulabteilung des Museums für Deutsche Volkskunde tätig war. In seiner Jugend gehörte er dem „Wandervogel“ an und fand, vor allem durch seine Volkshochschularbeit in Jena und Thüringen, seine Referententätigkeit im damaligen preußischen Kultusministerium in Berlin und auch sonst unmittelbaren Kontakt mit der Arbeiter-

bewegung. Seine Liebe gehörte vornehmlich der Jugend, die er nicht nur unterrichtete, sondern mit der er lebte, da ihn das Feuer der Jugend bis zuletzt in Bewegung hielt.

Noch unmittelbar vor Hitlers Machtergreifung trat er demonstrativ der SPD bei und lebte dann in der inneren Emigration. Die Lauterkeit seines Charakters, seine ethische Grundhaltung, sein vitaler Aktivismus, seine Kameradschaftlichkeit, sein geistiger Radikalismus und seine elementare Liebe zu allem Lebendigen errangen ihm überall, wo er wirkte, schnell die Herzen der Menschen. Er lebte auf seine Weise das, was Albert Schweitzer „Ehrfurcht vor dem Leben“ nennt. Er bekannte einmal, daß Wissen nicht Religion ersetzen kann, da ihm Religion die ursprünglichste und vollkommenste Form menschlicher Erlebnismöglichkeit war. Deshalb rechnete er sich selbst zu den religiösen Sozialisten.

Ich erinnere mich an eine seiner improvisierten Reden zu einer Sonnenwendfeier im Sommer 1929. Sie mündete aus in einem Appell an jeden einzelnen: Verantwortung — das war der Kern seiner Worte. Verantwortung in dreifacher Weise: sich selbst gegenüber, seinen Mitmenschen und der Zukunft gegenüber. Leben solle jeder wie das Feuer, verbrennen durch aufopferungsvolle Arbeit: bis er zuletzt erlischt. Eher dürfe es keine Ruhe geben ...

Wenige Tage vor seiner Hinrichtung schrieb er an sein damals zehnjähriges Töchterchen Renate: „Sei auch du hilfsbereit, wo immer du Gelegenheit hast. Demen, die es brauchen, zu helfen und zu geben, gehört zu den wichtigsten Aufgaben im Leben. Und je stärker man ist, je mehr Freude man selbst hat, je mehr man gelernt hat, um so mehr kann man helfen.“

Ernst W. Kessler

1977
Institut für

Archiv

Pädagoge und Revolutionär

Von Paul Mayer

Professur an einer der neuen Pädagogischen Akademien in Halle, an deren Schöpfung Reichwein selbst hervorragenden Anteil hatte. Er forderte die Abkehr von der Volksschullehrerausbildung im alten Seminarstil und den Ausbau der Pädagogischen Akademien zu vollständigen Hochschulen. Er bekämpfte das Klassenprivileg der Universitäten, das diese vom Hauptstrom des Volkslebens abschneidet, und erkannte die Wechselbeziehung zwischen Erwachsenenbildung und politischer Reife.



Adolf Reichwein

Es ging ihm darum, die junge Demokratie mit den pädagogischen Waffen auszurüsten, deren sie zu ihrer Krisenfestigkeit bedurfte. Er hielt nichts von einer kulturellen Autonomie der Länder, sein Ideal war ein einheitliches deutsches Bildungswesen ohne konfessionelle und klassenmäßige Aufspaltung. Nicht alle diese Ziele wurden erreicht, aber sein Beitrag zur

drei Fächer, die für die Weite seines Wissensstrebens gekennzeichnet waren: Philosophie, Geschichte und Nationalökonomie. 1920 nach Marburg übersiedelt, gehört er dort der „Akademischen Vereinigung“ an, die um eine Verschmelzung von Wissenschaft und Leben bemüht ist. Reichwein versucht, sie politisch zu aktivieren und ihr zu einem sozialen Realismus zu verhelfen. Er setzt sich insbesondere für einen engen Kontakt zwischen Studenten und Industriearbeitern ein, um ein harmonisches Zusammenleben der verschiedenen Klassen des Volkes zu fördern. Schon damals wurde der preußische Kultusminister Carl Heinrich Becker auf ihn aufmerksam, der ihn nach Abschluß seines Studiums in die Abteilung für Erwachsenenbildung seines Ministeriums berief. Dem 25jährigen verschaffte er einen leitenden Posten im thüringischen Volkshochschulwesen, dessen Organisation bald ganz in seinen Händen lag. Dem Minister hat Reichwein auch die „schöpferische Pause“ zu verdanken, die er um die Mitte der 20er Jahre mit abenteuerlichen Reisen nach Amerika und Ostasien ausfüllte. Sie dienten nicht nur der Erholung, sondern auch dem Studium namentlich der ökonomischen Verhältnisse der bereisten Länder, das in zahlreichen Aufsätzen und umfangreichen Büchern seinen Niederschlag gefunden hat. Sein Leben hatte, wie er selbst schrieb, ein unheimlich schnelles Tempo angenommen. Er lebte die Gefahr und scheute vor keinem Wagnis zurück. Weit über seine Jahre hinaus gereift, faszinierte er alle, die mit ihm in Berührung kamen, durch seine enorme Geistigkeit, sein stürmisches Temperament und seine Tatkraft, durch seine Ritterlichkeit und Hilfsbereitschaft, durch seinen leidenschaftlichen Idealismus, der mit einem nüchternen Wirklichkeitssinn gepaart war. Er war der geborene Führer der Jugend, weil er jung war und reif zugleich.

Nachdem er von 1927 bis 1930 der persönliche Referent des Kultusministers gewesen war, betraute ihn dieser mit einer

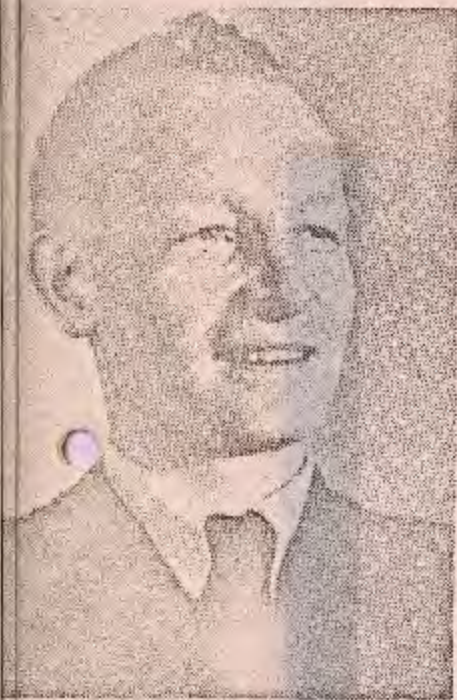
Aus Anlaß des 60. Geburtstages von Adolf Reichwein am 4. Oktober 1938 brachte die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart eine Reichwein-Biographie heraus, womit dem bedeutenden Sozialisten und Erziehungsreformer, der vor 14 Jahren im Kampf gegen die Hitler-Diktatur gefallen ist, endlich das ihm gebührende Denkmal gesetzt wird. Es handelt sich um das Buch des englischen Erziehungswissenschaftlers James L. Henderson, das der bekannte Publizist Helmut Lindemann ins Deutsche übertrug und um eine eigene Analyse bereichert hat. Eigentlich müßte das deutsche Volk, für das Reichwein lebte und starb, beschämt sein, daß es ein Ausländer ist, von dem es erstmalig umfassende Kunde von der einzigartigen Persönlichkeit Reichweins und seiner außerordentlichen Lebensleistung erhält. Andererseits könnte gerade dieser Umstand geeignet sein, ihm die Schwere des Verlustes zum Bewußtsein zu bringen, den es am 20. Oktober 1944 erlitten hat.

Wie Georg Büchner, Wilhelm Liebknecht, Carlo Mierendorff und andere kam auch er deutsche Revolutionär aus dem hessischen Raum. In Bad Ems geboren und in Oberrosbach im Taunus aufgewachsen, wo sein Vater Volksschullehrer war, zeigte sich schon frühzeitig seine ungewöhnliche Begabung. Als Realschüler in Friedberg schloß er sich der Wandervogelbewegung an, die seinen Charakter entscheidend mitgeformt hat. Die Gründung der Freideutschen Jugend auf dem Hohen Meißner im Jahre 1913 war ein Protest gegen den nationalistischen und militaristischen Zeitgeist, aber bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde die gesamte Jugendbewegung von der patriotischen Welle erfaßt. Auch Adolf Reichwein rückte wie viele seiner Kameraden im November 1917 als Kriegsfreiwilliger ein, doch eine schwere Verwundung führte schon nach Jahresfrist das Ende seiner militärischen Laufbahn herbei. Nach der Entlassung aus dem Lazarett nahm er an der Universität Frankfurt das Studium auf und belegte gleich

ED-106/56-121

Institut für ZE

Professor an einer der neuen Pädagogischen Akademien in Halle, an deren Gründung Reichwein selbst hervorragenden Anteil hatte. Er forderte die Abkehr von der Volksschullehrerbildung im Seminarstil und den Ausbau der Pädagogischen Akademien zu vollgültigen Hochschulen. Er bekämpfte das Klassenregime der Universitäten, das diese vom Hauptstrom des Volkslebens abschneidet, und kämpfte die Wechselbeziehung zwischen Erwachsenenbildung und politischer Reife.



Adolf Reichwein

ging ihm darum, die junge Demokratie den pädagogischen Waffen auszustatten, deren sie zu ihrer Krisenfestigkeit bedurfte. Er hielt nichts von einer kulturellen Autonomie der Länder, sein Ideal war ein einheitliches deutsches Bildungssystem ohne konfessionelle und klassenmäßige Aufspaltung. Nicht alle diese Ziele wurden erreicht, aber sein Beitrag zur

Reform des deutschen Erziehungswesens hat unverwischbar Spuren hinterlassen. Daran hat auch die Zäsur des Dritten Reiches nichts zu ändern vermocht, obwohl sie Reichweins Arbeit unterbrach und ihn auf einen kleinen Kreis zurückstieß. Von 1933 bis 1939 wirkte Professor Dr. Adolf Reichwein als Volksschullehrer in dem Dörfchen Tiefensee, 40 Kilometer östlich Berlin, mit 270 Bewohnern und 30 Schulkindern. Es war seine Tragödie, daß er zunächst von der Vorstellung beherrscht war, durch ein Kompromiß mit dem Totalitarismus diesen innerlich überwinden zu können. Erst später erkannte er, daß pädagogischer Widerstand allein nicht ausreichte, um die Zerstörung des Volkes durch den Nationalsozialismus aufhalten zu können. Dessen ungeachtet war seine Arbeit in Tiefensee, der er sich mit Mut und Selbstverleugnung unterzog, nicht fruchtlos, denn sie bot ihm Gelegenheit, seine pädagogischen Ideen auf experimentelle Weise anzuwenden. Sein 1937 erschienenes Buch „Schaffendes Schulvolk“ wird als das schönste pädagogische Testament gewertet, das er uns hinterlassen hat. Sein Heim in Tiefensee aber war in jenen Jahren eine der letzten Inseln der Menschlichkeit und eine Zufluchtsstätte der Bedrängten.

Nachdem Reichwein 1933 Leiter der Schulabteilung des Volkshausmuseums in Berlin geworden war, wurde er einer der konstruktivsten Köpfe des Kreisauer Kreises, in dem sich Männer der verschiedensten Gesellschaftsschichten und weltanschaulichen Richtungen in dem gemeinsamen Willen zum Sturm der Hitlerherrschaft vereinten. Bei dem Versuch, die Widerstandsgruppen der Kommunisten in die Aktion des unmittelbaren Kampfes gegen die Tyrannei einzubeziehen, fiel er am 5. Juli 1944 in die Hände der Gestapo. In der Erinnerung an die schändliche Behandlung, die ihm, der Edelsten einer, vor dem sogenannten Volksgerichtshof zuteil wurde, und an sein schreckliches Ende vermag man nicht ein Bedauern darüber zu unterdrücken, daß die Umstände der Beendigung des Krieges das deutsche Volk daran gehindert haben, die um seiner Selbstreinigung willen notwendige Abrechnung mit jenem unmenschlichem System zu halten, das in seinem Verfolgungswahn

nicht vor der grausamen Vernichtung der geistigen und moralischen Elite der Nation zurückgeschreckt ist. Hier mag uns auch die Auffassung des Autors zu denken geben, daß der gewaltsame Sturz einer totalitären Regierung durch fremde Mächte ihre wichtigsten Wesenszüge, die ihr ursprünglich zur Macht verholfen haben, nicht zerstören, sondern nur zeitweilig von der Bildfläche vertreiben können.

Der besondere Wert des Buches ist darin zu sehen, daß es das Schicksal Reichweins auf den Hintergrund der geistesgeschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes seit der Jahrhundertwende projiziert. Die Darstellung enthält ~~einige~~ Ungenauigkeiten, doch mehr als diese stört uns die Art und Weise, wie das Verhältnis Reichweins zum Sozialismus und zur sozialdemokratischen Partei behandelt wird. Nachdem bereits der Verfasser zur Genüge klargestellt hat, daß Reichwein erst 1932 der SPD beigetreten ist, wird es im Nachwort des Herausgebers noch zweimal unterstrichen, und gleichsam entschuldigend hinzugefügt, daß dies erst in letzter Stunde geschehen sei und zwar „nicht als Bekenntnis zu ihrem Programm und zu ihrer Doktrin, sondern als Protest gegen die heraufziehende Diktatur“. Das Parteibekenntnis eines Intellektuellen vom Range Reichweins scheint demnach als ~~peinlich~~ empfunden zu werden. Warum eigentlich? Noch mehr zu bedauern ist in diesem Zusammenhang die Wiederholung der saltsam bekannten, ebenso diskriminierenden wie leichtfertigen Behauptung von dem „mut- und phantasielosen, aber wie Pech an seinen Posten klebenden Parteibeamtentum, das noch immer den Ton angibt“, zumal wenn daran die Frage geknüpft wird, ob Reichwein umsonst gestorben sei. Es gibt heute wahrlich Erscheinungen, auf die sie mit größerer Berechtigung bezogen werden könnte. Statt von draußen zu räsonnieren, läten die Vertreter der Intelligenz, die sich dem Sozialismus verbunden fühlen, besser daran, in die Partei hineinzugehen, ohne die es nun einmal, wie schließlich auch Reichwein erkannt hatte, eine wirksame politische Aktion nicht geben kann. Dann würden sie auch die Möglichkeit haben, auf das Parteeleben Einfluß zu nehmen und einer etwaigen Fehlentwicklung entgegenzuwirken.

ED - 106156 - 122

Institut für ZE

Archiv

ED-106156-123

Adolf Zeichwein



112-3A-0004211

Institut für Zeitgeschichte



ED-106156-124

IZ-BA-0004213

Adolf Reichwein

ED-106156-125



KZ-BA-0004212

Adolf Reichwein

EO-106156-126

REINOWSKI Hans

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED-106156-10

HANS J. REINOWSKI

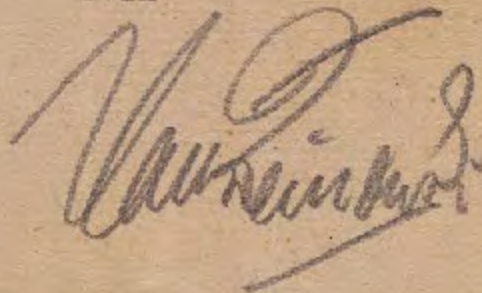
Herausgeber und Chefredakteur
des „Darmstädter Echo“

DARMSTADT, den 29. Dezember 1950

Lieber Walter,

über Deinen Brief vom 20. Dezember habe ich mich sehr gefreut. Vor allem hat mich die Mitteilung interessiert, dass wieder einmal ein Exemplar meines verschollenen Gedichtbuches aufgetaucht ist. Es war sehr lieb von Dir, mir dieses Exemplar anzubieten. Da ich nun aber ausser meinem Handexemplar noch ein neues zugesandt bekommen habe, wäre es unrecht von mir, Dir das Deinige abzunehmen. Darum bitte ich Dich es zu behalten. Gertrud und Ursula lassen Dich herzlich grüssen und Dir ein gutes neues Jahr wünschen. Ich schliesse mich diesen Wünschen an und bin wie immer

Dein



Institut für Zeitgeschichte - Archiv

ED-106156-128

REMITZ, Gustav Fh. von

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

24. Januar 1954

Herrn Direktor Opitz
Internationaler Suchdienst
Arolsen/ Waldeck

Sehr geehrter Herr Opitz!

Erst vorgestern belästigte ich Sie mit neuen Fragen, denen ich wohl heute noch eine folgen lassen darf, damit alles zugleich erledigt werden kann.

Baron von Remitz (oder : Raemitz), ein Neffe von Thyssen, österreichischer Legitimistenführer, dessen Schloss Fuschl bei Salzburg später Ribbentrop bewohnt hat, ist schon vor dem Kriege in einem deutschen KZ ums Leben gekommen. Wäre es Ihnen wohl möglich, das genaue Datum feststellen zu lassen? In welchem KZ ist Baron von Remitz gestorben?

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mich auch diesmal mit baldiger Wunscherfüllung erfreuen wollten.

Mit hochachtungsvollem Gruss

Ihr ergebener

ALLIED HIGH COMMISSION FOR GERMANY

HAUTE COMMISSION ALLIÉE EN ALLEMAGNE

INTERNATIONAL TRACING
SERVICEAPO 171 U. S. ARMY
or: (16) AROlsen (Waldeck), GermanySERVICE INTERNATIONAL
DE RECHERCHESAPO 171 U. S. ARMY
ou: (16) AROlsen (Waldeck), AllemagneTelephone: Arolsen 434, Ext. No. 4
Cables: "INOREFUG" Arolsen

FEB 12 1954

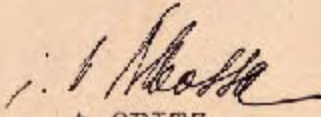
Herrn
Walter Hammer
SchriftstellerH a m b u r g 39
Veerstücken 9Unser Zeichen
T/D 333 419Ihr Zeichen
--Ihr Schreiben vom
24. Januar 1954

Betrifft: Baron von REMITZ, (oder : RAEMITZ).

In den Unterlagen des ITS sind über die obengenannte Person folgende Angaben enthalten:

REMITZ, Gustav geboren am 6. Dezember 1888 in Pardubitz, Nationalität: deutsch - österreichisch, Familienstand: verheiratet, Religion: röm.kath., Beruf: Gutsbesitzer, letzter Wohnort: Hof bei Salzburg Nr.19, wurde am 13.7.1938 in das KL-Dachau, Gef.Nr.18113, eingewiesen und ist dort am 29.8.1939 23'25 Uhr gestorben. Die Todesursache ist nicht angegeben.

Wir nehmen an, dass trotz der unvollständigen Personalangaben in Ihrer Anfrage, unsere Angaben den Baron von Remitz betreffen.


A. OPITZ
Geschäftsführer

60-106156-111

Dr. Robert Ellscheid II
Dr. Gustav Nussbaum
Rechtsanwälte beim Oberlandesgericht

Ⓜ Köln 1, den 19. Februar 1954
Gemeinschrieb 8-11
(Postschliefach 048)
E/R.

Fernruf: 3145 31
Postcheckkonto: Köln 5020
Bankkonten:
Bankverein Westdeutschland in Köln
Rhein-Ruhr-Bank, Köln - Kreissparkasse Köln
Sal. Oppenheim jr. & Cie.
Telegrammschrift: Robellscheid

Herrn Rechtsanwalt
Dr. Robert Ellscheid II

Herrn
Walter H a m m e r

H a m b u r g 39
Veerstücken 9

Sehr geehrter Herr Hammer!

Die August Thyssen-Hütte hat mir Ihr Schreiben vom 27.1.54 betreffend den früheren Besitzer des Schlosses Fuschl bei Salzburg mit der Bitte um Erledigung weitergegeben.

Es handelt sich um den Schwiegersohn der Baronin von Berg, einer Schwester des verstorbenen Herrn Dr. h.c. Fritz Thyssen. Wann dieser von Hitler umgebracht wurde, weiss Frau Thyssen nicht genau. Sicher ist nur, dass die Nachricht vom Tode des Schwiegersohnes der Baronin von Berg an Herrn Dr. Fritz Thyssen und seine Frau am 31.8.1939 weitergeleitet wurde. Diese Nachricht war einer der zusätzlichen Gründe, aus denen Herr Dr. Fritz Thyssen am morgen des 2.9.1939 Deutschland damals fluchtartig verliess.

Mit vorzüglicher Hochachtung!

Krusch
Rechtsanwalt

21. Februar 1954

Herrn Rechtsanwalt
Dr. Robert Ellscheid II
K ö l n 1
Gereonsdriesch 9/11

Sehr geehrter Herr Doktor!

Es drängt mich nun doch, Ihre dankenswerten vorgestrigen Zeilen postwendend zu beantworten, da es mir mittlerweile gelungen ist, genaue Daten über den zur Rede stehenden Todesfall zu erlangen: Baron Gustav von Remitz, geboren am 6. Dezember 1888 in Pardubitz, deutsch/österreichischer Legitimist, verheiratet, römisch-katholischer Konfession, von Beruf Gutsbesitzer, zuletzt wohnend in Hof b./Salzburg Nr. 19, wurde am 13. Juli 1938 in das KZ Dachau eingeliefert und bekam hier die Gefangenennummer 18113. Am 29. 8. 1939, abends kurz (eine halbe Stunde) vor Mitternacht ist er gestorben, ohne dass sich die Todesursache bisher hätte feststellen lassen.

Es kann wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, dass der Sektreisende Ribbentrop die Verhaftung veranlasst hat, um sich ungestört in den Besitz des Schlosses Fuschl setzen zu können. Dabei wäre für mich bloss noch wissenswert, ob Ribbentrop sich schon vor oder erst nach der Beseitigung des Herrn von Remitz des Schlosses bemächtigt hat. Wissen Sie darüber vielleicht noch etwas zu sagen?

Im Spätherbst 1940 hatte ich in der Berliner Prinz-Albrecht-Strasse, im Keller des Reichssicherheitshauptamtes, eine sonderbare Begegnung mit einem Herrn Thyssen, dessen Alter ich auf ca 50 Jahre schätzte. Ob es sich da um einen Verwandten von Dr. h.c. Fritz Thyssen gehandelt hat? Ich habe mich vor kurzem dieswegen schon an Frau Thyssen nach Brasilien gewandt.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener

Prof. Dr. Robert Ellscheid
Dr. Gustav Nussbaum
Rechtsanwälte beim Oberlandesgericht

Fernruf: 21 45 51

Postcheckkonto: Köln 5020

Bankkonten:

Bankverein Westdeutschland in Köln
Rhein-Ruhr-Bank, Köln - Kreissparkasse Köln
Sal. Oppenheim jr. & Cie.
Telegrammschrift: Robellscheid

Fabrics
Köln,

26. Januar 1954.

Gemeinsch. 9-11
(Postschloßfach 648)

E/Ko.

ED-106156-133

Herrn
Walter H a m m e r ,
Schriftsteller,

H a m b u r g 39
=====
Bilserstr, 16 d

Sehr geehrter Herr Hammer !

Haben Sie verbindlichsten Dank für Ihr Schreiben vom 21. Feb
1954.

Frau Thyssen konnte mir jetzt nähere Angaben über Herrn von
Remitz machen:

Als Herr Dr. Thyssen von dem Tode seines Neffen im Konzen-
trationslager hörte, hat er sofort telegrafisch um Mitteilun-
der Todesursache gebeten. Er erhielt die telegrafische Antwo-
Herr von Remitz sei an Lungenentzündung gestorben.

Die Beschlagnahme des Schlosses des Herrn von Remitz durch
den Sektreisenden Ribbentrop erfolgte nach der Verhaftung de-
Herrn von Remitz, nicht vorher. Sofort nach dem Einmarsch de-
Deutschen wurde Herr von Remitz von Partei- (oder SS-) Stell-
interpelliert. Er wurde bezichtigt, "Legitimist" zu sein. Se-
Antwort war, er sei Legitimist, was aber nicht bedinge, daß
er sich in irgendeiner Weise gegen das Regime vergangen habe
Als er eine von ihm verlangte Erpressungssumme von 100.000.-
ablehnte, wurde er verhaftet.

Das sind die Angaben, die Frau Thyssen aus dem Gedächtnis
machen kann.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

Robert Ellscheid

ED - 106156 - 154

28. Februar 1954

Herrn Rechtsanwalt
Prof. Dr. Robert Ellscheid
K 8 1 n
Gereonsdriesch 9/11

Sehr geehrter Herr Professor!
Verbindlichsten Dank für Ihren vorgestrigen
Brief. Hoffentlich darf ich auch noch erfahren, ob meine
sonderbare Begegnung im Reichssicherheits-Hauptamt für
Familie Thyssen bemerkenswert ist. Übrigens würde es für
mich wichtig sein, wenn ich noch erfahren dürfte, ob Herr
Dr. Thyssen einmal eines jener Sonderhäuser bewohnt hat,
die am Rande des KZ Sachsenhausen für prominente Gäste
dieser Sommerfrische erbaut worden waren. Z.B. waren dort
einlogiert Herr von Schuschnigg und Herr und Frau Dr.
Breitscheid. Wenn Ihnen hierüber etwas bekannt ist, wäre ich
Ihnen für kurzen Bescheid dankbar.

Mit hochachtungsvollem Gruss
Ihr ergebener

P.S. "Lundenentsündung" -
wahrscheinlich bloss fingiert!

EO-106156-135



DOLDER GRAND
TELGR.: DOLDERGRAND
TEL. (061) 2-17 30

DOLDER GRAND HOTEL
ZÜRICH

28.3.57.-

Herrn Walter Hammer
Veerstücken 9
Hamburg 39

Sehr geehrter Herr Hammer,

Im Namen und Auftrage von Frau Amélie Thyssen, soll ich Ihnen für Ihre Zeilen vom 26.3.57 zu bedanken und sagen, dass Frau Thyssen ist in keiner Weise interessiert in der ganzen Frage vom Baron von Romitz, und deshalb bedankt Ihnen für Ihre Mühe und Hilfsbereitschaft mit Bitte zu diesen schmerzlichen Fragen nicht zurückzukommen^{te}wollen.-

Hochachtungsvoll,

Sekretariat

ED-106156-136

REMKE, Karl

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

A b s c h r i f t.

"Zellenbau KZ wäre angebracht.... "

Der Kommentar zu diesen ~~.....~~
Wir, die wir jahrelang in den Konzentrationslagern das deutsche Völkchen
Mit anderen persönlichen Akten eines SS-Oberscharführers Herbert
R e i c h e n b e r g e r aus der Nachrichtenstelle Pers. Stab RF SS
fällt mir in diesen Tagen folgender Brief in die Hand:

Herbert Reichenberger
SS-Oberscharführer
Berlin, den 12. 3. 1942

Nachrichtenstelle Pers. Stab RF SS
Rei/Hes.ung zu empfehlen. Das heißt, daß der Häftling *Eckardt*
Am nach Halbjude ist, zuechtigen werden darf, daß man ihn eine Weile
Stabsführer des Persönlichen Stabes RF SS
SS-Oberführer U l l m a n n

M e l d u n g

Am 12. März 1942 gegen 08.00 Uhr ging ich in die Wilhelmstraße zur
Saarlandstraße, dabei hörte ich auf der ~~rechten~~ rechten Straßenseite
einen Mann laut schreien, wovon ich nur die Worte "Tempo, Tempo" ver-
stehen konnte. Was er dabei bezwecken wollte, weiß ich nicht, Ich hatte
gleich den Eindruck, daß es sich hier um einen nicht ganz normalen Men-
schen handelt. Ich mußte nun auch auf diese Straßenseite. Der Mann lief
nun sechs bis acht Schritte vor mir. An der Saarlandstraße befindet sich
nun ein Neubau, vor dem ein Holzgehsteig angebracht ist. Ich überholte
nun den Mann und er lief mir wieder nach und trampelte auf dem Holzbode
was sehr laut zu hören war. Er murmelte nun etwas vor sich hin und schr
dann:" Was bilden Sie sich eigentlich ein mit Ihren beiden Knöpfen,
das können sie mit Ihren Soldaten machen, aber nicht mit mir." Auf meine
Frage, was er denn eigentlich wolle und ob er nicht ganz richtig wäre,
schrie er nur immer noch lauter, sodaß sich eine große Menschenmenge
zusammenfand. Ich ließ diesen Mann nun feststellen und zur Polizeiwache
bringen, wobei sich herausstellte, daß es sich um den Haljuden Karl
R e m k e, wohnhaft in Berlin, handelt. Da ich mir als Soldat von einer
solch verkommenen Gestalt derartige Unverschämtheiten nicht gefallen
lassen zu brauche, stelle ich beim Pol.Rev.III Kripo Strafanzeige
wegen Anpöbelung und Beleidigung.

gez. H. R e i c h e n b e r g e r
SS-Oberscharführer.

"Zellenbau KZ wäre angebracht."

Der Kommentar zu diesem Brief kann ganz kurz gehalten werden:
Wir, die wir jahrelang in den Konzentrationslagern des deutschen Faschismus gelegen haben, wir wissen, daß solch ein Brief dazu genügt, einen Mann, der offensichtlich nichts anderes verbrochen hatte, als in einem durch irgend etwas hervorgerufenen Erregungszustand einem simplen SS-Oberscharführer auf die Nerven zu fallen, auf Jahre hinaus in unsere Mitte zu stoßen. Diese Anzeige eines eitlen und dummen SS-Mannes genügt, den Häftling Remke einer besonderen Beachtung durch die SS-Kameraden der Lagerleitung zu empfehlen. Das heißt, daß der Häftling Remke, weil er auch noch Halbjude ist, geschlagen werden darf, daß man ihn eine Weile in Dunkelhaft sperren und hungern lassen kann, daß er die schwerste Arbeit bekommen wird, die schlechteste Kleidung und das minimalste Essen. Das genügt auch dazu, daß der Häftling Remke durch alle diese besonderen Schikanen zermürbt wird und in die Reviere abwandert. Und wenn im Augenblick gerade eine Selektion stattfindet, dann kann der Häftling Remke Pech haben und mit tausenden anderen Remkes in den Kamin gehen. Alles das kann sein und ist tausendmal gewesen. Um noch viel kleinerer Vergehen wegen sind Männer und Frauen und Halbwüchsige Jahr um Jahr in den Konzentrationslagern gewesen und Tausende und Abertausende von Ihnen werden nie mehr zu den Ihren zurückkommen. Nie mehr, Herr Reichenberger, hören Sie, nie mehr werden sie sich über Herrn Remke zu ärgern brauchen, aber auch nie mehr werden wir die Kameraden des unbekannteten Herrn Remke, Sie und Ihresgleichen vergessen!

Erika Buchmann-Stuttgart

A b s c h r i f t ."Zellenbau KZ wäre angebracht.... "
=====

Mit anderen persönlichen Akten eines SS-Oberscharführers Herbert Reichenberger aus der Nachrichtenstelle Pers. Stab RF SS fällt mir in diesen Tagen folgender Brief in die Hand:

Herbert Reichenberger
SS-Oberscharführer

Berlin, den 12. 3. 1942

Nachrichtenstelle Pers. Stab RF SS

Rei/Hes.

Eckwirth

An
Stabsführer des Persönlichen Stabes RF SS
SS-Oberführer U l l m a n n

M e l d u n g

Am 12. März 1942 gegen 08.00 Uhr ging ich in die Wilhelmstraße zur Saarlandstraße, dabei hörte ich auf der ~~saar~~ rechten Straßenseite einen Mann laut schreien, wovon ich nur die Worte "Tempo, Tempo" verstehen konnte. Was er dabei bezwecken wollte, weiß ich nicht, Ich hatte gleich den Eindruck, daß es sich hier um einen nicht ganz normalen Menschen handelt. Ich mußte nun auch auf diese Straßenseite. Der Mann lief nun sechs bis acht Schritte vor mir. An der Saarlandstraße befindet sich nun ein Neubau, vor dem ein Holzgehsteig angebracht ist. Ich überholte nun den Mann und er lief mir wieder nach und trampelte auf dem Holzboden was sehr laut zu hören war. Er murmelte nun etwas vor sich hin und schrie dann: "Was bilden Sie sich eigentlich ein mit Ihren beiden Knöpfen, das können sie mit Ihren Soldaten machen, aber nicht mit mir." Auf meine Frage, was er denn eigentlich wolle und ob er nicht ganz richtig wäre, schrie er nur immer noch lauter, sodaß sich eine große Menschenmenge zusammenfand. Ich ließ diesen Mann nun feststellen und zur Polizeiwache bringen, wobei sich herausstellte, daß es sich um den Haljuden Karl R e m k e, wohnhaft in Berlin, handelt. Da ich mir als Soldat von einer solch verkommenen Gestalt derartige Unverschämtheiten nicht gefallen lassen zu brauche, stelle ich beim Pol.Rev.LLL Kripo Strafanzeige wegen Anpöbelung und Beleidigung.

gez. H. R e i c h e n b e r g e r
SS-Oberscharführer.

"Zellenbau KZ wäre angebracht."

Der Kommentar zu diesem Brief kann ganz kurz gehalten werden:
Wir, die wir jahrelang in den Konzentrationslagern des deutschen Faschismus gelegen haben, wir wissen, daß solch ein Brief dazu genügt, einen Mann, der offensichtlich nichts anderes verbrochen hatte, als in einem durch irgend etwas hervorgerufenen Erregungszustand einem simplen SS-Oberscharführer auf die Nerven zu fallen, auf Jahre hinaus in unsere Mitte zu stoßen. Diese Anzeige eines eitlen und dummen SS-Mannes genügt, den Häftling Remke einer besonderen Beachtung durch die SS-Kameraden der Lagerleitung zu empfehlen. Das heißt, daß der Häftling Remke, weil er auch noch Halbjude ist, geschlagen werden darf, daß man ihn eine Weile in Dunkelhaft sperren und hungern lassen kann, daß er die schwerste Arbeit bekommen wird, die schlechteste Kleidung und das minimalste Essen. Das genügt auch dazu, daß der Häftling Remke durch alle diese besondere Schikanen zermürbt wird und in die Reviere abwandert. Und wenn im Augenblick gerade eine Selektion stattfindet, dann kann der Häftling Remke Pech haben und mit tausenden anderen Remkes in den Kamin gehen. Alles das kann sein und ist tausendmal gewesen. Um noch viel kleinerer Vergehen wegen sind Männer und Frauen und Halbwüchsige Jahr um Jahr in den Konzentrationslagern gewesen und Tausende und Abertausende von ihnen werden nie mehr zu den Ihren zurückkommen. Nie mehr, Herr Reichenberger hören Sie, nie mehr werden sie sich über Herrn Remke zu ärgern brauchen aber auch nie mehr werden wir die Kameraden dess unbekanntes Herrn Remke, Sie und Ihresgleichen vergessen!

Erika Buchmann-Stuttgart

GD-106156-141

REUTER, Ernst

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Harold Hurwitz
Berlin-Zehlendorf
Waltraudstr. 38

Berlin, den 8. November 1955

Basen sich auch werden mit Rosa und Wallis bei
Ausschuss, Münster 1.7., Landstr. 6 mit Wallis war,
glaube ich, auch in Götterheim tätig.

Hilfsmann wohnte vor Krieg in London. Wie ich heute soll
Herrn... sein, ist wohl es aber nicht genau, soll sich

Walter Hammer,
Schriftsteller,
Hamburg 39

mit unserer Arbeit haben wir verschiedene
Veerstücken 9 in Zustände und Ereignisse im Verlauf des
Wandlungen Polizei, Rüstung und in KZ Lager, Verbote gesche-
nelt. Diese sind jedoch lang Vertrag, was Reuter betrifft,
zur weiteren Verwendung geeignet die sind. Jahre nach Er-
scheinung der Biographie. Nachweislich ist es möglich,

Sehr verehrter Herr Hammer,

ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief und die recht in-
teressante Sendung. Es war mir auch - ehrlich gesagt - ein
Rätsel, daß Herr Dr. Hans-Friedrich Blunck mich an Sie ver-
wiesen hat. Es fand ein Briefwechsel zwischen Herrn Blunck
und Ernst Reuter statt, in dem Herr Blunck von gemeinsamen
Bekanntem sprach. Reuter ging nicht darauf ein, sondern mach-
te einige allgemeine Bemerkungen. Blunck hat außerdem aus
irgendwelchen unverständlichen Gründen den guten Paetel in
New York erwähnt. Ich kenne Paetel nicht persönlich, dafür
aber haben wir viele gemeinsame Freunde. (Ich bin selbst ge-
bürtiger Amerikaner und war während des Krieges häufig mit
emigrierten Genossen in New York zusammen) Aber Paetel ist
viel zu jung, um irgendwelche gemeinsamen Erinnerungen mit
Reuter aus der Jugendbewegung zu haben zu können. Wir haben
wahrhaftig manche Schwierigkeiten gehabt bei der Auffindung
von Menechen und den schriftlichen Nachlaß von Menschen, die
mit Ernst Reuter zusammen gearbeitet haben, nachdem er Ende
1912 in Bielefeld in die SPD eingetreten war, Funktionär des
Arbeiter-Abstinenz-Bundes, Wanderrédner der Partei und in
Berlin Sekretär des Komitee der Konfessionslosen und später
des Bundes Neues Vaterland wurde.

Ich weiß nicht, ob Sie in der Lage sind, in den Umfragen und
Rundschreiben, die Sie mir beilegte, wie die "Dokumente der
Teufelei verbrannt", ein Inserat aufzunehmen, daß diese allge-
meinen Anliegen erwähnt und auch einige hinzufügt? Wir suchen
z.B. Elsbeth Bruck, zeitweilig Sekretärin des Bundes Neues Va-
terland 1915, letzte Adresse in England nach dem Kriege bekannt
Lilli Jannasch, Sekretärin des Bundes Neues Vaterland 1914-16,
zuletzt vor Kriegsausbruch in Frankreich, Fanny Jezierska,
tätig im Deutschen Hilfsverein für die politischen Gefangenen
und Verbannten Rußlands. Reuter hielt 1914 vor Kriegsausbruch
Vorträge in dessen Auftrag.

Wir werden in unserem Material nachsehen, um festzustellen,
ob wir die eine oder andere Frage aus Ihrem Schreiben beant-
worten können. Elizabeth Howard lebt noch. Ihre Adresse ist:
Elizabeth Howard, 7 Russell Road, Buckhurst Hill (Essex)

Sie könnten sich auch wenden an: Miß Rosamund Wallis bei Aenne Justus, Münster i.W., Landolstr.6 Miß Wallis war, glaube ich, auch im Quäkerheim tätig.

Höltermann wohnte vor kurzem in London. Wie ich hörte soll er gestorben sein, ich weiß es aber nicht genau, will mich jedoch erkundigen.

Im Zusammenhang mit unserer Arbeit haben wir verschiedene Berichte über die Zustände und Ereignisse im Gefängnis des Magdeburger Polizeipräsidioms und im KZ Lichtenburg gesammelt. Diese sind jedoch laut Vertrag, was Reuter betrifft, zur weiteren Verwendung gesperrt bis einige Jahre nach Erscheinen der Biographie. Wahrscheinlich aber ist es möglich, Ihnen Einsicht zu verschaffen, wenn das für Sie von Interesse sein sollte. Auf jeden Fall können wir Ihnen die Namen der Verhafteten, soweit sie uns bekannt sind, übermitteln, wenn Ihnen daran liegt.

Haben Sie im Verlaufe Ihrer Forschungen etwas feststellen können über den Verbleib des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten (ich glaube, er wurde später Landesminister) Heinrich P e u s aus Dessau/Anhalt?

Wir kennen natürlich seit langem Herrn Otto Lehmann-Rußbüldt. Ich werde ihn in der nächsten Woche sehen und ihm gern Ihre Grüße bestellen.

Mit verbindlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Heinrich Heine

Institut für Zeitgeschichte



Auf der postwendend von ihr zurückgesandten
neuen Drucksache "Zeitgeschichtsforschung"
schrieb Frau Hanna Reuter aus Berlin am
30. September 1960 an den Freund:

"Sehr geehrter Herr Hammer!
Sie scheinen den Namen "Ernst Reuter" nicht
zu kennen, nicht seine Leidenszeit in KZ
Lichtenburg und unsere Emigration.
Wir sind auch nicht auf Ihre Arbeit ange-
wiesen, denn wir haben selbst ein großes
"Ernst-Reuter-Archiv". Da ich fast alle
der von Ihnen angeführten Leute kenne ist
mir Ihr Buch nicht von Wert oder Nutzen.
Nur die Aufnahme des Reichstages, vor dem
mein Mann "die Welt" rief in gefährlichsten
Stunden behalte ich. An seinem Wiederaufbau
bin ich nicht ganz unbeteiligt. Hanna Reuter

Druck von Herrn Walter Bensch

Sie könnten sich auch wenden an: Mrs Rosemund Wallis bei
Anne Jones, Manager d. d. Landstr. 6. Kitz Wallis war,
Klaube Joh., auch im Quäkerein tätig.
Hilfsmann wollte vor Kopien in London. Wie ich hätte soll
er gestoren sein, ich weiß es aber nicht genau, will mich
jedoch erkundigen.

In Zusammenhang mit unserer Arbeit haben wir verschiedene
Berichte über die Zustände und Verhältnisse im Gefängnis des
Magdeburger Polizeipräsidenten und im KZ Lichtenburg gesamt-
gelt. Diese sind jedoch fast völlig, was Reuter betrifft,
zur weiteren Verwendung geeignet bis einige Jahre nach Er-
schaffung der Pressefreiheit. Wünschenswert aber ist es möglich,
in Sie von Interesse sein die Namen der
Mittelteil, wenn



HAMBURG-SCHNELSEN

FERNRUF: 98 81 41 / 43

BANKKONTEN:

HAMBURGER SPARCASSE

VON 1827

KONTONUMMER 80 / 28 80

NEUE SPARCASSE VON 1864

KONTONUMMER 36 / 536

POSTSCHECKKONTO:

HAMBURG 83 98

HAMBURG, DEN

RIEBORNWEG

gegründer Herr Bensch!
schreiben den Namen "Reuter" nicht
genau, nicht seine Lebenszeit in KZ
Lichtenburg und unsere Tätigkeit.
stand auch nicht auf ihre Arbeit ange-
hen, denn wir haben selbst ein großes
"Reuter-Archiv". Da ich fast alle
von Ihren angebotenen Leute kennen ist
Ihr Buch nicht von Wert für mich.
Für die Aufnahme des Reichstages, vor dem
mein Mann "die Welt" viel in gefährlichsten
Stunden behalte ich. An seinem Wiederstand
bin ich nicht ganz unbeteiligt. Hans Reuter

Institut für Zeitungs- und
Druckwesen

1. Oktober 1960



fehlen selbstverständlich auch nicht. Das Schicksal
 Ihres Gatten hat mich besonders innig berührt, standen
 wir uns doch schon seit ungefähr 40 Jahren gesinnungs-
 mäßig nahe. Ich denke an den Bund Neues Vaterland, an
 den Arbeiter-Abstinenzler-Bund und an andere Vereinigungen
 die schon zu Anfang der zwanziger Jahre bahnbrechend
 wirkten. In den Jahren der deutschen Teufelsbesessenheit
 habe ich bittere Jahre in der Emigration ausstehen
 müssen, bis ich dann durch viele Hitlerhöllen hin-
 durchgehen mußte. Zwei Jahre Sachsenhausen, dann fünf
 Jahre Zuchthaus Brandenburg. Doch ich will nicht zu be-
 richten beginnen, denn es ist mit meiner Gesundheit rech-
 schlecht bestellt. Die Ärzte trachten mir jede Aufregung
 fernzuhalten. Aber Zuschriften von der Art Ihrer Zeilen
 sind mir bis jetzt zum Glück noch ganz erspart geblieben
 während mir fortgesetzt Leiden und Verfolgte
 ihren Dank ausgesprochen haben. Vielleicht sehen Sie sich
 daraufhin die Betlagen noch einmal an.

Empfehlung

Ihr ergebener
 Solite Sie wirklich mein Parlamentarischer noch nicht
 zu sehen bekommen haben? In Wort und Bild wird darin
 des verstorbenen Oberbürgermeisters würdig gedacht.
 Solite im "Ernst-Reuter-Archiv" mein Buch wirklich noch
 fehlen, dann bin ich gerne bereit, aus meinem kleinen
 privaten Restbestand noch ein Exemplar der zweiten
 Auflage zur Verfügung zu stellen, die Larmschen auch
 bereits verfügt ist.

Offenbar wissen Sie überhaupt nicht, mit wem Sie
 es zu tun haben. Dann haben Sie doch die Güte, sich
 einmal nach mir zu erkundigen, sei es nun bei meinen
 Freunden Paul Löbe und Willy Brandt, bei Dr. Hans E.
 Lohse oder Walter G. Oachtliwakt.

In meinem Archiv findet die zukünftige Geschichts-
 schreibung natürlich alle einschlägigen Werke, die
 beiden Bände der Reuter-Biographie von Willy Brandt

insu

ED-106156-146

RIEKE, Kuno

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

106156-152

Prof. Dr. Georg Eckert
(20%) Braunschweig
Wilhelmitorwall 4.
Tel.: 2 76 03.

Braunschweig, 31. Dezember 1950
3/3.

Herrn
Professor Dr. Georg Eckert
Braunschweig
Wilhelmitorwall 4
Herrn
Walter Hammer
(24a) Hamburg 39
Bilserstr. 16d.

Lieber Georg Eckert! Alles Gute für 1951, vor allem Gesundheit und Frieden!

Lieber Walter Haben Sie mich zufällig am letzten Abend des August gehört, als ich im Rahmen des "Berliner Fensters"

Entschuldigen Sie mein langes Schweigen. Ich habe aber 2 Monate über die Vorgänge in Brandenburg berichtet habe? Sonst sind Ihnen wahrscheinlich die Beilagen willkommen, die an einer sehr ersten Krankheit in Goslar gelegen und bin erst seit gestern wieder in der Hochschule. Die Nachforschungen über Kuno Rieke habe ich nicht vergessen. Ich werde einen Studenten Gerne hätte ich die Papiere gelegentlich zurück.

Grollen Sie mir bitte nicht, wenn ich Sie auch beauftragen, eine Semesterarbeit über Kuno Rieke zu schreiben, noch mit einer Frage belästige, deren Klärung aber und sende sie Ihnen dann zu. vielleicht auch Ihnen selber am Herzen liegen wird.

Nico Rost kommt in seinem "Goethe in Dachau" auf einen Braunschweiger zu sprechen, in seiner Eintragung vom 21. August 1944: Kuno, ehemaliger Vorsitzender des Braunschweiger Landtages, bereits über 11 Jahre in Haft, Sozialdemokrat gleich seinem Freunde Karl aus Langenbielau. Wer waren Kuno und Karl? Vielleicht leben sie noch? Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie dieser Angelegenheit einmal nachgehen wollten.

Rieke!

Gesundheitlich geht es mir leider miserabel, indessen habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, mein grosses Brandenburgbuch doch noch vollenden zu können. Ich glaube es der Nachwelt noch schuldig zu sein, wäre es doch wirklich ein Jammer, wenn ich all mein grausiges Wissen von der grössten Hinrichtungsstätte der Hitlerjustiz mit ins Grab nehmen müsste. Es wäre sonst kein Wunder, wenn mir die Brandenburger Katastrophe den Rest gegeben hätte. Wir sind in eine tolle Zeit hineingeraten!

In alter gesinnungsfreundlicher Verbundenheit verbleibe ich mit herzlichen Grüßen und Wünschen
Ihr

Institut für...

Prof. Dr. Georg Eckert
(20b) Braunschweig
Wilhelmstorwall 4.
Tel.: 2 76 03.

Braunschweig, den 26.4.1951.
E/F.

Herrn
Walter Hammer
(24a) Hamburg 39
Bilserstr. 16d.

Lieber Walter Hammer!

Entschuldigen Sie mein langes Schweigen. Ich habe aber 2 Monate an einer sehr ernsten Krankheit in Goslar gelegen und bin erst seit gestern wieder in der Hochschule. Die Nachforschungen über Kuno Rieke habe ich nicht vergessen. Ich werde einen Studenten beauftragen, eine Semesterarbeit über Kuno Rieke zu schreiben, und sende sie Ihnen dann zu.

Mit sehr herzlichen Grüßen und allen guten Wünschen

Ihr

J. Eckert

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

1. Juli 1951.
Der Verfasser wird er sicher gerne antworten. Seine Adresse:
Leitartikel in Hans Reinowski; Inner Bitte um die Bitte.
den Verfasser wird er sicher gerne antworten. Seine Adresse:
Darmstadt, Lankwitzstr. 40.

Als Emigrant wurde in Kopenhagen auch Dr. Fritz Bauer,
der jetzt als Generalstaatsanwalt in Kopenhagen wirkt.
Wenn Sie auch an die Braunschweiger, Kurt, Kurt, Kurt,
Sie ihm doch bitte einen Brief von mir mitteilen, dass
die Sie diese Rede, die Sie mir übergeben haben, die Sie
verständlich finden werden, wenn Sie sich anhand der vielen
Beilagen (die ich gelegentlich aus der Tasche ziehe) darüber
orientieren konnten, mit wem Sie es zu tun haben. (Ich würde
Sie bitten, mich ebenfalls als Walter Hammer anzudeuten
und als selbstverständlich anzudeuten, dass mein masculinum
bin. (Aus den ebenfalls beigelegten Brandenburg-Papieren mö-
gen Sie ersuchen, dass es für mich geht, dass es sehr freund-
lich von Herrn Prof. Eckert, uns in Verbindung zu bringen; bit-
te um ein solches Gutes, das ich Ihnen dankbar bin.)

Der Dichter Nico Ros, ein orthodoxer orthodoxer Stali-
nist, hat in seinem weltberühmt gewordenen Buch "Goethe in
Dachau" über mich geschrieben, auch nichtstalinistisches Leidens-
genossenschaftlich wiederfahren zu lassen. So kommt er
auf Seite 78 der deutschen Ausgabe auch beiläufig auf Ihren
Vater zu sprechen, wie er auch sonst unentwegt immer wie-
der vor Sozialdemokraten spricht, während gegen sie im übrige
fast alle kommunistischen Autoren Gift und Galle zu speien
mögen. Ihnen wird das Buch dort in der Universitätsbiblio-
thek unschwer zugänglich sein, wenn Sie noch nicht in fa-
milienmäßigem Besitz haben sollten.

So, nun hoffe ich Ihnen mancherlei angingen und Ihre
damit etwas am
den Bogen noch
Nachfragen
Roman von
atischen
Ihn mal das
der nicht
er mir zu
werden

Der Dichter Nico Ros, ein orthodoxer orthodoxer Stali-
nist, hat in seinem weltberühmt gewordenen Buch "Goethe in
Dachau" über mich geschrieben, auch nichtstalinistisches Leidens-
genossenschaftlich wiederfahren zu lassen. So kommt er
auf Seite 78 der deutschen Ausgabe auch beiläufig auf Ihren
Vater zu sprechen, wie er auch sonst unentwegt immer wie-
der vor Sozialdemokraten spricht, während gegen sie im übrige
fast alle kommunistischen Autoren Gift und Galle zu speien
mögen. Ihnen wird das Buch dort in der Universitätsbiblio-
thek unschwer zugänglich sein, wenn Sie noch nicht in fa-
milienmäßigem Besitz haben sollten.

In erster Linie wäre mir an einer Biographie Ihres Vaters
gelegen, besonders des Kämpfers, des Politikers. Aber darüber
hinaus, ist auch die ganze Parteigeschichte Braunschweigs
von Interesse. So mancherlei ist mir schon bekannt. Als Emi-
granten lebten viele Braunschweiger bei uns in Kopenhagen.
Der alte Ministerpräsident J. ist da wohl auch gestorben, noch
bevor ich aus Holland nach Dänemark verzog. Sie werden davon
wissen. Übrigens ist ja auch Grotewohl Braunschweiger. Ihm
hat mein Kopenhagener Freund Hans Reinowski schon öfters
böse die Leviten gelesen in den Leitartikeln seines "Darm-
städter Echos", dessen Lizenzträger und Chefredakteur er ist.
(Man wird sich dort an ihn erinnern, an den "Roten Hans"; ein
Gedichtband "Lieder am Grenzfall" erschien von ihm in der
Schweiz, den ich Ihnen gerne mal leihen will. Sehr selten, denn

Institut

Hilfer setzte es durch, dass dieses Buch gleich nach Erschei-
nen vernichtet wurde! Vielleicht wenden Sie sich einmal ver-
trauensvoll an Hans Reimowski; Ihrer Bitte um die betr.
Leitartikel wird er sicher gerne entsprechen. Seine Adresse:
Darmstadt, Lanskronstr. 40.

Als Emigrant wollte in Kopenhagen auch Dr. Fritz Bauer,
der jetzt als Generalstaatsanwalt in Braunschweig wirkt.
Wenn Sie auch an ihn herantreten wollen, dann nehmen
Sie ihm doch bitte einen Gruss von mir mit. Ich vermute, dass
Sie sich immer noch an ihn erinnern werden. (Vielleicht ge-
hen Sie einmal wieder zu Skizze über die Touristenver-
anstaltung zu lesen, denn ist er im Bild?)
Mit Hans Bauer traf ich mich in Kopenhagen öfters;
erinnere ich mich recht, dass er in Braunschweig vor 33
Jahren Kultusminister, Gegenwärtig lebt er in Kiel (Nie-
mannsweg 133) als Regierungsdirektor.

In den zwanziger Jahren gehörte ich dem Reichsausschuss
des Reichsbanners an, damals traf ich bisweilen Dr. med.
Lubius, andere "Lubisten", so etwa den Prof. Dr. Franken-
berg, wenn Sie beiden gelegentlich einen schönen
Gruss von mir aussprechen wollten, würde mich das freuen).

Über den Mai 1941 machte ich einen missglückten Fluchtver-
such über den Sund nach Schweden. Wir waren vier: ausser mir
noch Erich Alfringhaus (früher Direktor der "Konzentration"),
Liesel Scheidemann, mit deren Vater ich viel zusammen war, bis
im Winter 39/40 im Krematorium von Kopenhagen die
letzte Ehre erweisen mussten, und Georg Volter, der einmal
Braunschweiger Landtagsabgeordneter war und für dessen ge-
genwärtige Adresse ich Ihnen dankbar wäre. Erich Alfringhaus
ging sich als er ins Hitlerland ausgeliefert werden
sollte ihm gehörte die Nacht, die wir zur Flucht benutzen
wollten, teilten in der Nacht gegen 3 Uhr! Selber habe ich
nach der Pulswaage meiner linken Hand geführt, doch habe ich es
nicht angefangen. Fünf Monate lang hier ich mit Verband rum

So, nun hoffe ich Ihnen mancherlei Anregungen und Fin-
gerzeige gegeben zu haben. Sicher werden Sie damit etwas an-
fangen können. Vielleicht gelte es Sie nun, den Bogen noch
zu schlagen, als ursprünglich gedacht war. Nachtragen
sollte ich über eine Rebellion der sozialistischen
Jugend Braunschweigs im Jahre 1917. Krügen Sie ihn mal da-
nach, das ist zwar toll beschäftigt, wird Sie aber nicht
Vergessen Sie nicht Herr Prof. Dr. Ecker von mir zu
antworten. Sicher werden
Sie die Aufgabe zu meistern wissen.
Wenn wir nicht auf der Wacht bleiben!

Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich
Ihre
Bauer
Besonders der Kämpfer des Politikers, der darüber
hinaus, ist auch die Parteigeschichte Braunschweigs
von Interesse. So mancher hat mir schon bekannt, als Ein-
geraten letzten Jahre Braunschweiger hat mich in Kopenhagen,
Der alte Ministerpräsident J. hat da wohl auch gestanden, noch
davor, ich aus Holland nach Dänemark vorzog. Sie werden davon
wissen. Übrigens ist ja auch Grotrwohl Braunschweiger. Ihn
hat mein Kopenhagener Freund Hans Reimowski schon öfters
über die letzten Gelesen in den letzten Jahren seinen "Darm-
städtter Echo", dessen Lizenziat und Chefredakteur er ist.
(Man wird sich dort an ihn erinnern, an dem "Noten Hans"; ein
Gedächtnis über am Graveli" erworben von ihm in der
Schweden, den ich Ihnen gerne mal zeigen will. Sehr selten, dann

Hauptdaten aus dem Leben des Landtagspräsidenten

Kuno Rieke - Braunschweig

Kuno Rieke wurde 1897 in Braunschweig geboren. Er besuchte von 1911 - 16 das Lehrerseminar in Braunschweig. Nach Unterbrechungen durch den Kriegsdienst legte er 1919 die Seminarabgangsprüfung ab. Anschließend war er als Hilfslehrer in Braunschweig tätig und bestand am 13.1.1922 die Schulamtsprüfung. Am 1.10.1922 wurde er als Bürgerschullehrer in Braunschweig eingestellt. Vom 1.4.1924 war er ordentliches Mitglied des Landesschulamtes für das Volksschulwesen. Am 1.4.1928 wurde er zum Regierungsrat ernannt und als Sachbearbeiter und Hilfsreferent für das Volksschulwesen in das Braunschweigische Staatsministerium berufen. Mit Wirkung vom 1.5.1930 erfolgte seine Ernennung zum Kreisdirektor und seine Beauftragung mit der Leitung der Kreisdirektion Blankenburg. Nach den Landtagswahlen vom 14.9.1930, als deren Folge u.a. das Braunschweigische Innenministerium an einen Nationalsozialisten fiel, wurde der Kreisdirektor Rieke durch Beschluß des Braunschweigischen Staatsministeriums vom 8.10.1930 auf Grund des §129 Ziffer 2 des Braunschweigischen Staatsbeamtengesetzes zum 1.2.1931 in den Ruhestand versetzt. Sein Ruhegehalt wurde ihm später durch Verfügung des Reichsstatthalters in Braunschweig und Anhalt vom 30.7.1933 auf Grund des §2 des Berufsbeamtengesetzes mit Wirkung vom 1.11.1933 entzogen. Durch weitere Verfügungen vom 11.1.1934 und 24.1.1934 wurde ihm das Ruhegehalt wieder zugebilligt. Eine Auszahlung ist jedoch unterblieben, zunächst, weil sich der Kreisdirektor Rieke vorübergehend nach Dänemark begeben hatte, später, weil er unter Überwachung der politischen Polizei stand und schließlich am 9.8.1935 verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau eingeliefert wurde. Die Verhaftung erfolgte, weil er angeblich im dringenden Verdacht stand, seinen Aufenthalt in Dänemark zu Greuelpropaganda und Angriffen gegen das nationalsozialistische Deutschland benutzt zu haben. Er ist am 2.3.1945 in Dachau ums Leben gekommen.

Kuno Rieke gehörte seit 1921 der S P D an und seit 1924 dem Reichsbanner. 1924 wurde er Braunschweigischer Landtagsabgeordneter und Fraktionssekretär, 1927b Vorsitzender der S P D -Fraktion und im Jahre 1930 Braunschweigischer Landtagspräsident.

Das Dargelegte habe ich aus einem Schreiben des Niedersächsischen Innen-
ministers vom 7. Nov. 1953 Nr. I/2 a2 Nr. 191 llo entnommen, das an meine
Mutter adressiert ist.

Kuno Rieke wurde 1897 in Brunschweig geboren. Er besuchte von 1911 - 16
das Lehrerseminar in Brunschweig. Nach Unterbrechungen durch den Kriegs-
dienst leistete 1919 die Wehrdienstverpflichtung ab. Anschließend war er als
Hilfslehrer in Brunschweig tätig und bestand am 13. I. 1922 die Schulamts-
prüfung. Am 1. I. 1922 wurde er als Bürgersechshilfer in Brunschweig einge-
stellt. Von 1. 4. 1924 war er ordentliches Mitglied des Landesschulrates für
das Volksschulwesen. Am 1. 4. 1928 wurde er zum Kreisverwalter ernannt und als
Geobeamter und Hilfsverwalter für das Volksschulwesen in das Brunschwei-
gische Staatsministerium berufen. Mit Wirkung vom 1. 5. 1930 erfolgte seine
Ernennung zum Kreisdirektor und seine Beauftragung mit der Leitung der Kreis-
direktion Bismarckburg. Nach dem Landvergehen vom 14. 9. 1930, als deren Folge
u. a. das brunschweigische Landratsamt in einen Nationalsozialisten über-
nommen wurde, wurde der Kreisdirektor Rieke zum stellvertretenden Kreis-
amtsleiter ernannt. Am 8. 10. 1930 wurde er zum Kreisamtsleiter des Brunschwei-
gischen Staatsbeamtenrates ernannt. Am 1. 1. 1931 wurde er in den Ruhestand versetzt. Sein Ruhe-
gehalt wurde ihm später durch Verfügung des Reichsstatthalters in Brunschwe-
ig und Abteil vom 30. 7. 1933 auf Grund des 22 des Berufsbeamtengesetzes mit 11-
und vom 1. 11. 1933 entzogen. Durch weitere Verfügungen vom 1. 1. 1934 und 24. 7.
1934 wurde ihm das Ruhegehalt wieder zugestimmt. Eine Auszahlung ist jedoch
unterblieben, zunächst, weil nach der Kreisdirektion Rieke vorübergehend nach
Dänemark begeben hatte, später, weil er unter Bewachung der polizeilichen Voll-
ziehungsanstalt in Bismarck am 8. 8. 1933 verhaftet und in das Konzentrationsla-
ger Dachau eingeliefert wurde. Die Verhaftung erfolgte, weil er angeblich im
dringenden Verdacht stand, seinen Aufweis in Dänemark zu einer Propaganda-
und Agitation gegen das nationalsozialistische Deutschland benutzt zu haben.
Er ist am 2. 3. 1945 in Dachau aus Leben gekommen.

Kuno Rieke gehörte seit 1921 der P. D. an und seit 1924 dem Reichsbanner.
1924 wurde er brunschweigischer Landtagsabgeordneter und Fraktionsleiter.
1927 Vorsitzender der P. D. - Fraktion und im Jahre 1930 brunschweigischer
Landtagspräsident.

106156-151

SACK, Karl

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

6. März 1955

Frau
Dr. Carl Sack
Schlitz/Oberhessen
Hindenburgstrasse 16

Sehr verehrte Frau Doktor!

Verzagen Sie es mir bitte nicht, dass ich Sie heute beunruhige und dabei an eine nie vernarbende Wunde rühre. Vielleicht ist Ihnen durch Rundfunk und Presse schon bekannt geworden, dass ich mich um die Erforschung der deutschen Hitlerabwehr bemühe, wobei mir die Totenehrung ganz besonders am Herzen liegt. Argwöhnen Sie also bitte nicht, dass mich Sensationsgier bewegt. Dass es sich um eine durchaus seriöse Angelegenheit handelt, illustriert wohl überzeugend der Umstand, dass Bundespräsident Heuss mir für meine Forschungsarbeit das Steckkreuz des Verdienstordens verliehen hat.

Weshalb ich mich heute ratsuchend an Sie wenden muss? Es hat sich einfach nicht zweifelsfrei klären lassen, ob Ihr Gatte, der in Flossenbürg sein Leben lassen musste, identisch gewesen ist mit dem Verteidiger Torglers im Reichstagsbrandprozess. Die Meinungen hierüber gehen auseinander, weshalb mir an einem authentischen Bescheid viel gelegen wäre. Darf ich Sie darum bitten? Für recht baldige Wunscherfüllung wäre ich Ihnen besonders dankbar.

Mit verehrungsvollem Gruss

Ihr ergebener

Helle Sack

Schlitz/Hessen, den 18. 7. 57

Hr. Herr von Hammer!

Auf Ihre Anfrage vom 6. d. M. würde ich
 Ihnen gerne antworten. Damit kann ich
 Sie klären, jedoch muß ich versichern, daß über das
 obige als männlich unvollständig für den
 Mann nicht bekannt ist, was seine ^{sohl} Laffidurheit
 betrifft. Die Dinge sind nicht richtig festgestellt
 worden, daß aber nicht bewiesen ist in dem
 Sinne, die einmal über mein Zurückhalten
 zum anderen über die Fortbildung des
 Mannes. Hr. Karl Sack, geb. am 9. 6. 96, ist nicht
 zu verwechseln mit dem Ruffenamt Hr. Albrecht Sack, der als
 Mitarbeiter bei dem Ruffenamt (Torgler) tätig war.
 Auf der Feststellung meines Mannes (post 44) kann ich
 eine Doppelbestätigung, da Hr. Sack mit seiner Frau ein

des Landbesitzes wurde. Wird wie bekannt ist, aus diese
für Kinderlos. (Aufs Buchstabe für 17 Jahre im Jahr 1941, welches
jüngere Tote ist seit 1944. Juni - in Russland verweilt.)
Mein Mann fand das in Landbesitz.

Im Jahr 1935 wurde er - als Landbesitzer - hat in seiner Zeit
militärisch über, da das Land - der. Toffen bereits haben die
Zivilisten in Graubünden Konflikte zu bringen, die Unruhe
unter Pastor wurde. Führung von Freiherrn v. Fritsch, was
damals noch nicht eingetroffen.

Das Spiel der von jenen christlichen Töchter über
Auftrag eines Landbesitzers meines Mannes werden. Meiner,
die man unterrichtet sind, wissen, dass eine Tante des Freiherrn,
Graf Kielesanegg, in der Zeit über seine Tante verstorbenen
Nachkommen, von nicht das Toffen über unterrichten. Mit
dieser Erfahrung wurde ich Kinder bei Toffen der Tante, sondern
Vollständig & allein ist, dass man unter dem Grafen T. unter
nicht unterrichtet, der 1947^{er} noch nicht klar & zusammen-
hängend schreiben konnte. Auf der Spielzeit ist unterrichtet und
zu was, eine Tante fast logisch unterrichten zu können.

Mein Mann, 5mal im Jahre unterrichten verweilt,

Helle Sack

Schlitz / Hessen,

II

Anmerkungen eines gewissen Hingensensammlung & die
 Zerstörung eines vollen Buchstaben, was man je von
 seiner Mahlbandschicht besetzt. Es wurde im 1983 - J. im
 Jahr ein paar für - eines der abtiefen Zerstörung
 in d. Fingerring, d. Ringen. (Willst du das Ringen
 wieder mal nicht ganz probieren!) Immer & immer
 wieder sehr es ist für die Verluste ein & zum Glück
 Zuerst man den vielen, vielen gesunden (!) Kollegen
 besonders gut besetzt. Dr. h. Krause, Karmelstr. 10.
 + Dr. h. Heinkeimer, Kierbadeu, Kierbadeu 19^{Wart.}
 Ich hoffe Ihnen mit meinem aufrichtigen
 Antwort zu geben.

Mit besten Grüßen

Mit besten Grüßen

Frau Helle Sack.

Es ist mir schon bekannt geworden, dass Herr Dr. Sack sich stets für die Bedrängten und Verfolgten eingesetzt hat. Dass er auch im übrigen ein Mann von vorzüglichem Charakter gewesen ist, dem die Ehre und die Dankbarkeit der Nachwelt gebührt.

13. März 1955

Herrn Dr. jur. A. Kraell
Darstadt
Reichhausstr. 10
Ihr ergebener

Sehr geehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie bitte, dass ich Sie mit einer Frage (vielleicht) vielleicht ist Ihnen durch Presse und Rundfunk schon bekannt geworden, dass ich mich seit einem Jahrzehnt mit der Erforschung der deutschen Hitlerabwehr befasse, wobei mir die Totenehrung ganz besonders am Herzen liegt. Dass ich keineswegs hinter Sensationen herjage, dass es sich vielmehr um eine durchaus seriöse Angelegenheit handelt, illustriert wohl überzeugend der Umstand, dass Bundespräsident Heuss mir für diese Forschungsarbeit das Steokkreuz des Verdienstordens verliehen hat.

Mir will scheinen - und hierin stimmen wir vielleicht überein - dass man sich um einige ganz besonders verdiente Männer, die das Opfer ihres Lebens gebracht haben, noch viel zu wenig gekümmert hat. Hierzu gehört wohl auch der Ihnen befreundet gewesene Dr. Karl Sack, der in Flossenbürg ein so furchtbares Ende nehmen musste. (Vielfach ist er auch verwechselt worden mit dem RA. Dr. Alfred Sack, der im Reichstagsbrandprozess Torgler verteidigt hatte.)

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie unser Archiv mit Erinnerungen an Dr. Karl Sack bereichern wollten. Sicher finden Sie in einer stillen Abendstunde einmal die Musse zu einer Rückschau. Fixieren Sie dann doch bitte, was Ihnen dann an Denkwürdigem noch einfällt. Für recht baldige Wunsch Erfüllung wäre Ihnen besonders dankbar.

Es ist mir schon bekannt geworden, dass Herr Dr. Sack sich stets für die Bedrängten und Verfolgten eingesetzt hat. Dass er auch im übrigen ein Mann von vorzüglichem Charakter gewesen ist, dem die Ehre und die Dankbarkeit der Nachwelt gebührt.

Ich falte diesen Zeilen etliche Papiere bei, die Ihnen mancherlei willkommene Aufschlüsse geben können.

Mit hochachtungsvollem
Ihr ergebener

Sehr geehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie bitte, dass ich Sie mit einer Frage

(Walter Hammer)

schon bekannt geworden, dass ich mich seit einem Jahr mit der Erforschung der deutschen Hitlerbewegung befasste, wobei mir die Totenerhebung ganz besonders am Herzen liegt. Dass ich keineswegs hinter Sensationen herjage, dass es sich vielmehr um eine durchaus seriöse Angelegenheit handelt, illustriert wohl Überzeugend der Umstand, dass Bundespräsident Heuss mir für diese Forschungsarbeit das Steuergeld des Verdienstordens verliehen hat.

Mir will scheinen - und hierzu stimmen wir vielleicht überein - dass man sich um einige ganz besonders verdiente Männer, die das Opfer ihres Lebens gebracht haben, noch viel zu wenig gekümmert hat. Hierzu gehört wohl auch der Ihnen befreundete gewesene Dr. Karl Sack, der in Ploesenburg ein so fürchterliches Ende nehmen musste. (Vielmehr ist er auch verwechselt worden mit dem RA Dr. Alfred Sack, der im Reichstagsbrandprozess Torgler verteidigt hatte.)

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie unser Archiv mit Erinnerungen an Dr. Karl Sack bereichern wollten. Sicher finden Sie in einer stillen Abendstunde einmal die Masse zu einer Rückschau. Fixieren Sie dann doch bitte, was Ihnen dann an Denkwürdigem noch einfällt. Für recht baldige Wunschbefriedigung wäre Ihnen besonders dankbar.

106156-156

SCHÄK, Hugo

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

20. Mai 1953

Herrn
Stadtarchivdirektor Dr. Kauhausen
D ü s s e l d o r f
Ehrenhof 3

Sehr geehrter Herr Doktor!

Verbindlichsten Dank für die wertvollen Aufschlüsse, die mir Ihr Brief vom 11. Mai brachte. Verargen Sie es mir bitte nicht, wenn ich heute noch weiteren Rat von Ihnen erbitte. Sie würden mir durch baldige Wunscherfüllung eine Geburtstagsfreude bereiten können.

Ein Landesoberinspektor Schack, Düsseldorf, Erasmusstr. 15, soll am 18. 7. 36 verhaftet und am gleichen Tage ermordet worden sein, nur weil er Zweifel geäußert habe an den Sittlichkeitsprozessen, die man damals gegen Franziskanerbrüder durchführte. Ist dort über diesen Vorgang etwas bekannt?

In Plötzensee wurde ein Düsseldorfer des Namens Wilhelm Krüger hingerichtet. Können Sie mir darüber vielleicht etwas sagen? Wissenwert wäre mir vor allem, ob der Verstorbene einer politischen Partei oder irgendeiner religiösen Gruppe angehört hat. Vor allem muß ich natürlich vermeiden, unpolitische Hingerichtete in meine Totenehrung miteinzubeziehen.

Ich habe mir erlaubt, Sie auf eine Aussprache hinweisen zu lassen, die am Pfingstdienstag in Gerresheim

Herrn
Stadtschreiber Dr. Langemann
Düsseldorf
Bismarckstr. 3

stattfinden soll. Die Einladung geht von einem
"Rhein-Ruhr-Club" aus, über den mir sonst nichts
bekannt ist, doch scheint es sich um eine durchaus
seriöse Angelegenheit zu handeln.

Nochmals verbindlichst dankend

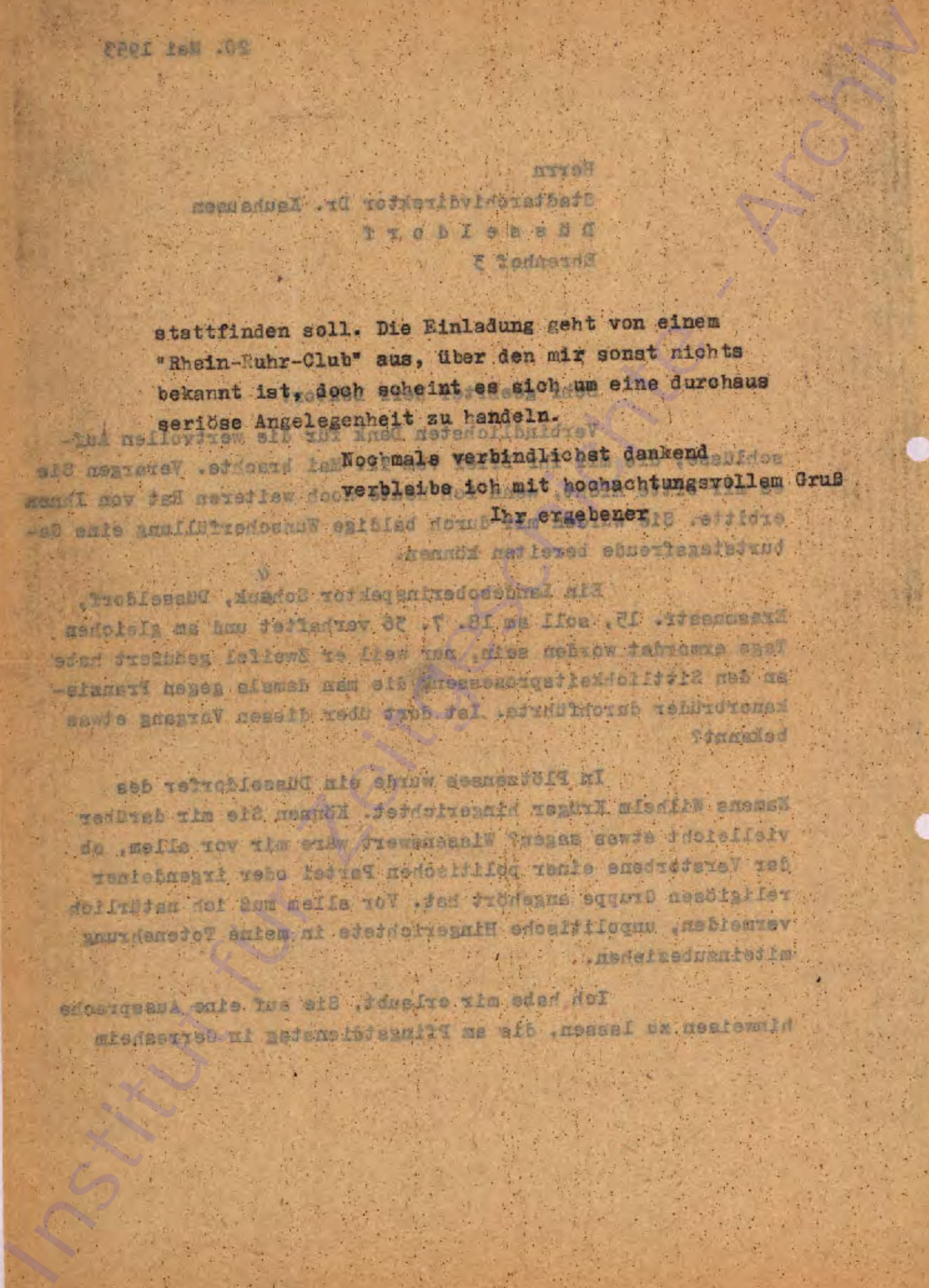
verbleibe ich mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebener

Ein Landeshauptstadtsekretär
Komm. 15. 12. 18. 7. 30 verbleibt und am gleichen
Tage erwartet werden sein, nur weil er Zweifel geäußert habe
an den Stillschließungsarbeiten, die man damals gegen Franz
Kamerlingher durchführte. Ist dort über diesen Vorgang etwas
bekannt?

Im Fünften wurde ein Düsseldorf der
Kamen Wilhelm Küster hinterlassen. Können Sie mir darüber
vielleicht etwas sagen? Wissenschaft wäre mir vor allem, ob
für Verstorbene einer politischen Partei oder irgendeiner
religiösen Gruppe angeordnet hat. Vor allem nur für politische
vermeiden, unpolitische Hinterlassene in meine Totenernung
mitzunehmen.

Ihnen habe ich erlaubt, Sie auf eine Auswertung
hinweisen zu lassen, die am Fünften in Düsseldorf





STADT DÜSSELDORF
DER OBERSTADTDIREKTOR

FERNHUF: S-NR. 1020 — NEBEN-NR. 225

Stadt Düsseldorf - Amt 10 - Stadtarchiv -

An
Herrn Walter Hammer
H a m b u r g 39
Bilserstraße 16 d

Ihre Zeichen

Ihr Schreiben vom

20.5.53

Mein Zeichen
(Bei der Antwort angeben)

Tgb. 40/53

Tag

23.5.53

Betrifft: Auskunft über Hugo Schäck u. Wilhelm Krüger.

Sehr geehrter Herr Hammer!

Antwortlich Ihres Schreibens vom 20.5.53 teilen wir Ihnen folgendes mit:

Laut Adressbuch von 1936 ist ein Landesinspektor Hugo Schäck (ohne e) hier Erasmusstraße 15, III. Etage, gemeldet. Im Adressbuch von 1942 (das letzte während des Krieges erschienene Adressbuch) ist die Ww. Anna Schäck, Erasmusstraße 15, III. Etage, verzeichnet. Das erste nach dem Kriege erschienene Adressbuch Jahrgang 1952 nennt einen Alfons Schäck, Kunstmaler, ebenfalls Erasmusstraße 15. Dieses wird wohl der Sohn des verstorbenen Hugo Schäck sein, zumal der Name Schäck überhaupt nur einmal in den Adressbüchern erscheint. Der Name Ww. Anna Schäck erscheint im Adressbuch Jahrgang 1952 nicht mehr.

Zu Punkt 2 Ihrer Anfrage betr.: Wilhelm Krüger.

Das Adressbuch Jahrgang 1936 zeigt allein 15 Eintragungen mit dem Namen "Wilhelm Krüger". Ohne Angabe des Berufes oder Wohnungsangabe usw. ist es uns nicht möglich etwas zu ermitteln.

In der Hoffnung, Ihnen geholfen zu haben zeichnet

Hochachtungsvoll

i.A.

(Dr. Kauhausen)

Stadtarchivdirektor

5. Juni 1953.

Herrn
Kunstmaler Alphons Schäk
Düsseldorf
Braschstraße 15.

Sehr geehrter Herr Schäk!

Sie wissen vielleicht, daß ich mich speziell mit der Erforschung der deutschen Hitlerabwehr befasse, w bei mir die Totenehrung ganz besonders am Herzen liegt. Da in Weisenborns Buch enthaltene Tatsachenmaterial stammt überwiegend von mir. Gegenwärtig arbeite ich an illustrierten Werken über Brandenburg und Sachsenhausen. Neuerdings hat mich der Westberliner Magistrat beauftragt, auch noch ein illustriertes Werk über Plötzensee erscheinen zu lassen worin u.a. auch ein Bild von Karlrobert Kreiten enthalten sein wird. Und eben deshalb wende ich mich heute an Sie. Verargen Sie es mir bitte nicht, daß ich an diese nie verhelebende Wunde rühre, vermute ich doch wohl zutreffend, daß Sie ein Sohn des Verstorbenen sind. Offenbar ist mittlerweile auch Ihre Frau Mutter gestorben.

Ihr Vater war Landesinspektor, nicht wahr? Wie ist es nun eigentlich zu jener Katastrophe gekommen? Ich vermute, daß Ihr Vater ein Opfer seines religiösen Bekenntnisses geworden ist. Haben Sie doch die Freundlichkeit, mich hierüber recht ausführlich zu berichten. Es käme auch in Betracht, ein Bild Ihres Vaters mitzuveröffentlichen. Stehen Ihnen gute Porträts zur Verfügung, die Sie mir einmal für kurze Zeit zur Auswahl überlassen könnten? Zur Not würde sogar ein kleines Passbild genügen, wenn die Aufnahme nur einigermaßen scharf ist. Ich garantiere für baldige und unversehrte Rückgabe aller Leihgaben, also etwa auch Ihrer Dokumente, die ich mir anzuvertrauen bitte. Für recht baldige Wunscherfüllung wäre ich Ihnen besonders dankbar.

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr ergebener

ED - 106156-160

23. Juni 1953 (H)

Herrn
Kunstmaler Alphons Schäk
Düsseldorf
Erasmusstraße 15.

Sehr geehrter Herr Schäk!

Verargen Sie es mir bitte nicht, daß ich mich so heute in empfehlende Erinnerung bringe. Offenbar haben Sie übersehen, daß ich es bei meinem Quellenstudium brandeilig habe. Ich schrieb Ihnen am 5. Juni und empfahl Ihnen, sich tigenfalls bei Familie Kreiten, Wasserstraße 15, nach mir erkundigen.

Inzwischen wurde mir noch folgendes mitgeteilt, w ich zu bestätigen bitte, wenn es mit den Tatsachen in Eink zu bringen sein wird: "Landesoberinspektor Schäk äußerte Zweifel über die Sittlichkeitsprozesse gegen die Franziskanerbr der. Er wurde noch am gleichen Tag verhaftet und hingerich ^{erschossen}. So wurde am 18.7.36 aus Düsseldorf berichtet. Ich wäre Ihn dankbar, wenn Sie mich recht bald mit Wunscherfüllung erfr en wollten.

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr ergebener

Institut für

Archiv

weitere, wenn die Nationalsozialisten ihr Programm verwirklicht.
haben. Von Anfang mit dem Reichsminister, die Aufhebung
des Nationalsozialismus, Krieg alles das, was mit dieser
bestimmlich durch das dritte Reich haben aufzuheben müssen, gegen
mein Mann jedoch verurteilt, das für Hitler stimmen sollte.
Es war das erste Reichsminister, das am 30. Januar
1933 mein Mann als Minister zum Reichsminister als ge-
wählter Abgeordneter des Reichstages, als sogenanntes „Reichs-
minister“ durch Reichsminister Nr. 1 beauftragt wurde. Es begann
mein für ihn seine Zeit. Unter seinem beauftragten
Generaldirektor war mein Mann ein Minister durch seinen
berühmten Fleiß in seiner Funktion sehr erfolgreich
sowohl beauftragt worden. Dieser Generaldirektor, General
Keller, war ein sehr tüchtiger Minister, war keine in der
Reichsminister gebildet, als mein Mann Minister der Propaganda-
minister, Herr Herr Hebbels als meine General-
direktor der Propaganda - Minister. Diese Minister war
mein das das meine Mann mit dieser war mein war der
Generalminister Herr Hebbels war der Generalminister meine einzelnen
Generalminister zum Reichsminister Minister. Das meine Mann
bei dieser Generalminister war Reichsminister war, das war sehr
war sehr meine Minister. Es war zu sehr für, sollte ich die
Generalminister der Reichsminister meine Mann alle Minister. Unter
meinem Minister ich die Minister. Diese Minister, die bei
meiner Minister war zu zu zu Minister, sehr sehr.
Unter 1933 Minister war Generalminister Hebbels, war eine be-
rühmte Minister Administration für, sehr seine Minister
Minister Minister. Es war Herr Hebbels war meine 150 ge-
wählter Reichsminister Minister, war Minister z. B. der
Minister Minister war der Reichsminister Minister, war

Wenn die Antwort, das keine ich verbindlich mich zu verstehen. Ich
habe bereits mit einem Freund meines Mannes, Gustav Willig
Schulz, sagend, dass ich nicht mehr zu verstehen, wie ich
gebaut werden. Meinem Mann ist die Antwort. Am 22. Juli 19
(also 4 Tage nach seiner Verfassung) bekam ich mich dem folgenden
Freunde dem Lohmann - mit dem ich mich in L. A. Klippen
meiner Mann sei ich, er habe sich das Leben genommen. Sofort
die Situation durchzuführen in. Ich habe, habe ich mich selbst
bringen, mit der Liebe zu bringen, wie ich die mich meine
Fall gebracht werden. Wenn doch mit einem dieser Zweifel mit
versteht mit in klaren Form, meinem Mann mich nicht zu
haben. Meinem Mann hat die Liebe nicht gegeben. Nach dem ich
dieser zum ersten Mal habe, verstanden Verstand in. Meinem,
ich die Wege mich nicht zu haben, wie mich später gegeben
werden. Ich habe mich sehr liebend mit einem in. Die
Bege mit gebracht in. mit einem Zustand verstehen: der Bege
sich mich geöffnet werden. -

Zur Klärung der Sache der Kollegen meines Mannes
und der Dienststelle verstehen. Mein befristete mich später, Gib.
bels habe einen Zustand die Verfahren und der Klärung
insetzen verweist, all ihre Stellung haben abgeben. Meinem
versteht ich. Wenn mich die Klärung die "Gestalt" werden.
habe, zumal mein Mann die besten Freunde meine Offensiv
sind einen Bege gegeben habe. Nach dem ich mich mich
all meine Verstand sein früher Genesend, Landarbeit
Adress sind einen Bege. Selbstverständlich habe sich mich
in. meine notwendigen Dienste mich selbst in meine
Freunde zusammen. Inzwischen ich in keine verstehen.
Nach der Klärung meines Mannes begeben für
mich in. die Klärung die Landarbeit mich nicht.

Manch kann die Eingelassen nicht alle verstehen. Ein
 Man von Bayern in. Amant reger sich nicht. Gewissheit
 sei mir, das wir mit dem anderen müssen Anwesenheit
 und der Gasse Amant besetzt sind. Man Amant
 bei Aachen befinden sich auch dem Christen König nach der
 Gasse zu sich zur Erklärung sind. Auf die ersten sind, die
 die Gasse nachgewisse sei in. beauftragt.

Es ist möglich, dass die Sache mit mir ist, was ich für
 mich persönlich lassen möchte, das bei der Rückgabe der
 der meine Amant, fand in. Heterogen fassen. Die Abfertigung

• findet Verkauf gut wenn wir (nicht Zungen) das rechtliche
 und Gesetz, die Absicht sei so gewiss in. Befähigung gemacht
 das wenn sie notwendig ist. Die meine Befähigung für meine
 Amant betrafte Verkauf angefallen, das würde ich beauftragt habe
 Alles dieses geringe mit, was wir uns strengig hat zu
 machen, sich solche Absicht meine unglückliche Amant zu
 der gekommen ist. Die in. Amant habe in. Amant und sich für
 gelange, das dass sie sich habe, das ich Amant. -

• Es ist Gabels habe nach dem die meine Amant, fand
 Schick, aber nach langer Zeit keine Kunde gekommen. Man
 habe ich mit mir Amant unregelmäßig Zuschriften betreiben
 Amant Abfertigung habe ich mit mir Amant haben sie
 ich habe in. Amant mich nicht ich, zu unterzeichnen, das
 ich und der Amant meine Amant Amant nicht habe
 Es habe nicht dem unregelmäßig Zuschriften nach in. Amant
 habe, das sich unregelmäßig Zuschriften habe ich Amant
 Amant Amant habe habe. das Amant ist
 Gabels habe mit Amant und unregelmäßig Amant Amant
 Gabels habe. Amant habe sich Amant Amant Amant,
 Amant, die habe dem Amant Schick unregelmäßig Amant etc.

dieser Abtent faste und demnächst, ob ich die Briefe
nicht kommen könnte. Ich habe sehr viele Anfragen des Charakters
dieser meine Überzeugung geäußert und für die in möglich
Briefen. Aufmerksam auf sie ist. Dieser Punkt wieder
die Frage für mich und für die in der nächsten Woche in. Taten
von mir für die Befreiung. Diese sind geistlichen Herren
auf sie sind mit. Es sind unsere Aufstellungen vorzuziehen
sind werden, und dann sind wir. Außerdem, daß sie für
den Briefwechsel geeignet. Gott dank, daß wir nicht
stark unzufrieden können. -

Meine Aufzeichnungen sind nicht nur
nicht in allen Hinsichten, was ich mit meinen Taten
und Gut sehr zufrieden sein kann. Doch sind mir
für die. Denn die Zeit der Arbeit war, was für
sich Gottes Hilfe und müßten. Das Jahr 1945 hat mich
die Erfahrung gelehrt, daß ich nicht meine Taten
so zufrieden können.

Dieser Briefe sind ich alle Abfragen und
sicheren Fragen bei, dessen Charakter kann
wissen. Die Aufzeichnungen sind. Ich
sind eine Fragestellung meines Charakters. Bei, für
meine Tätigkeit.

Was diesen Angaben sollte ich Ihnen bereit sein
zu geben, daß die Angaben für Ihre schriftliche
Frage entsprechen können.

Meine herzlichste Grüßung!

W. Anna Kath. Heide

Hirschfeld, Hirschfeldstr. 15

Umlagen: für die Abfragen.
Aufgaben
Tätigkeit.

J. J. Hirschfeldstr. 36 (Hirschfeld - Eller)

106156-164
Düsseldorf, den 20. Juni 1949
Am Steinberg 22

B e s c h e i n i g u n g

Als Vorstandsmitglied der Deutschen Zentrums Partei bestätige ich der Witwe des Herrn Hugo Schäk hiermit, dass ihr Ehegatte, der im Jahre 1936 durch die Gestapo ums Leben kam, sowie auch Frau Anna Schäk selbst, der Deutschen Zentrums Partei angehörten und zwar bis zur gänzlichen Auflösung durch das damalige Hitlerregim. Ich kann fernerhin bezeugen, dass die Eheleute Schäk sich stets rührig und voller Eifer für unsere Partei einsetzten und sich vor allem bei Wahlvorbereitungen voll zur Verfügung stellten. Es ist mir in allerbesten Erinnerung, dass Landesinspektor Schäk, mit dem ich als Parteifreund in engerer Verbindung stand, ein ausgesprochen grosser Gegner des Nationalsozialismus war, der die gegnerische Gesinnung bei jeder sich bietenden Gelegenheit offen bekundete und vor allem vor der Machtergreifung durch Hitler jeden zu bekehren versuchte, der sich der Nationalsozialistischen Partei anschliessen wollte. Es war jedem, der Herrn Schäk kannte, wohl bekannt, dass derselbe ein aufrechter rückhaltloser Widerstandskämpfer gegen das nationalsozialistische Regim war. Es war uns als Parteifreunde nicht gross verwunderlich, dass die Gestapo im Jahre 1936 seiner habhaft wurde und ihn verhaftete. Herr Schäk war ein tief religiös eingestellter Mensch, mit den vorbildlichsten Charakteranlagen. Allein aus diesen Gründen lehnte er den Nationalsozialismus ab. Obwohl er als Beamter in leitender Stellung bei der Provinzial-Feuer-Vers., dem berüchtigten Generaldirektor Hans Göbbels (Bruder des Ministers Göbbels) unterstand, nahm Herr Schäk unbeirrt an jeder religiösen kirchlichen Veranstaltung aktiv teil. Er blieb trotz jeglicher Anfeindung Vorstandsmitglied des Katholischen Beamten-Vereins und beteiligte sich auch hier aktiv, sowie in sonstigen religiösen Vereinen

Des öfteren beklagte sich Herr Schäk über seinen schweren Stand als Beamter bei der Provinzial-Feuer-Versicherung und seinen Anfeindungen dort. Er sprach von Herausforderungen seiner gegnerisch eingestellten Berufskollegen, dass man ihm zum Beispiel aufreizende Zeitungsausschnitte auf sein Büropult legte und dergleichen mehr. Herr Schäk erklärte immer wieder offen, dass er lieber seine Stellung als Beamter verlieren wollte, als dem Druck des General-Direktors Göbbels nachgeben zu müssen und der Nationalsozialistischen Partei beizutreten. Zudem käme für ihn auch niemals ein Austritt aus der Kirche infrage. Am 18. Juli 1936 erfuhr ich nun von der Verhaftung des Herrn Schäk durch die Gestapo aus seinem Dienst-Gebäude heraus. Die Verhaftung soll auf Grund einer Äusserung, die als Beleidigung des Führers ausgelegt wurde, erfolgt sein. Da man seitens der Gestapo behauptete, Herr Schäk habe sich nach einigen Tagen in der Gefängniszelle das Leben genommen, nahm ich bei der Beerdigung des Herrn Schäk die Gelegenheit wahr, und erbat mir noch mit anderen Beerdigungsteilnehmern das Recht, seine Leiche besichtigen zu dürfen. Dieses wurde jedoch jedem Bittsteller verwehrt. Der Sarg war plombiert. Ganz besonders fiel es mir auf, dass keiner der Berufskollegen des Herrn Schäk von der Provinzial-Feuer-Versicherung ihn auf seinem letzten Gang begleitete. Später erfuhr ich, dass dies nur aus Furcht vor General-Direktor Göbbels geschehen sei. Niemand wollte bei ihm in Ungnade fallen. Die Beerdigungsteilnehmer wurden darauf aufmerksam, dass die Gestapo bei der Beerdigung zugegen war, was ich dann auch selbst mit Sicherheit wahrzunehmen vermochte. Es ist mir vom Hörensagen ebenfalls noch in bester Erinnerung, dass an den damaligen General-Direktor Göbbels viele anonyme Zuschriften gerichtet worden sind, deren Inhalt die grosse Empörung der Öffentlichkeit über die Verhaftung des allgemein beliebten Herrn Schäk und seinen Tod im Gefängnis bekundeten. Die Geheime Staatspolizei hat noch nach Monaten dieserhalb in der Wohnung der Witwe Schäk Nachforschungen angestellt und Schriftproben von Beleidigungskarten mitgenommen, was mir dann auch

von Frau Schäk bestätigt wurde. In Bezug auf diese anonyme Zuschriften an Göbbels sollen auch Verhaftungen durch die Gestapo vorgenommen worden sein. Die Deutsche Zentrumsparterie bedauert noch heute aufrichtig den tragischen Tod dieses aufrechten rührigen Parteigreundes und wünscht seiner Gattin und seinen Kindern, die nach seinem Tode einen überaus schweren Lebensweg zu gehen hatten, von ganzen Herzen eine bessere Zukunft.

Meine Aussage kann ich jederzeit eidlich bestätigen

Deutsche Zentrumsparterie

gez. H. Flügge

Institut für Zeitgeschichte

Willy S c h m i t z

100-108156-166
Lobberich, den 23. Juni 1949
Wevelinghoverstr. 102

Eidesstattliche Erklärung.

.....

Joh, Willy S c h m i t z , Gerichtsvollzieher in Ruhe, Lobberich, Wevelinghoverstr. 102, erkläre hiermit an Eidesstatt:

Herr Hugo S c h e k , Landesinspektor in Düsseldorf, Krausstrasse 15, ist mir solange er lebte ein treuer Freund gewesen und hat immer mit mir in engerer Beziehung gestanden. Schék war Konvertit und Gläubiger Katholik. Er hat solange die Zentrumsparlei bestand für diese Partei gearbeitet und auch mit Leib und Seele für den christlichen Gedanken gelebt. Seine ganze Einstellung und sein Leben war das gerade Gegenteil des Nationalsozialismus. Durch diese Einstellung ist er auch zu Tode gekommen. Nach seiner Verhaftung habe ich mich der Familie Schék angenommen und bin mit der Ehefrau an allen möglichen Dienststellen gewesen um festzustellen, wo Schék nach seiner Verhaftung geblieben ist. An keiner Stelle wurde uns Bescheid gegeben wo er war. Nach einigen Tagen wurde der Frau durch die SA mitgeteilt, Schék wär zu Tode gekommen. Der Sarg durfte nachher nicht geöffnet werden; er war von der Behörde plombiert.

Der Fall Schék hat späterhin viel Staub aufgewirbelt. Es sind nachher bei mir noch Schriftproben durch die Luftschutzformulare, die ich in meinem Gewahrsam hatte, vorgenommen worden und eine Verhaftung auf Grund dieser Proben wurde ein Herr Geahr verhaftet.

Willy Schmitz

EO - 106156 - 167
Josef G o c k e l n

O b e r b ü r g e r m e i s t e r

Düsseldorf, den 23. Juni 1949

A b s c h r i f t.

B e s c h e i n i g u n g.

Herr Hugo s c h ä k war mir mehrere Jahre persönlich bekannt. Ich lernte ihn insbesondere in der Arbeit der kirchlichen Vereine kennen, in denen unsere persönliche Begegnung sich ergab. Mir ist in der Zeit bekannt geworden, dass Herr Schäk eine kritische Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus bekundete. Ich muss aus diesem Grund auch annehmen, dass die Verfolgung in dieser Haltung ihren ausschlaggebenden Grund hat. Welcher Partei Herr Schäk vor 1933 angehörte, kann ich mit Sicherheit nicht sagen. Aus der damaligen Zusammenarbeit jedoch möchte ich annehmen, dass er dem damaligen Zentrum politisch angehörte.

gez. Gockeln.

ED-106156-168

Hugo Schalk



IfZ-3A-0004214

Historisches Archiv

ED-106156-163

SCHÄR, Alfred

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Tel. 624766

Hamburg - Volkersdorf,
d. 24. 11. 53

Wulfsdorferweg 79

Sehr geehrter Herr Hammer!

Es tut mir sehr leid, daß Sie trotz Ihrer vielen Bemühungen zu keinem Ziel kommen. Am 22. Okt. etwa war ich bei Alwin Tels, der mir Ihren Brief zeigte und mich um nähere Angaben bat. Am Abend fand ich Ihren Brief vor und schrieb umgehende Daten aus meines Mannes Leben, schickte die Teile wie vereinbart an Alwin Tels, der noch Näheres mit Kurt Bär besprechen wollte.

Nach Ihrem Brief, den ich gestern erhielt, und der mich sehr erschütterte, setzte ich mich sofort mit Tels telefonisch in Verbindung und hörte, daß Alwin Tels

verreist sei, mein Brief noch auf Weitergabe wartete.

Ich werde Ihnen noch einmal die Daten schicken, Alwin Teils kann sie dann noch immer ergänzen.

Bitte entschuldigen Sie die Verzögerung.

Mit freundlichem Gruß

Toni Schar.

Hamburg, 29. 11. 58.

Sehr geehrter Herr Hammer:

Mit einigen Worten über
 Ihren Brief vom 29. 11. und wurde
 auch über seinen Ton. Ich bitte
 Sie zu bedenken, dass es Menschen
 gibt, deren Arbeitstag vom Morgens
 bis zum späten Abend mit Arbeit
 völlig ausgelastet ist, in meinem
 Falle sehen die Berufsarbeit und
 Arbeit für die Wahl der Schule und
 der Lehrerschaft, die auch die meisten
 Sonntage zu Arbeitstagen machen.
 Ich wollte Ihnen eingehend über
 Alfred's Arbeit berichten, erhoffte
 dann nach Informationen von
 einem gemeinsamen Freund, der
 ich aber bis heute nicht erreichen
 konnte. Bei Ihrem Drängen bleibe
 mir nur übrig, Ihnen die Notizen
 zu schicken, die ich mit dem Alfred's
 Sohn's Frau erbat. Vielleicht werden

Sie so für Ihren Zweck. Außerdem
hoffe ich Sie, noch anzusehen:
596339.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr
Alwin Zelt.

Institut für Zeitgeschichte

Alfred Schär geb. 5. Aug. 87 im Hamburg.

Taubstummenlehrer aus Idealismus
unterrichtete nicht nur, sondern suchte
mit Prof. Galcia neue Wege auf sprach-
technischem Gebiet.

Als Wandervogel auf d. Hohen Meißner 1913
Im 1. Weltkrieg Sozialdemokrat (Außenreiter
als Offizier)

Nach 1918 studierte er Volkswirtschaft,
wurde Bodenreformer, gab mit Berliner
Freunden eine Zeitschrift heraus, die als
Land and Liberty nach England ging.
Schriftstellerisch tätig: Problem: ^{Realisierbarkeit des} Groß- und

Kleinbetriebe.

1923 Ludwigstein Idee der Siedlung
Vorträge Deutschland, Dänemark, England
Führungnahme mit Eberhard Arnold (Sannerz)
Eden, Oppenheimer.

Kleine Stadtrand siedlung mit Helmut Herbling

Internationale Beziehungen

Eigene Kinder früh ins Ausland

Judenfreundlich. Freundschaft mit einer Kommunistin, die Gefängnis bekam und dann unter Beobachtung stand (Anemari Helmbrecht) Hausdurchsuchungen, Beschlagnahme seiner Schriften, marxistischen Bücher, Schriften von Oppenheimer u. Nelson. Mitglied des JSK.

Am 10. Febr. 1934 bekam er eine Vorladung ins Stadthaus. Er kam nicht wieder.

Am 13. Febr. 1934 soll er sich im KZ in Fuhlsbüttel das Leben genommen haben.

Selbst im Krematorium Gestapo
Noch nach seinem Tode Hausdurchsuchungen.

geb. 5. Aug 1887 in Hamburg ED-106156-173
Lehrbuchverleger aus Idealismus

Wanderwegel Heiko Meißner 1913

Sozialdemokrat. 1915-18 Weltkrieg

Nach als Offizier Sozialdemokrat

Nach 18: Studium: Volkswirtschaft

Damaschke: Bodenreform.

Gründet mit Berliner Freunden Zeitschrift:

die als „Land and Liberty“ nach England geht.

1923 Ludwigstein. Siedlungsdeem: Eden,

Ulrich Arnold, Oppenheimer

Schriftstellerei tätig: Groß u. Kleinbetriebe

Vorträge: Deutschland, Dänemark, England

Siedlung mit Herbling 1927/28

Eigene Kinder früh ins Ausland.

Internationale u. jüdenfreundliche Beziehungen

Freundschaft mit einer Kommunistin: Anaschew

Helmbrecht, die Gefängnis hatte und unter

Beobachtung stand, machten auch Alfred Schär

verdächtig. Fluchtversuche, Beschlagnahme

seiner Schriften u. massenweiser Bücher.

Anzeige durch Nachtamt; Verurteilung durch
Oberschulbehörde.

J.S.K. (Führerab. sozialist. Kampfbund)

Am Mittw. d. 10. Febr. 1934 Vorladung
Alfred kam nicht wieder. Am 13. Febr. 34
soll er sich im K. in Fühlstübel das Leben ge-
nommen haben.

Die Transferr im Krematorium bewacht von Gestapo

Lieber Alwin! Ich denke aus diesen Daten
wird sich Alfreds Leben erschellen. Du wirst
besser wissen, was wichtig ist.

Du und Lenchen nochmals Danke
für die netten Stunden in Eurer Haus.

Es grüßt Euch herzlich

Tom Schär.

Institut für Zeitgeschichte
ARCHIV

Alfred Schär (Wv.)
dem Isk nackt stehend
in der Zelle erscheint
(Fühlbüttel)

Prozessakte Pravit & Gen!
(D. Heffler)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

A b s c h r i f t

Kurt Bär
Hamburg-Bergedorf
Püttenhorst 109
21 44 89

(Stempel): Arbeitsgemeinschaft verfolgter
Sozialdemokraten, Landesorganisatio
Hamburg, Hamburg 36, Gr. Theaterstr

Die Arbeit der Unabhängigen Sozialistischen Gewerkschaft (USG) in Hamburg in der Nazi-Zeit.

Als die Nationalsozialisten mit ihrer Machtergreifung in Deutschland im Jahre 1933 jede legale Arbeit für Recht, Freiheit und Kultur unterbunden hatten, hielten sich die Besonnenen unter den tatbereiten Sozialisten und Gewerkschaftern zunächst zurück, um nicht die Aufmerksamkeit der Hitler - Schergen auf sich zu lenken. Der Verfasser verzichtet darauf, über die zahlreichen Widerstandsversuche zu berichten, die schon 1933 leitfertig vorbereitet und schlecht gesichert ausbrachen und unter großen Verlusten an opferbereiten Menschen von der Gestapo liquidiert wurden. Er berichtet über die ihm aus seiner eigenen Mitarbeit einigermaßen bekannte Arbeit der Unabhängigen Sozialistischen Gewerkschaft (USG). Aber auch hier kann sein Bericht nur eine Übersicht geben. Denn es liegt in der Natur einer klug geführten illegalen Widerstandsbewegung, daß die Kenntnis des Einzelnen nur lückenhaft ist und daß er keine chronologischen Notizen anfertigen konnte.

Wir, das war zunächst ein Kreis von sozialistischen Gewerkschaftern, die bis 1933 politisch im Internationalen Sozialistischen Kampfbund (ISK) zusammengearbeitet hatten, organisierten zunächst mit Hilfe und Initiative unserer ins Ausland emigrierten Freunde Verbindungen zwischen drinnen und draußen, sowie zwischen unseren verschiedenen örtlichen Kreisen in Deutschland. Über diese Verbindungen liefen Ratschläge und Anweisungen für die illegale Arbeit, Geldmittel, Berichte über die politische Lage in der besseren Auslandsübersicht, Berichte aus dem Inland zur Zusammenstellung im Ausland. Später ging über die Verbindungswege in großem Umfange im Ausland gedrucktes Material zur Information, zur Schulung und zur Werbung.

Die Art dieser Verbindungswege sei an einigen Beispielen erläutert:

Briefe und kleine Materialsendungen überschritten die Grenze oft per Post. Aber das durfte nie direkt vom Absender zum Empfänger gehen, da einerseits diese beiden Stellen unter Postbewachung stehen konnten, da andererseits auch bei einem zufälligen Fang der Postzensur die beiden Stellen nicht gefährdet sein durften. Es mußte also ein Netz von unverfänglichen Deckadressen aufgebaut werden. Es mußte auch Sicherung getroffen werden für den Fall, daß ein Deckadressat "aufgeplatzt" war, damit der von der Gestapo aufgegriffene Faden wieder abriß. Meistens kannten daher die Deckadressaten nicht den Namen des Kuriers, der die Sendung abholte. Dieser kam z. B. als Hausierer an die Tür und wies sich durch ein verabredetes Zeichen aus. Bei einem Deckadressaten z. B. durfte der Kurier nur kommen, wenn das aufs Treppenhaus weisende Toilettenfenster geöffnet war; war der Deckadressat verhaftet, so konnte er das Fenster nicht geöffnet haben, und der Kurier war gewarnt. In den wenigsten Fällen waren die Deckadressaten voll eingeweiht über den Inhalt der Sendung. Wir lesen in den späteren Prozeßakten z. B. ~~xxxx~~ von Keksdosen, die aus Gefälligkeit

aufbewahrt wurden, und in denen illegales Material versteckt war. So konnten in den späteren Prozessen viele Belastete ihre Freisprechung erwirken.

Auch das Material selber war oft getarnt. Eine umfangreiche politische Abhandlung z. B. trug Titel und Aufmachung der Felix Meinersch Ausgabe von K a n t s "Ausgewählten kleinen Schriften". Ein Flugblatt trug oben die Fettdruck-Zeile "Persil bleibt Persil".

Sehr wichtig erwies sich allmählich die Hilfe für Mitkämpfer, die in Gefahr gerieten, von der Gestapoverhaftet zu werden. Sie wurden zunächst von jeder Mitarbeit isoliert, gingen wohl zu ihrer persönlichen Sicherheit zunächst "in Mix Urlaub" mit unbekanntem Aufenthalt wobei die Verbindung unauffällig durch einen einzigen Verbindungsmann aufrechterhalten wurde. Mußten sie emigrieren, so wurden dafür die Verbindungswege geschaffen und Geld und Ausweise bereitgestellt.

In einigen Fällen haben wir auch Verbindungen zu vorübergehend oder länger in der Haft sitzenden Mitkämpfern gehabt. Manche wichtige Mitteilung aus den Gestapo-Verhören gelangte so zur Warnung aus den Gefängnismauern heraus.

Der personelle Aufbau der illegalen Organisation zielte darauf, einen Kreis Menschen so zusammenzuschließen, daß er in der Lage wäre, der nazistischen Willkürherrschaft Widerstand entgegenzusetzen. Dazu war dreierlei erforderlich: Erstens Zusammenfassung eines Stammes von charakterfesten Menschen, die - unabhängig von Verschiedenheiten in ihren sonstigen politischen Auffassungen - bereit waren, für die Befreiung von Nazismus wagemutig einzutreten, die dabei aber klug und vorsichtig waren, wie es die illegale Arbeit erforderte. Zweitens Erweiterung dieses Kreises, insbesondere durch Herstellung von Verbindungen zu ähnlich arbeitenden Gruppen mit dem Ziel, die Arbeit bei Aktionen zu koordinieren und Erfahrungen auszutauschen. Drittens Beeinflussung der teils widerstrebend mitgehenden, teils blind mitheulenden Volksmassen.

Als Gewerkschafter sahen wir stets den entscheidenden Stützpunkt der Arbeit gegen das H i t l e r - Regime in der in den Betrieben konzentrierten Arbeiterschaft. Besser als beim Austausch von Worten lernt man sich im Betrieb kennen. Da sieht der Arbeiter, wie sich der andere Arbeiter in seinen Taten verhält gegenüber seinem Arbeitskameraden, gegenüber dem Lehrling, gegenüber dem Vorgesetzten. Da zeigen sich der "Radfahrer", der nach oben buckelt und nach unten tritt, und der rechtlich Beherrschte, der den Lehrling schützt. Da verliert der Feigling und das Großmaul im Vergleich mit demjenigen in dem das Feuer der rechtlichen Empörung zu Taten drängt. Da zeigt sich, wer hilfsbereit, solidarisch und zuverlässig ist. So sind viele illegale Beziehungen am Werkplatz und in der Frühstückspause geknüpft worden; manches Flugblatt ging im Betrieb unbeobachtet von Hand zu Hand, - vorbei an dem Nazi-Betriebsobmann.

So war unsere Arbeit vorwiegend gewerkschaftlich und betrieblich eingestellt. Trotz ihres Ursprungs aus der scharf profilierten Gruppe des ISK war sie parteipolitisch neutral. Denn für die uns gestellte Aufgabe kam es nicht darauf an, einer bestimmten politischen Richtung zu nützen oder zu schaden. Damit wichen wir ab von den meisten anderen Widerstandsbewegungen jener Jahre, die - statt aus dem Siege H i t l e r s über seine uneinigen Gegner zu lernen - weiterhin ihre Parteiplatte abspielten.

Damit hat die illegale USG-Arbeit den Boden vorbereitet für die parteipolitisch neutralen Einheitsgewerkschaften, wie sie sich beim

Neuaufbau 1945 durchgesetzt haben. An diesem Neuaufbau waren und sind eine Reihe ehemaliger USG-Funktionäre führend beteiligt. So ging der Anstoß zum Wiederaufbau der Gewerkschaften in Hamburg aus von unserem illegalen Mitarbeiter **Kalbitzer** (vergl. **Spließ**, "Die Gewerkschaften", Verlag DGB Hamburg 1945).

Die USG hat bei allen ihren Arbeiten die Unterstützung internationaler Gewerkschaftsorganisationen gefunden. Besonders aktiv stand uns die damals von **Ede Fimmen** geleitete Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) zur Seite.

Die Fäden der USG liefen im Ausland zusammen bei **Willi Eichler**, der nach seiner Emigration anfangs in Paris, später in London lebte. Ihm halfen andere Emigranten, die - trotz ihrer eigenen wirtschaftlichen Not und trotz ihrer Beengtheit in dem bis 1939 mit **Hiltler** zusammenarbeitenden Ausland - Geld und Nachtruhe opferten zur Unterstützung der Widerstandsarbeit in Deutschland. Als Mitarbeiter aus Hamburg sei hier noch besonders genannt: **Walter Brandt**.

Nachdem **Walter Brandt** 1936 emigrieren mußte und von den damals Verhafteten daraufhin zu ihrer eigenen Entlastung schwer belastet wurde, ist er in Weiterführung seiner Arbeit für die USG noch mehrmals als Kurier nach Deutschland eingereist. Dabei geriet er in München in die Hände der Gestapo. Er hat trotz aller Folterungen nichts aus sich herauspressen lassen, nicht einmal seinen Namen. Schließlich hat er seinem Leben selber in der Haftzelle ein Ende gemacht, 1938 fünfundzwanzigjährig.

Willi Eichler ist 1945 mit seinen umfangreichen internationalen Erfahrungen nach Deutschland zurückgekehrt. Er leitet heute die "Rheinische Zeitung" in Köln und gehört dem Parteivorstand der SPD an.

In Deutschland direkt leitete die Gesamtarbeit **Dr. Helmut Rauschenplat**, der hier seit 1933 illegal lebte und der auch in Hamburg oft mit leitenden Funktionären zusammenkam, bis er 1938 emigrieren mußte. Auch er kehrte 1945 nach Deutschland zurück unter seinem in der Illegalität angenommenen Namen **Dr. Fritz Eberhardt**, der heute in Stuttgart aus seiner Tätigkeit bei Rundfunk und Regierung einen guten Klang hat.

Die Arbeit in Hamburg wurde unter Leitung des 1913 geborenen **Walter Brandt** aufgebaut. Dem jungen tatbereiten Menschen stand die Besonnenheit Älterer, wie **Curt Bär**, **Erna Mros** und einiger anderer zur Seite. Dieser Kreis kam regelmäßig, mal hier, mal da zusammen: In einer Wohnung, in einem Privatauto auf der Landstraße, auf einer Wanderung. Jeder Teilnehmer leitete einen oder mehrere Kreise von höchstens fünf Mitgliedern; und von diesen arbeitete jeder wieder am Aufbau einer Gruppe. So baute sich die Organisation in Fingerguppen auf. Jeder einzelne kannte nur seine unmittelbaren Verbindungsleute als illegale Mitarbeiter. So kam es beim späteren Einbruch der Gestapo in die Organisation vor, daß Angeklagte gemeinsam als Komplizen vor Gericht standen, die sich in ihrem Leben noch nie gesehen hatten, die sich also nicht gegenseitig durch nach Nazi-Methoden erpresste Aussagen belasten konnten. Gerade diese Prozesse haben gezeigt, wie stark alle diese Menschen trotzdem sich aus derselben Idee heraus solidarisch fühlten.

Neben diesem Fünfergruppen-Aufbau wurden Querverbindungen zu anderen Widerstandsorganisationen geknüpft. Auch hier galt die Vereinbarung, daß nur die beiderseitigen Verbindungsleute einander kennen sollten. Aber da diese fremden Gruppen nicht so stark vom Gedanken der politischen Erziehungsgemeinschaft durchdrungen waren, wie der alte ISK-Kern, waren die Querverbindungen leider mit größerem Risiko verknüpft. Wir waren auf unseren persönlichen Eindruck von dem Verbindungsmann angewiesen und wollten ja aus Sicherheitsgründen gerade nicht selber Einblick nehmen in die fremde Gruppe. Das Gebot der Verschwiegenheit ist in den fremden Gruppen leider nicht ernst genug genommen worden, sondern aus Schwatzhaftigkeit oder aus falsch aufgefaßtem menschlichen Vertrauen gebrochen worden. Das führte ~~zum Beispiel~~ z. B. zu dem später zu bringenden Einbruch der Gestapo in die USG über die Gruppen **L e i d e r s d o r f** und **M e n d e**.

Jede Zusammenkunft wurde abgeschirmt gegen Entdeckung und Überraschung. Ort und Zeit wurden gewechselt. Wie zufällig kamen die Teilnehmer einzeln an. Zunächst wurde Harmloses gesprochen, um auf peinliches Befragen einen unverfänglichen Gesprächsstoff angeben zu können. Nichts durfte notiert werden; kein belastendes Material durfte mitgebracht werden. Die Kinder von der Mitwisserschaft auszuschließen, war eine schwierige Aufgabe. Oft war nicht einmal der Ehepartner oder die Eltern eingeweiht. Wenn doch, so tat man jedenfalls vor der Gestapo später so als ob.

In den Gruppen wurden folgende Arbeiten geleistet:

- 1) Aufbau und Sicherung der Organisationen in der skizzierten Weise.
- 2) Politische Schulung und Erziehung der Mitglieder.
- 3) Vorbereitung und Ausführung von Propaganda-Aktionen.

Der Schulungsarbeit diente ein Teil des illegalen Materials. Da waren Schriften, die die Grundsätze des Nazismus untersuchten, woran sich wohl Gespräche knüpften über die Grundlagen einer ehrlichen Staatspolitik. (P r a w i t t hat bei seinen späteren Geständnissen vor der Gestapo ausführlich über einen Funktionär-Schulungskurs im Sauerland berichtet). Da waren Schriften, die den Volksbetrug nazistischer Arbeitsbeschaffung, nazistischer Friedenspolitik aufdeckten. Da waren Schriften, die unzensurierte Tatsachenberichte aus Deutschland und aus dem Auslande brachten. Solche Tatsachenberichte waren entweder der Auslandspresse entnommen, oder sie waren von illegalen Mitarbeitern geschrieben und dann an die ausländische Zentrale geleitet. So kamen aus Hamburg viele Einzelberichte aus den Betrieben über die von den Nazis aufgezo- genen sogenannten Vertrauensratswahlen, mit denen die Nazis die früheren Betriebsratswahlen in Vertrauenskundgebungen für den Nazismus umfrisieren wollten.

Die Propaganda-Aktionen bestanden vorwiegend darin, der Öffentlichkeit zu zeigen, daß der Widerstand gegen den Nazismus lebte. Damit stärkte man erstens den vielen alleinstehenden Widerständlern den Rücken. Zweitens machte man die gedankenlosen "Heil"-Rufer stutzig, die geneigt waren, das System zu preisen, das ihnen Brot brachte um einen Preis, den sie damals noch nicht ahnten. Die Lage in den Betrieben in Hamburg charakterisiert ein Flüsterwitz, der wie so viele andere damals von Mund zu Mund ging:

"Gibt es bei euch noch Marxisten?"

"O ja!"

"Viele?"

"Etwa 60% Sozis und 40% Kommunisten."

"Und gar keine Nazis?"

"Doch. Nazis sind wir ja alle!"

Vor den Vertrauensratswahlen 1933 gaben unsere im Ausland gedruckten inhaltsreichen Flugblätter, die sog. "Reinhart-Briefe", genaue Anweisungen, wie die Kollegen ihre Opposition zum Ausdruck bringen könnten, ohne sich zu gefährden. Im Anschluß an die gefälschten Wahlergebnisse verbreiteten wir ein hier vervielfältigtes Flugblatt mit wahrheitsgemäßen Betriebsberichten. So zeigten die Vertrauensratswahlen so wenig Vertrauen zum Nazismus bei den Betriebsbelegschaften, daß **H i t l e r** nach 1935 nicht mehr wagte, Vertrauensratswahlen in den Betrieben durchführen zu lassen, weil die Oppositionszahlen von 1934 und 1935 ihn gewarnt hatten.

Einige Beispiele für andere Propaganda-Aktionen in Hamburg: Regelmäßig gingen die Reinhart-Briefe an einen größeren Kreis von Menschen, aber nur an solche, von denen wir annehmen konnten, daß sie das Material nicht der Polizei zutragen. Denn das im Ausland gedruckte Material konnte nur von einer über die Reichsgrenzen hindüberfassenden guten Organisation stammen, für die wir der Gestapo möglichst keine Fingerzeige geben wollten. In der Tat sind trotz monatlicher Verteilung von vielen hundert Exemplaren weniger als ein halbes Dutzend in die Hände der Gestapo gelangt. Die "Reinhart-Briefe" wurden den "Beziehern" anonym zugestellt, so daß sie im Ernstfall niemanden belasten konnten. Die Wirkung konnte der Verteiler trotzdem oft im unverfänglichen Gespräch im Betrieb oder sonstwo abhören.

Wie wenig die Gestapo dank unserer Vorsicht im Bilde war, zeigt eine Notiz in ihren Akten, als ein Verhafteter einer anderen Gruppe die Vermutung ausgesprochen hatte, es gäbe eine illegale ISK-Gruppe, der unser Mitarbeiter **P r a w i t t** angehöre. Die Gestapo-Akten vermerken dazu am 19. 12. 35: "Über **P r a w i t t**, bzw. seine illegalen Mitarbeiter konnte im Verlaufe der weiteren Fahndungen nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden."

Anderes Material, das weiter verbreitet werden sollte, wurde in stets wechselnder Aufmachung und Verteilungsweise "gestreut". Eine "Gebrauchsanweisung" für den interessierten Leser lautete z. B. so

"Gib diese Zeitung weiter, aber nicht offen, damit niemand Dich denunzieren kann!

Wohin damit? In Briefkästen, Werkstätten, Kantinen, Postämter, Kinos, Wartesäle, Telefonzentralen, Aborte, Versammlungslokale, Arbeits- und andere Ämter, Sporthallen etc.

Aber gibt acht, daß Du unbeobachtet bist, daß niemand Dich als Verbreiter der Zeitung feststellen kann.

Gib sie niemanden persönlich,

Vorsicht ist nicht Feigheit, sondern Sicherung der Widerstandskräfte!"

Als die Nazis eine Klebeplakette mit einem verzerrten Judenprofil und der Umschrift "Juden unerwünscht" herausbrachten, kamen wir mit einer Imitation mit **H i t l e r** - Fratze und Umschrift "Nazis unerwünscht" heraus. Bevor eifrige Nazis diese Imitationen entfernten, hatten schon viele stille Leser darüber geschmunzelt.

Walter Brandt machte 1935 folgendes Husarenstück: Ein dickes Bündel Flugblätter zerflatterte aus dem oberen Stockwerk des Warenhauses Karstadt in den dichten Verkehr der Mönkebergstraße. Als die Polizei unten die Türen bei Karstadt besetzte, um eine Durchsuchung zu machen. Beobachtete Brandt schon den Erfolg von draußen. Die meisten Flugblätter verschwanden vor den nazistischen Einsammlern.

Wie schon erwähnt, fing die Gestapo 1935 an, sich für uns zu interessieren. Einzelnen Verhaftungen gegenüber erwiesen sich unsere Abschirmungen als wirksam. Die Verhafteten kamen wieder auf freien Fuß. Selbstverständlich wurden sie von weiterer Arbeit isoliert.

Leider kam der Gestapo der Zufall zu Hilfe, daß einer unserer besten illegalen Mitarbeiter, Hans P r a w i t t , in der Haft den Verstand verlor. Der folgende Bericht sei zugleich ein Ehrenblatt für P r a w i t t , der nicht aus der Haft zurückgekehrt ist.

Hans P r a w i t t , 1913 geboren, hatte nach Ablegung des Abiturs an der Lichtwark-Schule einen Arbeiterberuf erwählt; er lernte Buchdrucker. Wegen seiner Zuverlässigkeit machte er für die USG viele Kurierwege. Dabei ging er einmal einen Fehler, der sich an ihm und uns schwer rächen sollte: Er verlor einen Päckchen illegales Material in einem Beutel, der seinen Namen trug. Dieser Beutel mit seinem belastenden Inhalt ist zwar nie bei der Polizei gelandet, ist also offenbar von einem Nazi-Gegner gefunden worden. Wir aber mußten mit P r a w i t t s Gefährdung rechnen.

Im August 1935 ging P r a w i t t nach Dänemark - zu einer Ferienfahrt, wie seine Angehörigen glaubten. Als keine Nachforschungen nach dem Verschwundenen erfolgten, kam P. im November zurück, über vorsichtshalber unangemeldet nach Hannover.

Als dann doch auf die bereits erwähnte vage Vermutung über P. hin polizeiliche Nachforschungen einsetzten, sollte P. wieder ins Ausland verschwinden. Von Pirmasens aus überschritt er im März 1936 illegal die Grenze. Er wurde jedoch von französischen Grenzposten zurückgeschickt und in Pirmasens zu 5 Wochen Gefängnis wegen Paßvergehens verurteilt. Dann aber wurde er der Hamburger Gestapo zugeführt. Zwei Monate konnte diese nicht mit ihm fertig werden. **Klug und tapfer widerstand** ~~war~~ er ihren Methoden.

Eine zweite Bresche in die USG half der Gestapo weiter: Curt B ä r geriet im Juni 1936 ebenfalls in Haft. Er hatte vielfach Verbindungen zu Widerstandsgruppen der Linken angeknüpft. Dabei hatten zwei Gruppen die für die Zusammenarbeit getroffenen Abreden nicht eingehalten, so daß die Gestapo, als sie diese Gruppen "aufrollte", auch allerlei über B ä r erfuhr.

Die Leiter der beiden Gruppen, der Studienreferendar Heinz L e i d e r s d o r f und der Werftarbeiter Otto M e n d e haben beide mit dem Leben bezahlen müssen. L. wurde nach achtjähriger Zuchthauszeit anschließend im Juden-KZ zugrunde gerichtet; M. wurde in einem zweiten Verfahren 1944 von den Nazi hingerichtet.

Es gelang Bär zunächst, die Belastung durch Leidersdorf zu entwerfen. Durch die weitere Belastung Mendel über-
 rumpelt, verlor er aber die Nerven und ließ sich die Namen von drei
 Mitkämpfern entreißen: Walter Brandt, ferner Zimmerer Karl
 Heiden und Stellmacher Erhard Konopka. Bevor die
 Gestapo zugegriffen hatte, gelang es Bär jedoch, seiner Frau
 in ~~seiner~~ verabredeter Schrift die Namen zu melden, so daß die Drei
 ins Ausland entkommen konnten. Die Lage der beiden Verhafteten und
 der Organisation wäre nun recht günstig gewesen, da sich fast alle
 Belastung auf die Emigrierten schieben ließ. Leider aber erlag
 Prawitt einer geistigen Erkrankung.

P. sah, daß nun auch Bär verhaftet war. Eine Verbindung mit
 ihm ließ sich von draußen nicht herstellen. Unter dem äußeren
 Druck und der inneren Sorge, ob nicht mit Bärs Verhaftung
 alles aufgedeckt sei, hat sich Prawitts Geist verfinstert.
 Ohne daß weitere Verhöre stattfanden, begann Prawitt nach
 zwei Monaten ausführliche Geständnisse zu schreiben, die zwar stel-
 lenweise Verwirrung zeigten, aber in den meisten der bis ins Einzel-
 ne gehenden Darstellungen doch richtig waren. Und da Prawitt
 viel in der Organisation herumgekommen war, hatte er viel zu berich-
 ten.

Die so ausgelöste Verhaftungswelle unter den führenden USG-Funktionä-
 ren legte die Organisation im ganzen Reichsgebiet lahm. Einigen Ham-
 burger Mitarbeitern konnte Bär noch durch seine Meldungen
 aus dem Verhören zur Flucht verhelfen.

- Aus Hamburg konnten noch emigrieren:
- die Lehrerin Gisela Peiper,
 - die kfm. Angestl. Erna Mros,
 - die kfm. Angestl. Erna Lange,
 - die Studienass. Dr. Anna Stein,
 - der techn. Kfm. Rudolf Levy,
 - der Nat.ökonom Hans Kakies.

Verhaftet und später mit jahrelangen Freiheitsstrafen belegt wurden
 aus Hamburg:

- der Buchdrucker Hans Prawitt,
- der Studienass. Curt Bär,
- der Portefeullier Karl Schneider, Gestap.
- der Kaufmann Helmut Kalbiter, jetzt im Bun
- seiner Frau Emmi, geb. Folkmann,
- die Maler Rudolf Schmidt,
- Friedrich Lehff,
- die Köchin Anna Kothe,
- der Angestellte Willi Schreiber.

Gemessen an dem Umfang des mitarbeitenden Personenkreises beweist
 die kleine Zahl der Verurteilten, wie gut die USG ihre Arbeit
 gesichert hatte und wie gut die Festigkeit der Mitarbeiter den
 Erpressungsmethoden der Gestapo gegenüber standhielt. Die Haupt-
 prozesse fanden 1937 und 1938 vorm sog. Volksgerichtshof in Berlin
 statt, ein Nebenprozeß in Hamburg.

Institut

Über die Haltung der Angeklagten schrieb damals die Schweizer "Nationalzeitung":

"Es sind meistens Angestellte und Arbeiter, die sich mit einem Mut zu ihrer illegalen Tätigkeit bekennen, der oft verblüffend ist, denn sie wissen genau, was sie zu erwarten haben. Zwar sind die meisten Angeklagten jüngere Männer, aber keiner von ihnen verteidigt sich mit Redensarten oder Phrasen und versucht, auf diese Weise die Sympathie der Richter zu gewinnen. Es sind Männer, die eine Überzeugung haben und diese Überzeugung bis ins letzte, wenn auch aussichtslos, verteidigen."

Hinzugefügt sei, daß die illegale Arbeit in Deutschland gegen das Nazi-Regime ein besonderes Maß an Zielklarheit und Entschlußkraft erforderte. Die Widerstandskämpfer in den von Hitlers Truppen besetzten Ländern wurden getragen von der Sympathie und Anerkennung ihres Volkes. Die deutschen Widerstandskämpfer aber mußten ankämpfen gegen öffentlichen Hohn, sie wurden öffentlich zu Verbrechern gestempelt. Sie hatten auch nicht den Ansporn der Sache und die Solidarität der Mitkämpfenden und Mitleidenden gab ihnen in der Zuchthauszelle die innere Rechtfertigung und die menschliche Überlegenheit über sklavische Richter und rohe SS-Söldner. Der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilte Berliner Studien-assessor Julius P h i l i p s o n , der zum Schluß noch als Jude umgebracht wurde, schrieb aus dem Zuchthaus:

"Was mich trieb, kann ich nicht besser sagen als mit einigen Versen von Tagore, die mir einmal ein Freund zu meinem Geburtstag schrieb:

Ich träumte, das Leben wäre Freude,
Ich wachte auf und sah: Das Leben war Pflicht.
Ich handelte, und siehe: Die Pflicht war Freude."

Hans P r a w i t t durchlitt seine sechsjährige Zuchthausstrafe im Zuchthaus Bremen-Oslebshausen, obgleich er wegen seiner Geistesstörung nicht haftfähig war. Für seine dauernden Verstöße gegen die Anstaltsordnung wurde er schikaniert und nach den 6 Jahren in ein KZ überführt. Von dort ist er nicht zurückgekehrt.

Die Arbeit der USG hat meines Wissens nach 1938 keinen nennenswerten Umfang mehr erreichen können. Erst Anfang 1945 verdichteten sich wieder die Beziehungen, und unsere Freunde in Deutschland und eine Reihe zurückgekehrter Emigranten legten sofort nach dem Verschwinden des Nazi-Regimes Hand an beim Neuaufbau.

gez. Curt B & r

Material-Hinweise:

Prozeßakte "Prawitt und andere", unter O Js 148/37 beim Oberlandesgericht Hamburg
"Aufwärts", Jugendzeitschrift des DGB, Nr. 4 vom 31. 7. 48

ED-106156-183

1/2-BA-0004215

Alfred Schär



ED-106156-184

SCHAPPER, Karl

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Propst Helmut Schapper

(19) Groß-Möringen, den 22. VI. 1946
Kra. StendalFernsprecher: Groß-Möringen 49
Postcheckkonto: Berlin 122157

Ihre Briefe von Ricarda Huth!

Vom Anfang (Tagatzettel 7. VI. 46) habe ich gelesen.
 Mein letztes bündel Regierungsvertrag a. d. Carl Schapper
 war als Brief mit als Brief mit ungeschickter Gegen
 Hütters, für die Delegationen mit für die Sozialisten.
 In meine im Jahr 1939 verfasste mit nach der vollen
 Gefährdung anstufalten am 1. II. 1941 eingewirkt. So hat
 mir mit mir eine Idee von Entschlossenheit am sie
 gefast, war ein alter mit fröhlicher Mann mit fast
 besonders bei miran Vorwissen ganz offen bekommen, dass er
 Hitler für das Unglück der deutschen Völkern sah. Und
 ich als eine bei sich nicht gelungen, die Unvollständigkeit

zu erhalten. Können Sie mir noch zu dem ^{Frage}Alten und
die Historie beizubringen die Polsterstuhl für die Herren
brüder erhalten?

Mein Onkel hat in der Zeit von
Landsitz erworben (das ist dann ein neugekauft
weide) reitgeräth. Mein Onkel hat
mir verkauft mit einer 3 Jahr Forderung, die noch jetzt
in Niederbreisig am Rhein (Koblenz), Villa
Sansonci.

Es hat noch als Wohnort für 2 mal in der
Fingert.

mit einem Jahr, das ist die Umgebung!

Snapper.

BUND FÜR FREIHEIT UND RECHT

Der Bundesvorsitzende

Fédération Internationale Libre
des Déportés et Internés de la Résistance
Der Vizepräsident

Der persönliche Mitarbeiter.

① - 106156 - 186

DUSSELDORF, den
Haroldstraße 1
Fernruf 24602

17.9.1952,
Lü/Dr.Me.

Herrn
Walter H a m m e r
(24a)Hamburg 39
Bilserstrasse 16d.

Sehr geehrter Kamerad Hammer!

Auf Jhr an unseren Bundesvorsitzenden Kam. Lütches gesandtes
Rundschreiben vom 8.9.1952 "Plötzensee - Wer weiss Rat?" teile
ich Jhnen mit, dass die Gattin des am 8.7.42 in Plötzensee
hingerichteten Regierungsrates Dr. Karl Schapper (s. Nr. 48)
gegenwärtig in

J d y l l e n h o f bei Niederbreisig (Rhein)
wohnt. Vielleicht empfiehlt es sich, dass Sie sich zwecks
näherer Ansküfterlangung über Dr. Schapper und seine Ange-
hörigen mit Frau Schapper in Niederbreisig in Verbindung
setzen. Auch empfehle ich Jhnen, vielleicht mit Herrn Johan-
nes Meyer-Hultschin von der Pressestelle der Landesregie-
rung von Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, Mannesmann-Haus
Verbindung aufzunehmen, der Chefredakteur der Zeitung "Der
Deutsche in Polen" war und Jhnen vielleicht Fingerzeige
zur Erlangung der von Jhnen gewünschten Auskünfte betreffs
Plötzensee geben kann.

Mit kameradschaftlichen Grüßen!

B F R - Bund für Freiheit und Recht
Der Bundesvorsitzende
Der persönliche Mitarbeiter

(Dr. Meyseneyer)

J. 23/9.52

J. C. Maier-Hultschin

Chef der Landespressestelle Nordrhein-Westfalen

ED-106156-187

DUSSELDORF 26. September 1952

~~Haus der Lichterregierung~~

Sybelstr. 1a

Herrn
H a m m e r,
Hamburg 39
Bilderstr. 16d

Sehr geehrter Herr Hammer,

als Mitherausgeber und Chefredakteur der Wochenschrift "Der Deutsche in Polen" glaube ich über meinen am 8. Juli 1942 in Plötzensee hingerichteten Freund Dr. Karl Schapper die beste Auskunft geben zu können, die Sie sich von Frau Irmgard Schapper, Idyllenhof, Niederbreisig/Rhein bestätigen bzw. auch ergänzen lassen können.

Dr. Karl Schapper, Konvertit, hat aus seiner katholischen Überzeugung heraus den Nationalsozialismus bekämpft. Er besuchte mich auf seiner Polenreise eines Tages, um seiner Freude über die entschieden antinazistische Haltung der von mir geleiteten Wochenschrift "Der Deutsche in Polen" zum Ausdruck zu bringen. Da sich Dr. Schapper nur während weniger Wochen in Polen aufhielt, sonst in Deutschland lebte, machte ich ihm das Angebot, mir zuverlässige Lageberichte über das Dritte Reich zu schreiben, die ich in meinem Blatt veröffentlichen wollte. Dr. Schapper entsprach meinem Wunsche, obgleich er sich darauf beschränkte, mir während seines jeweiligen Aufenthalts in Polen nur grundsätzliche Arbeit zu schreiben. Ich muss gestehen, dass seine von tiefstem sittlichem Ernst getragenen Betrachtungen stets Aufsehen erregten. Karl Schapper war nicht nur ein erstklassiger Verwaltungsfachmann und Jurist, er verfügte über solidestes historisches Wissen und soziologische Kenntnisse. Er war mein bester Mitarbeiter im Dritten Reich. Karl Schapper beschränkte sich allerdings nicht darauf, bei dem "Deutschen in Polen" mitzuarbeiten. Er hat es verstanden, sich durch Decknamen "den Deutschen in Polen" allwöchentlich nach Deutschland schicken zu lassen. Nicht, um sich durch den "Deutschen in Polen" jeweils ein Bild der Lage des Dritten Reiches zu machen, in dem

- 2 -

er lebte, sondern um Nachrichten, Berichte und Artikel aus dem "Deutschen in Polen", die ihm dafür geeignet erschienen, zu vervielfältigen und in seinem deutschen Freundeskreis zu verbreiten. So machte er es auch mit ausserhalb des Dritten Reiches erschienenen Büchern. Karl Schapper war das Vorbild eines echten Widerständlers im Dritten Reich, dessen Aktivität ich manchmal bedrückend fand. Ich weiss mich zu erinnern, wie er gegen den "katholischen" Gerichtsvorsitzenden in Köln, der den Prozess gegen die sogenannten Devisenverbrecher im Ordenskleid führte, eine regelrechte moralische Kampagne organisierte mit dem Erfolg, dass jener "Musterjurist" sich täglich vor Beginn der Sitzung mit den Zuschriften auseinandersetzte, die ihm aus dem Volk zugegangen waren.

Ich führe dieses Bravourstück nur als Beispiel seiner Arbeit an. Natürlich ist die Geheime Staatspolizei Schapper auf die Spur gekommen, aber bei weitem nicht darauf, was er nun wirklich getan hat. Karl Schapper hat durch seine ungewöhnliche Aktivität den klaren Beweis erbracht, dass die Gestapo nicht die Wundereinrichtung des Dritten Reiches gewesen ist, die jede antinazistische Regung registrierte, dass ihr nichts entgangen war, was zu erspüren ihr aufgetragen war. Karl Schapper war der lebendige Beweis dafür, dass die Gestapo nur über wenige helle Köpfe verfügte und ansonsten mit Leuten unter Durchschnitt arbeiten musste, die sich dann eben des Terrors bedienten, um ihre Opfer zum Sprechen zu bringen.

Das Verhängnis war, dass Karl Schapper aus seiner religiösen Haltung heraus die Neigung zum Martyrium hatte. Er war das Opfer seiner Wahrheitsliebe. Er leugnete nichts, was ihm vorgehalten wurde. Ich muss freilich zugeben, dass in dem Prozess (der anfänglich unter "Maier und Genossen" firmierte) von anderen Angeklagten viel zu viel erzählt und zugegeben wurde, Sachen, die nur mir und den einen oder anderen Mitangeklagten bekannt waren. Es wurde offenbar erwartet, auf diese Weise ein erträgliches Urteil zu erlangen. Das Gegenteil war der Fall. Einer

- 3 -

- 3 -

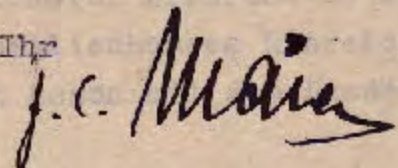
der Mitangeklagten wurde zwar nicht zum Tode verurteilt, erhielt jedoch lebenslängliches Zuchthaus. Beim Vormarsch der Roten Armee 1945 gelang es ihm zu entkommen, nachdem der Zuchthausverwalter im letzten Augenblick davor zurückschreckte die Gefangenen zu erschiessen, wozu er beauftragt war. Nach dem Zusammenbruch 1945 machte ich alle Anstrengungen möglichst erschöpfend über den Prozess und die Voruntersuchung von den Beteiligten informiert zu werden. Ich versuchte begreiflicherweise alles zu ergründen, um selbst Klarheit über die tragische Angelegenheit zu bekommen. Dabei habe ich feststellen müssen, dass gegen Mitwisser, die sich hartnäckig aufs Leugnen der ihnen zur Last gelegten Taten verlegten, die Anklage fallen gelassen wurde. Das Urteil über die Gestapo bildete ich mir nach den Schilderungen der den einzelnen Mitangeklagten zur Last gelegten Delikte, die hauptsächlich in Besuchen bei mir bestanden, allenfalls in der Versorgung mit Material, das sie über die Grenze brachten.

Ich glaube nicht, dass Ihnen Frau Schapper, mit der ich gleich nach dem Zusammenbruch 1945 die Beziehungen wieder aufgenommen habe, mehr über das tragische Schicksal ihres Mannes wird sagen können.

Von der Hinrichtung des früheren Schlesischen Gauleiters Josef Wagner hörte ich zum ersten Mal im September 1945 von Dr. Paulus van Husen, jetzt Präsident des Oberverwaltungsgerichts in Münster/Westf., Droste Hülshoff Allee.

Ich hoffe, dass Ihnen meine Schilderung nützlich ist und bleibe mit besten Grüßen

Ihr



wir hätten schon in Korrespondenz gestanden. Sie
 waren so freundlich mich mit der Witwe in Verbindung
 zu bringen, die mir aber leider nur ein sehr schlech-
 tes Bild des Verstorbenen schicken konnte.

Es wird Sie gewiß interessieren, daß ich gegenwärtig

dem großen Illustrierten "Der Deutsche" vom 14. Oktober 1954

Herrn Pressechef

J.C. Meier-Hultschin

Düsseldorf, Sybelstr. 18

Bilder zur Verfügung, darunter ganz vorzügliche und auch
 sehr seltene Aufnahmen. Darin werden natürlich nicht ledi-

Sehr geehrter Herr Meier-Hultschin!

Ich bin von Christiane Jensen, von Pilsen Dr. Schmitt

Haben Sie herzlichen Dank für die reichen Aufschlüsse,
 die mir Ihr Brief vom 6. Oktober gebracht hat. Ganz beson-

deren Dank schulde ich Ihnen aber für Ihr Buch "Sieg des

Glaubens". Sind Sie damit einverstanden, daß das Geheim-

nis des Pseudonyms gelüftet wird? Ich möchte denn doch

nicht versäumen, in der dritten Auflage vom "Lautlosen

Aufstand" auch Ihr verdienstliches Werk in der Bibliogra-

phie mit aufzunehmen.

Leider ist mir das Buch von Kanonikus Steinwander noch
 ganz unbekannt. Ob ich mich einmal an den Autor wenden

kann? Darf ich Sie bitten, mir dann seine Adresse anzuver-
 trauen?

Den "Deutschen Weg" habe ich von Anfang bis zu Ende ge-
 lesen. Man schickte ihm mir regelmäßig nach Kopenhagen.

Eben jetzt stehe ich mit dem Verleger Steinhage in Olden-
 zool in Verbindung. Ihm steht ein voller Satz der Wochen-

schrift zur Verfügung, aber dafür erwartet er ein Kapital
 welches zum Bau eines Einfamilienhauses hinreichen würde.

Ich korrespondiere deswegen schon mit dem Bundestagsabge-
 ordneten Muckermann.

Über Ihr verdienstliches Blatt "Der Deutsche in Polen"

bin ich auch so einigermaßen orientiert. Ich weiß auch,
 daß Ihr Mitarbeiter Karl Schapper am 1. Februar 1940 in

Plötzensee sein Leben lassen mußte. Sine wegen haben

Institut für

wir übrigens schon in Korrespondenz gestanden. Sie waren so freundlich mich mit der Witwe in Verbindung zu bringen, die mir aber leider nur ein sehr schlechtes Bild des Verstorbenen schicken konnte.

Es wird Sie gewiß interessieren, daß ich gegenwärtig an einem großen illustrierten Werk arbeite, worin die Leidenswege der alten deutschen Parlamentarier gewürdigt werden sollen. Es ~~haben~~^{stehen} mir schon weit über hundert passende Bilder zur Verfügung, darunter ganz vorzügliche und auch sehr seltene Aufnahmen. Darin werden natürlich nicht fehlen Bilder von Christine Teusch, von Prälat Dr. Schmitt und von Paul Gerig. Können aus Nordrhein-Westfalen vielleicht noch weitere ehemalige Abgeordnete des Zentrums in Betracht?

Überlegen Sie sich das doch bitte einmal! Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr
(Walter Hammer)

63-106156-131

16. Oktober 1952

Herrn
J. C. Maier-Hultschin
Pressechef der Landesregierung
Düsseldorf
Sybelstraße 1 a

Sehr geehrter Herr Maier-Hultschin!

Verzeihen Sie bitte, daß ich Ihnen erst heute verbindlichst danke für die reichen Aufschlüsse, die mir Ihr Brief vom 26. v. M. gebracht hat. Lassen Sie bitte Erkrankung als Entschuldigung gelten.

Es freut mich sehr, daß es mir nun wahrscheinlich möglich sein wird, Ihrem alten Mitarbeit^{er}/Regierungsrat Karl Schapper vollauf gerecht zu werden. Inzwischen hat auch die Witwe des Hingerichteten ihre Unterstützung zugesagt; von ihr werde ich wohl auch ein brauchbares Bild bekommen. Sollte ich - wenn ich erst an die Gestaltung des Stoffes herangehen kann - noch weitere Auskünfte brauchen, werde ich mir erlauben, mich dann erneut vergrauensvoll an Sie zu wenden. Vielleicht werde ich mir auch erlauben, bei Ihnen einmal vorzusprechen, wenn ich wieder nach Düsseldorf komme.

Mittlerweile bin ich mit den Hinterbliebenen des früheren Gauleiters Josef Wagner in Verbindung gekommen. Zu der Ermordung ist es noch am 21. April 1945 im Keller der Prinz-Albrecht-Straße gekommen.

Nochmals verbindlichst dankend, verbleibe ich mit besten Grüßen

Ihr

(gültig
in Schlesien)
-s. Maier-Hultschin
Kor)

Institut für

Archiv

Schapper

Nürnberg, Rhein, am 11. 7. 46.
Mlle Sans - souci
ED - 106156 - 132

Ihr geachtete, gnädige Frau,

Mein Bruder sandte mit aus
Berlin einen Sitzungsausschuss mit Agnes
aufzug, in welchem Sie eine Kartei haben für
die Freikarte unserer lieben Zeitgenossen die
aktiv gegen das III. Reich gekämpft ^{den Kampf} sind
haben. Auch mein geliebtes Mann gehörte dazu.
Sie bin von jetzt an allen darüber alle Mittel zu
zusenden, und alle Wohlwünsche zu geben. Er er-
kaufte das neue System vom 1. Tage an und wird
sofort Arbeit in ausländ. Leistungen gegen das III. R.

In den nächsten 14 Tagen habe ich allerdings
leider noch keine Zeit, wie ich mit dem Widerstand
meines Mannes direkt beauftragt bin - es war durch den
Kriegsstand, ob er beauftragt worden, nachdem
er 6 Jahre lang zuerst von D. Schapiro, dann vom
Reich beauftragt wurde, was er völlig herunterge-
bracht!

Ich wäre Ihnen sehr, sehr dankbar, wenn
Sie mich unterstützen würden, wenn Sie die Mittel
haben müssten. Leider habe ich noch Probleme in
der russ. Zone von meinem Mann, und auch
die sehr guten Teile, an diese Sachen kann ich
momentan nicht kommen wegen der Zonengra-
zen. Sie werden sich große auch denken können,
dass ich viel Arbeit habe mit den Behörden u. s. w.
Sodass ich kaum zum Beantworten der not-
wendigsten Briefe komme.

Auch mein Schwager Helmut Schapper, Probel
der Saary, wurde in Helden mit dazu ein-
schließen. Auch möchte ich Herrn Kaiser - Kult-
minister in London bitten, mit dem wir die

Ich bin ausgelassen über dem Kampf gegen den III. R. und die Freikarte unserer lieben Zeitgenossen die aktiv gegen das III. Reich gekämpft sind

Archiv

Ich bin zu dem, was das ungeliebte Krieger in
 Freundschaft verbunden waren (siehe, insbesondere
 der Botschafter der katholischen Botschaft in London), An-
 men, das mein Herr Mann etwas zu schreiben, ebenso
 auch einem Briefchen, das allerdings augenblicklich
 noch krank ist, der ein guter Freund meines Herrn
 ist. Es werden Sie, vielleicht jüdische Frau, gewisse
 gute Briefe meines Herrn bekommen.
 Die Zeit muss schon von Ihnen, Sie Sie, werden

Herrn

Rirsarda Markt



Leue

Oben Philosophenweg 72

Abtender:

Herrn Dr. J. J. J. J. J.

218

Miserebrung 1811

g. f. M. M. M. M. M.

Deubin.

Bücher mein Mann hat er so hoch geschätzt haben,
 wenn sie Herr Leser mit bescheiden Gedanken
 wollen. (Alle Bücher sind vom Reich und kaufte.
 jetzt werden nur in Köln auf dem Lager ver-
 breitet, eine wunderschöne Bibliothek mit etwa
 2000 Bänden - meist wertvolle Bücher) - Sie ist bitter
 für mich, weil es so besonders schöne Stunden waren,
 wenn mein Mann abends vorlas! Welche Erinnerun-
 gen! Alle vorbei! Aber Gottes Willen geschehe, ich will
 nicht unruhen, denn es soll Pap. mein Mann in der

(228) Niederloisig / Rhein
 Dyllhof, 27. 9. 52

Sehr geehrter Herr Hammer!

Ich bestätige Ihnen hiermit
 den Eingang Ihres freundlichen Schreibens
 vom 23. Sept. 52.

Sehr dankbar bin ich Ihnen dafür, daß
 Sie auch meines geliebten Mannes, der
 am 1. Februar 1941 in Pöhlensee
 sein Leben lassen mußte, in Ihrem
 Buch gedenken wollen. Ich werde Ih-
 nen alles genau aufschreiben, was
 meines Bezuges so was, behandelt hat.
 Ich wünsche es Ihnen auf Cerkhine.
 Lassen Sie mir ein wenig Zeit dazu,
 da ich auch noch kuzen vor einer
 Reise zum 1. Herbst und des Material
 für Sie sammeln möchte. Bilder
schicke ich Ihnen auch. Sie können

Demer daraus wählen.

Es ist natürlich sehr schwerlich,
die alten Kunden wieder aufzufressen,
aber man kommt ja nie ganz davon
hinweg - wenn auch das Leben weiter
geht und weitergehen muß. Im Grunde
meins kanns kämpfe ich weiter und
nehre mich auch sonst wieder Heut,
wenn es sein muß.

Herrn Lehmann, Probst Helmut Schnepf
wohnt in (19) Groß-Mötzingen.
Ruhr-Lone. Krs. Henden.

Ich stehe ständig mit ihm in Ver-
bindung. Er wird sicher auch bereit
wills, jede Auskunft geben über
meinen Mann.

Demer kann ich Ihnen über
Haupt Rudolf Gammere in
Auskunft geben, ob ich Ihnen noch
teilen kann, daß ich mit seiner
Schwester, Frau Dr. Elfriede Fünke
geb. Gammere

in Aichach i/Obb. im Tuitthaus war.
(Sie habe 3 Jahre abgesehen wegen "Beihilfe
 zum Hochverrat")

Die letzte Adresse von Frau Dr. Fumice
 lautete: Mühlhof 9/II
 Pránská 20.

Aber sie schrieb sehr lange Zeit nicht.

Ob sie gewaltsam die Bergangerheit
 verlassen wollte?

Die Braut von Herrn Cammerer
 lebt in Prag. Sie schreibt mir öfter.
 Sie kann gewiss Auskunft geben und
 hat auch Bilder davon.

Ihre Adresse lautet:

Paul Dr. F. Drobná.

Praha II

Václavské nám.

1200 Národní Museum.

Frau Dr. Drobná ist Kunsthistori-
 kerin und es sollte aus Prager Museum
 angeht, sie hat einmal nach Herrn
 Cammerer in Berlin gesehen (Dresden,
 vor seinem Tode 1942? glaube ich).

Wenn Sie wollen, will ich auch Sie
schreiben. Ich weiß nur nicht, ob
die kaiserliche Zensur solche Auf-
stellungen u. Billie passieren lassen
wird. Man muß es versuchen.

Sie werden bald wieder von
uns hören, sehr geehrter Herr
Hammer. Bis dahin verbleibe
ich mit freundlichen Grüßen

Ihre ergebene

Jugendfreunde

Warum hat man es nicht besser
achtet, von der Denkfeier von Berlin?
Es war doch das erste Mal, daß man
den vielen Opfern endlich einmal
würdig gedachte!

E. O.

Nach der Bewirtung wünschte ich sehr,
daß mein Name nicht von Dr. Bötel
hatte, er war Regierungsrath u. d. und
dann war er als Generaldirektor in
die Dienste des Grafen Fiele Winkler in
Obersachsen getreten bis 1929.

14. Oktober 1952

Ihr gleich einmal schreiben. An seine Frau in Prag hat
Oberlehrer Hissler schon geschrieben, doch wird es sich
die Dame nicht leisten können, aus Prag often zu schrei-
ben.

Sehr geehrte Frau Schapper!

Bevor ich mich wiederum ins Sanatorium verfügen muß, drängt
es mich doch, Ihnen eben herzlich zu danken für Ihre Hilfsbe-
reitschaft. Mittlerweile erhielt ich auch von verschiedenen
anderen Seiten sehr willkommene Aufschlüsse, so besonders von
Herrn Majer-Hältschin aus Düsseldorf. Unter diesen Umständen
wird es mir sicher möglich sein, Ihrem Gatten einigermaßen ge-
rechtzuwerden. Besonders lieb ist es mir, daß nun auch sein
Bild mitveröffentlicht werden kann.

Übrigens fand ich in Berlin auch noch ein kleines Testament
Ihres Gatten, womit er einige Bücher (den Schott und zwei Bän-
de Laienbrevier) einem Fräulein Gertrude Wambigeauss vermachte.
Gleichzeitig bestimmte er je 50,-- Mark für Seelenmessen (Nie-
derbreisig und Castellaun). Aber das werden Sie ja wissen.

Sehr dankbar wäre ich Ihnen, daß Sie mich mit der Schwester
vom Manfred Cammerer in Verbindung gebracht haben. Ich will

28N-32130N-03

Archiv

14. Oktober 1922

Ihr gleich einmal schreiben. An seine Braut in Prag hat Oberlehrer Nissen schon geschrieben, doch wird es sich die Dame nicht leisten können, aus Prag offen zu schreiben.

Vermutlich wird Ihnen die beiliegende Drucksache willkommen sein.

Grüßes Land ich in Berlin auch noch ein kleines Testament ihres Gatten, womit er einige Hüder (den Gehalt und zwei Ban- de Latendreyer) seinem Fräulein Gertrude Wangelmann vermacht. Gleichzeitg bestimmte er je 50.-- Mark für Seelenmassen (Mie- derbestalt und Gestein). Aber das werden Sie ja wissen. Bild mitveröffentlicht werden kann. Rechtmäßen. Besonders lieb ist es mir, daß nun auch sein

Wird es mir sicher möglich sein, Ihren Gatten einzulassen ge- Herrn Mayer-Hätschin aus Düsseldorf. Unter diesen Umständen gander Seiten sehr willkommen Anschlüsse, so besonders von reitschaft. Mittelweise ergibt sich auch von verschiedenen enedgers nachschreibbarlich ergeben

Inst. für die Geschichte der Arbeiterbewegung

Schapper

in 764 1.2.1941

Niederbreisig/Rhein, den 24.11.52
Idyllenhof.

Ed. - 106156 - 196

Sehr geehrter Herr Hammer!

Dass ich Ihnen nicht für Ihren letzten Brief mit der Einlage gedankt habe, bitte ich zu entschuldigen. Ich bin augenblicklich ein bisschen ohne Hilfe im Hause und habe darum zu viel zu tun. Nun will ich Ihnen aber auch gleich noch einiges ~~über unsere Katastrophe berichten und 2 Bilder meines Mannes schicken.~~ Die Photographin, die das grössere aber viel bessere Bild reproduziert hat, hat mich leider bis jetzt warten lassen. Darum kommt mein Bericht so spät, hoffentlich nicht zu spät.

Am 9. September 1939 wurden mein Mann, Regierungsrat a.D. Karl Schapper, meine Schwester Gertrude Wambsganz und ich selbst um 1/2 4 Uhr nachmittags von 4 Gestapo-Beamten verhaftet, darunter dem Kriminalrat Dr. Braune, der letzthin in Landsberg hingerichtet worden ist, zugegen war auch ferner ein Kriminalkommissar Rauch. Der Grund der Verhaftung wurde uns nicht genannt. Angezeigt hatte uns ein früherer Gärtner, der bei uns angestellt war. Er hatte angegeben, dass wir sehr viel im Ausland lebten, was allerdings der Wahrheit entsprach. Vom 2. Januar 1933 waren wir in Paris, weil mein Mann die Machenschaften der Nazis bereits in den Anfangszeiten der Partei erkannt und verworfen hatte. Er wollte in Freiheit leben. Er wusste, dass "Hitler" Krieg bedeuten würde, dass alle Friedensbeteuerungen Lüge waren, dass man Revanche nehmen wollte für Versailles- und er wusste auch, dass Deutschland wieder die ganze Welt gegen sich haben würde. Er gehörte gewiss zu den Wenigen, die die Weltanschauung des Nationalsozialismus sehr schnell durchschaut hatten und davon im tiefsten Überzeugt war, dass Nationalsozialismus und Katholizismus einander ausschließen. Er war Konvertit und nahm seinen Glauben sehr ernst, so ernst, dass er überzeugt war, dass er Gott mehr gehorchen musste als den Menschen und gegen diese Regierung kämpfen wollte, soweit es ihm möglich war. Ein uns befreundeter Geistlicher sagte einmal zu uns, dass er von tausenden von Menschen nur uns kenne, von denen er überzeugt wäre, dass sie für ihren Glauben und ihre Überzeugungen sterben könnten, wenn es verlangt würde. Gewiss eine sehr hohe Meinung, aber auf meinen Mann ganz gewiss mit Berechtigung ausgesprochen. Vorweg nehmen will ich an dieser Stelle gleich, dass mir der Gefängnis-pfarrer Lohoff, der leider gestorben ist, sagte, als ich ihn nach meiner 3 jährigen Zuchthausstrafe in Plötzensee besuchte: Frau Schapper, Ihr Mann ist wie ein Heiliger gestorben, er hat sein Leben als Opfer dargebracht. Er fügte hinzu, dass er nie einem solch geduldigen Gott in tiefster Seele ergebenen und gütigen Menschen begegnet wäre, der alles auf sich nahm zur höheren Ehre Gottes.

Ich kann hier auch hinzufügen, dass selbst die Gestapo-Beamten in Berlin vor ihm eigentlich Hochachtung hatten und ihm soviel Erleichterung verschafften als möglich war, das muss ich der Wahrheit gemäss sagen.

Nun weiter: Wir blieben nicht immer in Frankreich, sondern lebten auch lange Zeit in Polen, wo mein Mann einen Prozess gegen den polnischen Staat eine deutsche Firma vertrat. In dieser Zeit lernte er Herr Maier-Hultschin kennen und schrieb von da an für seine Zeitung "der Deutsche in Polen," die auf katholisch weltanschaulicher Basis gegen den Nationalsozialismus Artikel grundsätzlicher Art brachte. Und nur solche Artikel schrieb mein Mann. Die Beiträge für diese Zeitung kamen aus aller Welt, auch der heutige Professor Gurian und der Graf d'Harcourt aus Paris und viele andere lieferten des öfteren Beiträge

Wir waren natürlich immer wieder in Deutschland für längere Zeit, sonst hätte man ja den Zusammenhang verloren, ausserdem mussten wir uns um unser kleines Besitztum ab und zu wenigstens persönlich kümmern.

Im Juni 1939 war mein Mann allein in Polen und traf mit Herrn Maier-Hultschin zusammen in Zakopane

Notiz

Dort trafen sie sich mit noch 2 Herren vom Generalstab in Berlin, die sie sprechen wollten, um Verbindung mit Maier aufzunehmen. Sie kannten seine Zeitschrift genau, denn sie wurde im Generalstab gehalten (sie war natürlich in Deutschland längst verboten). Da sie nur aus ethischen Gründen gegen das totalitäre System der Hitlerregierung im geistigen Bezirk kämpfte und jede Beeinflussung durch Geldgeber ebenso jede Bestechung ablehnte, hatten diese Kreise in Berlin Vertrauen gewonnen und teilten mit, dass in Offizierskreisen und zwar in der höheren Führung die Absicht bestehe, die Hitlerregierung zu beseitigen und zwar deshalb, weil diese Regierung auf den 2. Weltkrieg zusteure, der ein Wahnsinn wäre, man befürchtete Deutschlands Untergang. (Auch die Meinung des Freiherrn von Fritsch!) Die Offiziere wollten durch Herrn Maier erfahren, ob Polen sich im Falle eines Sturzes der Regierung Hitlers friedlich verhalten würde. Der Sturz der Regierung würde Sache der deutschen Seite sein. Es würde für eine kürzere Zeit eine Militärregierung folgen um Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten, dann aber sollte wieder ein Rechtsstaat errichtet werden mit einer regulär gewählten Regierung, um sich nach Frankreich hin zu sichern, wurde mein Mann gebeten mit ganz bestimmten Emigrantenkreisen in Frankreich Verbindung aufzunehmen, die ihrerseits von General Gamelin eine Zusicherung dahingehend zu erlangen, den Frieden zu bewahren im Falle eines Sturzes der Hitlerregierung. Auch mit Schweizer Emigranten wurde Verbindung aufgenommen, von Paris aus, wohin mein Mann noch im Juli 1939 gereist war. Sämtliche Teilnehmer der Konferenz waren sich darüber einig, dass nur mit solchen Deutschen im Auslands-Verbindung aufgenommen werden sollte, die für eine neue Regierung wertvoll sein würden. Man kam überein, dass die Gestapo und ihre Methoden sofort beseitigt werden würden, dass Konzentrationslager sofort aufgehoben würden, dass bei Gericht wieder Recht gesprochen werden sollte, dass die Eltern wieder Autorität über ihre Kinder haben sollten u s w.

Dies alles fasste mein Mann in einer Denkschrift zusammen, die er 12 Schreibmaschinenseiten umfasste.

Als wir nun verhaftet worden waren und im Koblenzer Gefängnis waren, wurden wir mehrfach verhört aber ohne positive Ergebnisse. Plötzlich nach 10 Tagen ungefähr kam das Verhängnis. Ich wurde zum einem Kreuzverhör geholt, (6 Kerle brüllten gleichzeitig auf mich ein, sodass ich kein Wort verstand und auch nicht antworten konnte und nach 4 Stunden einfach hinauslief, sonst wäre ich umgefallen. Dabei zeigte mir der Dr Braune die Denkschrift, die mein Mann im Juni 1939 verfasst hatte. Wo sie die Denkschrift gefunden hatten, weiss bis heute noch niemand. Mein Mann war nicht imstande zu lügen und hat dann alles eingestanden. Es ~~war~~ keiner der Herren mit seinem richtigen Namen in der Denkschrift angeführt, sodass sie die Offiziere nicht identifizieren konnten. Mein Mann erzählte mir einmal bei einem Besuch, dass sich dieser Dr Braune ganz übel benommen hätte bei dem Kreuzverhör.

Wir kamen dann nach Berlin vor den Volksgerichtshof.

Monatelang sassen wir allerdings erst als Gefangene der Gestapo, ~~unter~~ vom 2. Nov 1939 bis er Anfang Mai 1940. Dann kamen wir ins Untersuchungsgefängnis in Moabit. Von da an durfte ich weni getens meines Mann alle 10 Tage sprechen oder meine Schwestern, natürlich nie ohne Zeugen. Aber es war doch eine grosse Erleichterung, denn manchmal waren die Herren die als Zeugen dabei sassen so anständig, dass sie uns viel mehr Zeit gönnten oder sich auch umdrehten, damit wir uns in die Arme fallen konnten, was an sich streng verboten war.

Meine Schwester wurde schliesslich auf vieles Bitten Ende Mai entlassen, musste sich aber täglich bei der Polizei melden. Am 15./16. Oktober war dann die Verhandlung vor dem II. Senat des Volksgerichtshofes. Das Resultat kennen Sie. Am 1. Februar 1941 musste mein über alles geliebter Mann sein Leben hergeben. Er hatte gekämpft für ein besseres anständiges Deutschland und starb mit dem Bewusstsein, recht gehandelt zu haben.

am 2. Dez 52

Ich kann garnicht hintereinander dieses schreckliche Trauerspiel wieder beschreiben. Aber ich will sehen, dass ich heute Ihnen den Brief abschicke, zumal ich heute wieder ein Schreiben von Ihnen bekommen habe. Vielleicht wollen Sie noch einige persönliche Daten wissen? Mein Mann Karl Theodor Reinhard Schapper wurde am 27. 8. 79 in Grossmöringen Krs Stendal geboren als Sohn eines evangelischen Pfarrers Dr Karl Schapper. Seine Mutterstammte aus der sehr bekannten ev. Pfarrersfamilie Krummacher. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Wernigerode am Harz studierte er Jura in Leipzig, Berlin und in der Schweiz. Er absolvierte sein Regierungsreferendar - Examen in Berlin und später sein Regierungsassessorexamen mit dem Prädikat "gut". Dann trat er in den preussischen Staatsdienst ein und zwar bei der Eisenbahnbehörde als Verwaltungsjurist. Im ersten Weltkrieg erhielt er als einer der ganz wenigen das "E.K. III. Klasse am weissen schwarzen Bande für seine ganz ausserordentlichen Verdienste in der Grenzdirektion Kattowitz, reibungsloser Verkehr während aller Kriegshandlungen. etc.

Im Jahre 1919 nach der Revolution trat mein Mann in den Privatdienst über und nahm den Posten eines Generaldirektors in Oberschlesien an. Nach er 10 Jahren zog er sich ins Privatleben zurück und wir lebten hauptsächlich hier auf unserem kleinen Hof.

Mein Mann beschäftigte sich viel mit geschichtlichen Forschungen und Politikund hatte unendlich viel Manuscripte in seinem Schreibtisch, die alle der Gestapo zum Opfer gefallen sind. Er schrieb in jener Zeit auch viel für Zeitungen und Zeitschriften und bekam oft Bücher zur Rezension. Ich kann sagen, dass er dauernd geistig beschäftigt war.

Es war ein hoher Genuss mit ihm zusammenzuleben und sein Kamerad zu sein. Er hatte viel Interesse für neue literarische Werke, die wir zusammen lasen, nicht nur deutsche sondern aus aller Herren Länder, sodass wir nie einseitig orientiert waren. Da er überaus sprachgewandt war, er sprach Polnisch, französisch, italienisch und etwas griechisch ausser seiner Muttersprache und konnte sogar auch noch viel vom Hebräischen, so war es uns ein leichtes in allen Ländern Europas zu reisen. Die Vielen Beschränkungen empfand er immer als eine Behinderung der persönlichen Freiheit und darum hasste er auch von vornherein die Naziregierung. Seine herrliche Bibliothek von 2 600 Bänden fiel auch in die Hände der Gestapo, denn mir haben sie doch alles beschlagnahmt. Er liebte seine Bücher und kannte sie alle. Es waren ganz grosse Seltenheiten darunter, alles ist vernichtet!

Noch etwas, mein Mann interessierte sich schon als Student in der Schweiz für die katholische Theologie und beschäftigte sich stets mit all den religiösen Problemen die seit der Reformation die Kirche in 2 Konfessionen gespalten hatte. Er hatte schliesslich den grossen Wunsch, zurückzukehren zum Katholizismus und konvertierte im Jahre 1922. Ich konvertierte erst in Paris im Jahre 1933, was die Nazis garnicht begreifen konnten, und doch lag es in der ganzen Linie der Entwicklung im Kampf gegen sie !! Das war ihnen ein Rätsel. Aber das nur neben bei.

Für heute will ich nun schliessen, sehr geehrter Herr
Hammer. Seien Sie nicht böse, dass es so lange gedauert hat,
aber es überfällt mich dann wieder eine solche Trostlosigkeit,
dass ich garnicht schreiben kann. Sie verstehen das gewiss.
Ich hoffe, dass Sie uns einmal besuchen, wenn Ihr Weg Sie hier
vorbeiführen sollte. Ich würde mich freuen, Sie persönlich kenne
nen zu lernen.

Mit den herzlichsten Grüßen verbleibe ich

Ihre

Margret Hammer

821-951901-138

42-BA-0004216 Karl Schapper



ED-106156-193



42-BA-0004217

Karl Schapper